

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

AMERIKAS WEG ZUR **WELTMACHT**

1498 – 1898



419487 5508009 30011

GESCHICHTE AM MITTWOCH.

Spannende Dokumentationen. Immer mittwochs um 20.45 Uhr.

Legen auch Sie ARTE um – vom jetzigen Programmplatz auf Platz 8 Ihrer Fernbedienung.
So erleben Sie ganz nah immer wieder spannendes Programm! Wer mitmacht, kann außerdem
1 Heimkino-Anlage von LOEWE oder 1 von 88 weiteren attraktiven Preisen gewinnen.
Gewinnhotline (dtms): Tel. 01805-93 90 00 (0,12 €/Min.).* Weitere Infos unter www.arte-tv.com

arte



GEO POCHÉ

Das Magazin für Geschichte

Gruner + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Postanschrift
für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48,
Telex 21 95 20 E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.GEO.de

CHEFREDAKTEUR

Peter-Matthias Gaede

STELLVERTRETENDER CHERFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE

Ruth Eichhorn (Bild)

Jutta Krüger (Art Direction)

THEMAREDAKTION

Carola Strobel

BILDERDAKTION

Christian Gurgler

ART DIRECTOR

Johannes Dönges

DOKUMENTATION

Dr. Agnes Bretting;

Freie Mitarbeiter: Olaf Mischer

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG

Jens-Rainer Berg

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Lars Abromietz, Peter Bier, Christoph Kucklick,
Jens Schröder

Freie Mitarbeiter: Ernst Arthur Albaum, Jörg-Uwe Albig,
Dr. Peter Bender, Prof. Dr. Norbert Birnbaum, Andrea
Bonatti, Peter Bräuer, Michael Bräuer, Holger Friedrich,
Mark Goebel, Tobias Goekse, Matthias Hahn,
Heinrich Jaencke, Reiner Kliwer, Harald Martenstein,
Ulrike Moser, Tobias Rüther, Matthias Wöbking

REDAKTIONSSASTENZ

Ursula Ahrens

KARTOGRAPHIE

Siefanie Peters

HONORARE

Petra Schmidt

REDAKTIONSKRATZ

Jürgen Brüggemann

Assistenz: Hannelore Koehl

CEO-BILDARCHIV

Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann,

Peter Müller

REDAKTIONSBURO NEW YORK

Brigitte Barkhuis, Barbara Basso, Nadja Mastri
375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514,
Tel: 001-212-999-8100, Fax 001-212-999-8105,
E-Mail: geo@ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG

Dr. Gerhard Schäfer, Dr. Bernd Buchholz

ANZEIGELEITUNG: Anke Wiegel

VERTRIEBSLEITER: Markus Böhler

MARKETINGLEITER: Florian Wagner

HERSTELLER: Peter Grimm

GEO-EPOCHE-Kundenservice

Deutschland: Gruner + Jahr AG & Co KG,
GEO-EPOCHE-Kundenservice, 20080 Hamburg
Schweiz: GEO-EPOCHE-Kundenservice, Postfach, 6002 Luzern
Österreich: GEO-EPOCHE-Kundenservice,
Postfach 5, A-6950 Wolfurt

Übrigens: Ausland:

GEO-EPOCHE-Kundenservice, DPV,
Postfach 101602, D-20010 Hamburg

GEO-EPOCHE-Servicetelefon

(Abonnement, Nachbestellung älterer Ausgaben,
Bücher von GEO, GEO-Kalender, Register, Schuber etc.)

Deutschland: Neubestellungen: Tel: 040 / 37 03 38 03
Kundenservice: 040 / 37 03 40 41; Fax: 040 / 37 03 56 57;
E-mail: abo-service@geo.de

Schweiz: Tel: 01/2484 20; Fax: 01/248 44 04
Österreich: Tel: 0820 / 00 10 85; Fax: 0820 / 00 10 86
E-mail: gu@abo-service.at

Heft-Preis: € 8,00 - ISBN-Nr. 3-570-19431-0
© 2003 Gruner + Jahr, Hamburg

Anzeigenabteilung

Anzeigenverkauf: Lars Niemann,
Tel: 040 / 37 03 29 32, Fax: 040 / 37 03 57 73
Anzeigenpreise: Tel: 040 / 37 03 38 24, Fax: 040 / 37 03 57 73
Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1. Januar 2003

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto 0322800, BLZ 200 700 000

Druck: Gruner + Jahr AG & Co KG
Druck- und Verlagshaus
Itzehoe/Holstein
Printed in Germany



Liebe Leserin, lieber Leser

In den vergangenen 18 Monaten hat sich das deutsch-amerikanische Verhältnis fundamental verändert. Der brutal vorgetragene Hegemonialanspruch der Supermacht – de facto das Leitmotiv der US-Außenpolitik seit über 50 Jahren, aber von der Regierung Bush nun nicht einmal mehr diplomatisch verbrämt – wird in Deutschland, wie in vielen anderen Ländern Europas, nicht mehr ergeben hingenommen. Mit dem Ende des Kalten Krieges ist auch das Ende der selbstverständlichen Unterordnung gekommen.

Doch die transatlantische Verstimmung reicht weit über die aktuelle Politik hinaus. Es geht um Glaubwürdigkeit. Etwa darum, für welche Werte die amerikanischen Soldaten, die derzeit im Irak patrouillieren, eigentlich stehen. Für die Demokratie – obwohl sie aus einem Land kommen, dessen Präsident unter ziemlich windigen Umständen an die Macht gekommen ist? Für eine solidarische Gesellschaft – obwohl in den USA jeder Bürger so rücksichtslos sich selbst überlassen bleibt wie in keinem anderen Land des Westens? Für Toleranz, Partnerschaft und Weltoffenheit – obwohl George W. Bush kürzlich in ignoranter Arroganz verkündet hat, die USA seien „the greatest Nation on the face of Earth“?

Woher stammt diese Selbstgewissheit? Wie ist es zu jenem Sendungsbewusstsein gekommen, das den *American way of life* zum besten aller denkbaren Lebensstile erklärt? Und wie zu jener Kombination aus übersteigertem Patriotismus und grimmiger Religiosität, die heute viele führende US-Politiker prägt?

Das vorliegende Heft versucht, darauf Antworten zu geben und die politische Kultur der USA aus deren Geschichte zu erklären – von ihren Anfängen als „Heiliges Experiment“ strenggläubiger Puritaner über die brutale Niederwerfung der Ureinwohner bis zum Aufstieg zur Weltmacht Ende des 19. Jahrhunderts. Es ist nach der GEO-EPOCHE-Ausgabe über „Die Indianer Nordamerikas“ (Oktober 2000) unser zweites Kompendium über die Geschichte des Halbkontinents, diemals geschrieben aus der Perspektive der Täter, nicht der Opfer.

„Die Vereinigten Staaten scheinen von der Vorsehung dazu bestimmt, der menschlichen Größe und dem menschlichen Glück eine Heimat zu geben“, notierte einst ihr erster Präsident George Washington. „Das Resultat muss eine Nation sein, die einen besseren Einfluss auf die ganze Menschheit ausübt.“ Warum es anders gekommen ist – auch davon erzählen die folgenden knapp 170 Seiten.

P.S. Ab 2004 erscheint GEO-EPOCHE viermal im Jahr. Die Themen der nächsten Hefte lauten: „Deutschland um 1900“ (erscheint am 3. März), „Das klassische Griechenland“ (2. Juni), „Inka, Maya, Azteken“ (1. September) und „8. Mai 1945 – das Kriegsende“ (1. Dezember). Ich hoffe, Sie halten uns die Treue.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

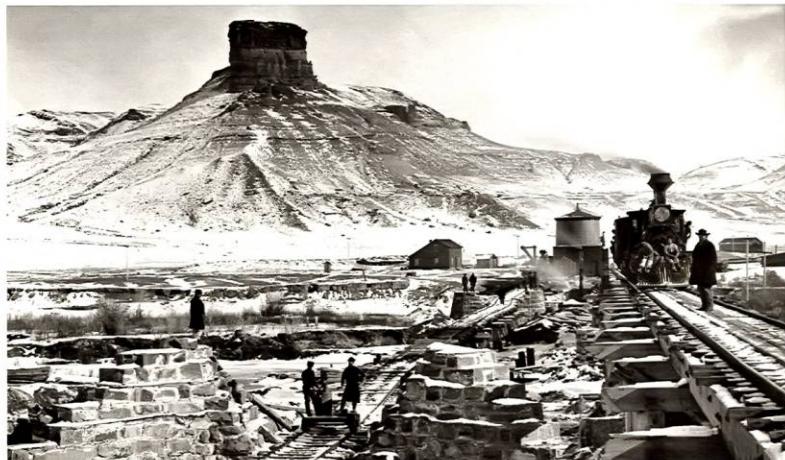
Michael Schaper

INHALT

AUFBRUCH IN DIE NEUE ZEIT

Mitte des 19. Jahrhunderts springt Amerika aus der Kolonialzeit in die Moderne – mutig, optimistisch, rücksichtslos. Die Pioniere der Fotografie halten den großen Sprung nach vorn auf ihren Glasplatten fest. Auch den Bau der Union Pacific Citadel Rock in Wyoming.

Seite 6



KONQUISTADOR

Die Spanier sind die ersten Eroberer im Indianerland. Um 1540 verwüstet Hernando de Soto den Südosten Nordamerikas. Als seine Soldaten abziehen, lassen sie ein tödliches Erbe zurück: Seuchen.

Seite 28



DER KAMPE UM DIE NEUE NATION

1776 unterzeichnen Thomas Jefferson und andere »Gründer« die Unabhängigkeitserklärung. Aus treuen Untertanen der britischen Krone sind Rebellen geworden, die gegen das Mutterland aufstehen – und für »das Streben nach Glück«.

Seite 52



KOLONIE DER FROMMEN

Einige Dutzend Puritaner fliehen 1620 vor der Verfolgung in England mit der »Mayflower« über den Atlantik. Sie tun sich schwer in der Neuen Welt, ihre Siedlung ist klein. Doch das geistige Erbe der »Pilgerväter« prägt noch heute die USA.

Seite 42



DER WEG NACH WESTEN

1804 brechen die Offiziere Meriwether Lewis und William Clark als erste Weiße über Land zur Pazifikküste auf. Millionen werden ihnen folgen.
Seite 70

BÜRGERRKRIEG

Ab 1860 sagen sich die Südstaaten im Streit um die Sklavereifrage vom Norden los. Fünf Jahre später sind die USA wieder vereint, ist die Sklaverei abgeschafft. Mehr als 600 000 Menschen aber kostet der Konflikt das Leben – auch Präsident Abraham Lincoln.

Seite 96



DIE STADT DER COWBOYS

Wo die Viehtrails der Rinderbarone die Eisenbahn erreichen, entstehen ab 1865 *cattle towns* wie Abilene. Hier treffen Glücksspieler und Revolverhelden, Sheriffs und Spekulanten aufeinander. Vieles ist ganz anders als 100 Jahre später im Kino – und vieles genau so.

Seite 114



NEW YORK 1888

Amerikas Metropole im Rausch des »Vergoldeten Zeitalters«: Während Großkapitalisten Stadtschlösser errichten und Hochbahnen Pendler durch die Häuserschluchten tragen, leben in Lower Manhattan Hunderttausende Immigranten im Elend. Da trifft ein Blizzard die unvorbereitete Stadt.
Seite 144



Bildessay: Aufbruch in die Neue Zeit 6

Aufstieg: Die Kraft der Siedler 26

Spanische Invasion: Angriff der Konquistadoren 28

Pilgerväter: Das Heilige Experiment 42

Besiedlung: Eine Privatkolonie namens Pennsylvania 50

Unabhängigkeit 1776: Geburt einer Nation 52

Weg zum Pazifik: Die Expedition von Lewis & Clark 70

Sklaverei: Fluch des Südens 90

Bürgerkrieg: Bruderkampf Nord gegen Süd 96

Wilder Westen: Die Stadt der Cowboys 114

Einwanderung: Nicht mehr jeder ist willkommen 130

Räuberbarone: Vanderbilt, Rockefeller & Co. 132

Geronimo: Der letzte Indianerkrieg 142

New York 1888: Die Stadt und der Sturm 144

Spanienkrieg: Weltmacht USA 168

Mentalität: Das Erbe der Gründer 170

Zeittafel: 400 Jahre amerikanische Geschichte 172

Porträts: Zehn Lebenswege in der Neuen Welt 172

Vorschau: Deutschland um 1900 178

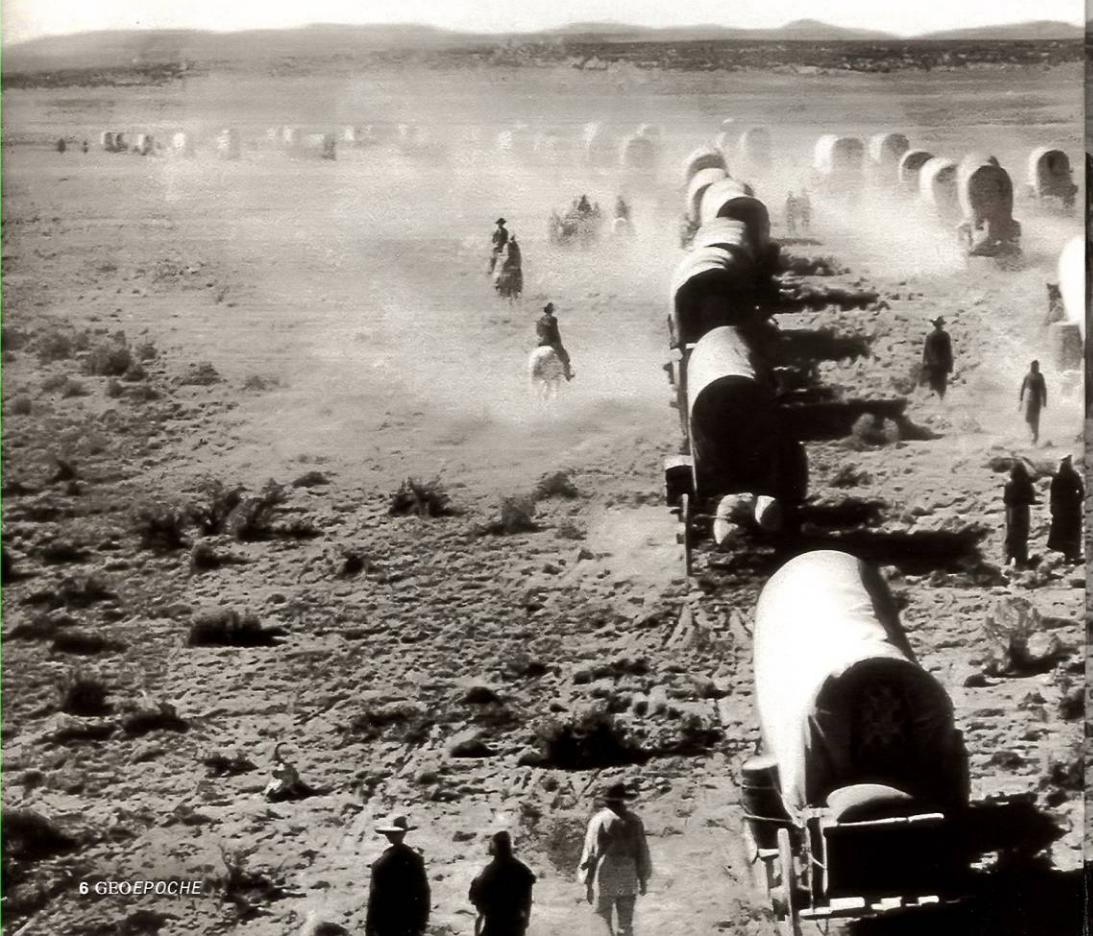
Impressum: 3

Fotohinweise: 178

Titelbild: von Emanuel Gottlieb Leutze: »Washington Crossing the Delaware« [1851]

Redaktionsschluss:
18. September 2003

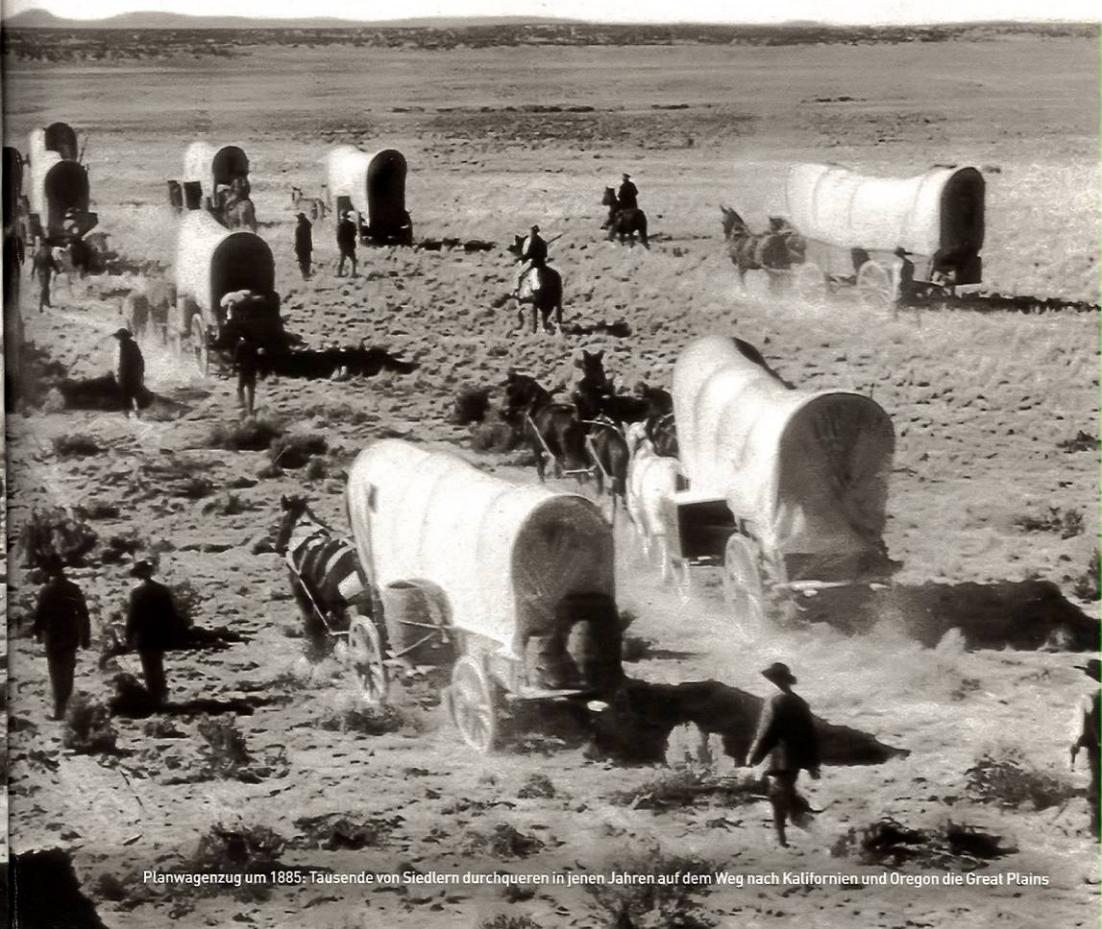
Aufbruch in die Neue Zeit



Die USA im »Gilded Age«, den »vergoldeten« letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts:

Nach fast 400 Jahren blutiger Kolonisierung ist der Widerstand der Ureinwohner gebrochen, entfesselt die Industrialisierung die ungeheuren Produktivkräfte des Halbkontinents.

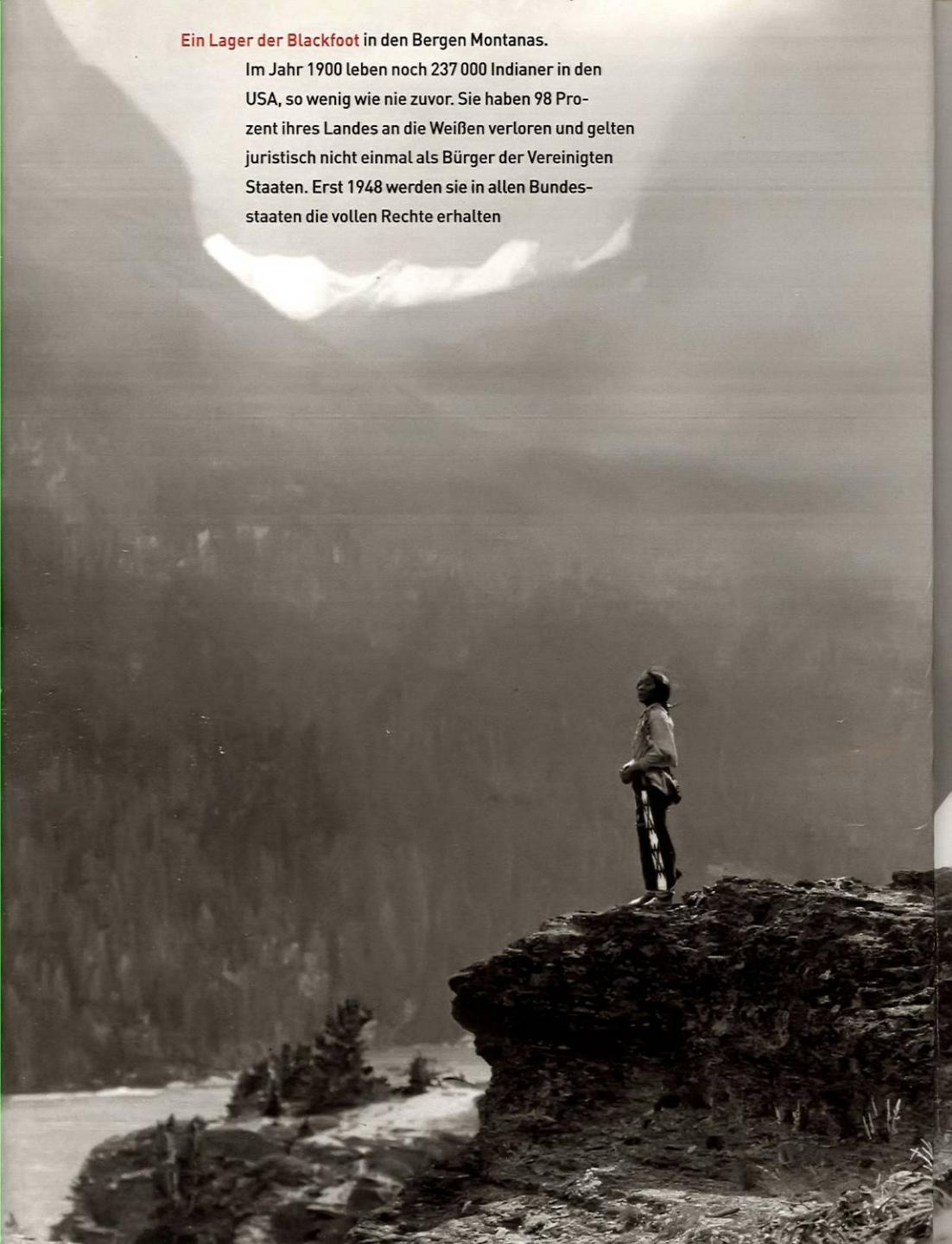
Die Vereinigten Staaten sind nun auf dem Sprung zur Großmacht – ein Land, das jedem Freiheit und Wohlstand verspricht, wenn er nur beherzt genug zupackt, das aber gnadenlos ist zu Verlierern und Ausgestoßenen. Ein Land, in dem zwischen Wildnis und Metropole, zwischen Anarchie und Zivilisation nur ein paar Reisetage liegen. Ein Land, das sich um seine Vergangenheit kaum schert, aber alles auf die Zukunft setzt



Planwagenzug um 1885: Tausende von Siedlern durchqueren in jenen Jahren auf dem Weg nach Kalifornien und Oregon die Great Plains

Ein Lager der Blackfoot in den Bergen Montanas.

Im Jahr 1900 leben noch 237 000 Indianer in den USA, so wenig wie nie zuvor. Sie haben 98 Prozent ihres Landes an die Weißen verloren und gelten juristisch nicht einmal als Bürger der Vereinigten Staaten. Erst 1948 werden sie in allen Bundesstaaten die vollen Rechte erhalten

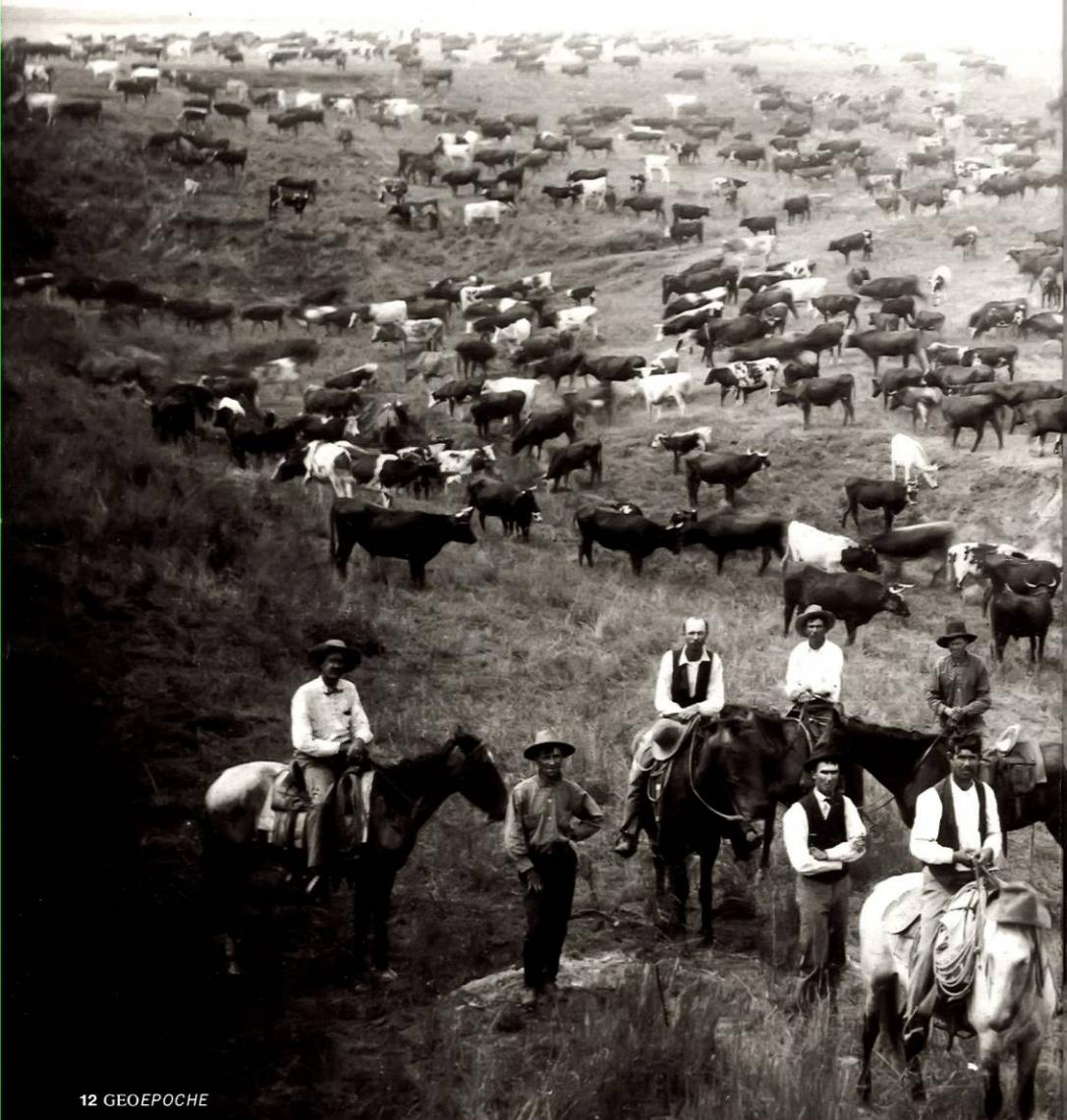




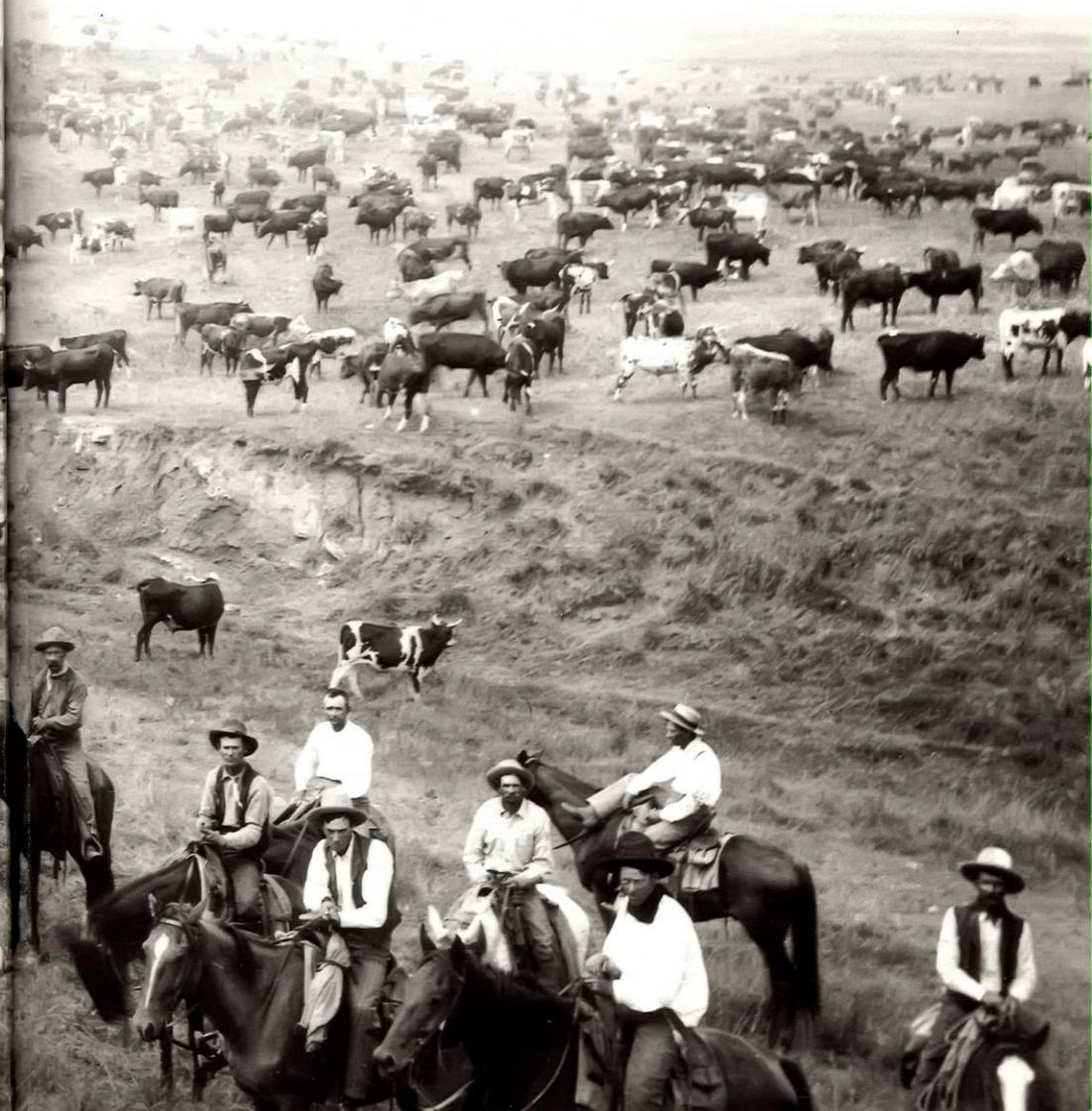


Arbeiter verlegen 1868 die Schienen der Union Pacific am Citadel Rock in Wyoming. Die Eisenbahn hat, vielleicht mehr als jede andere Errungenschaft, das riesige Land geeint. 1850 durchziehen 14 500 Gleiskilometer das Land, 50 Jahre später sind es über 300 000

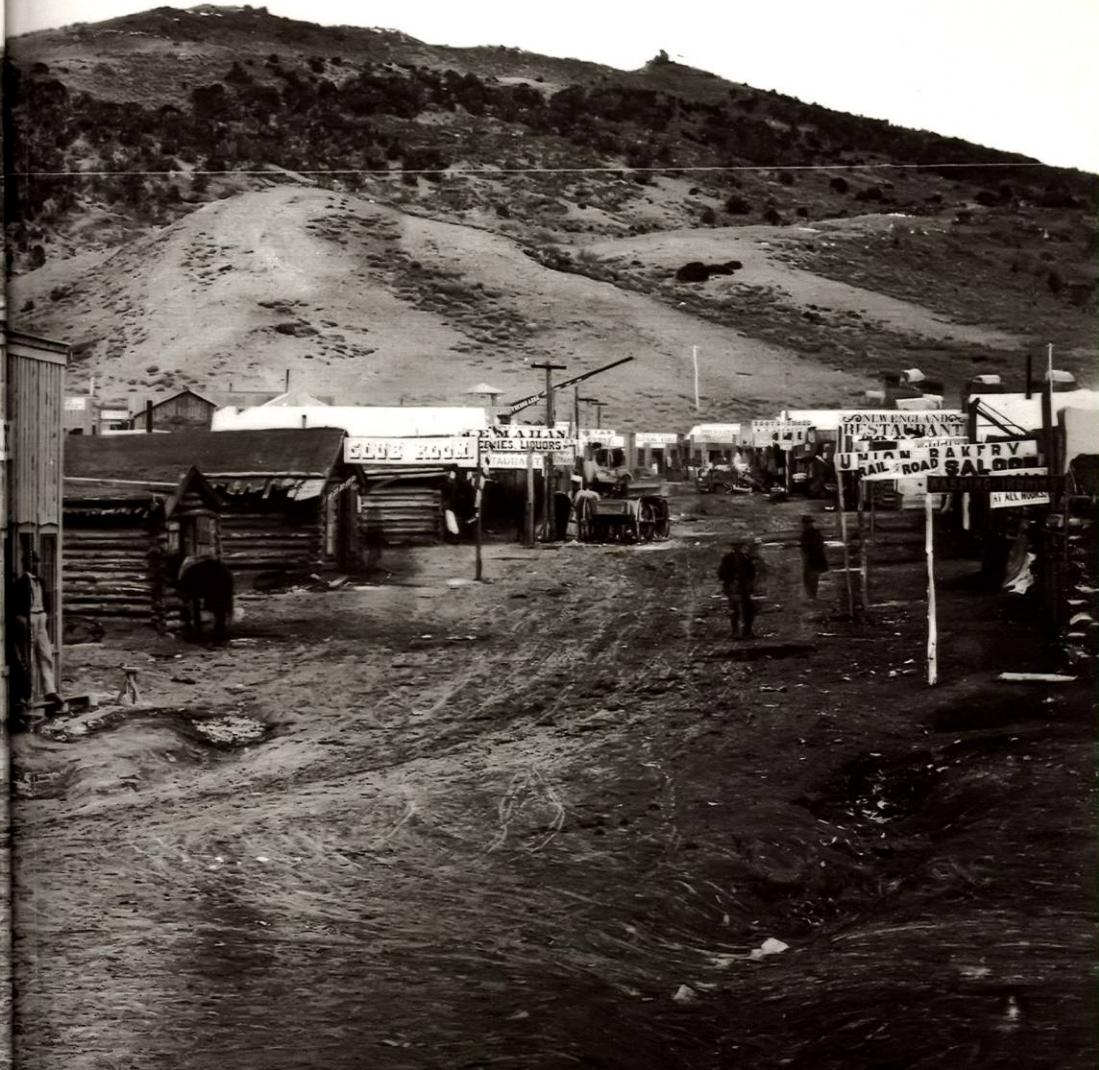




Cowboys treiben um 1885 eine Viehherde über Land. Die Rinder stammen von den Weiden in Texas, Wyoming und Colorado, die Fleischmärkte liegen in Chicago, an der Ost- und Westküste. Also führen berittene Treiber riesige Herden über Hunderte Kilometer zu den Bahnstationen, etwa in Kansas, wo die Tiere verladen werden. Gegen Ende des Jahrhunderts ist die Viehindustrie die größte Branche der USA







Bear River City, Wyoming, 1868: 200 Pioniere haben auf das bloße

Gerücht hin, hier könne eine Eisenbahntrasse verlegt werden, eine Stadt gegründet. Überall im Land entstehen aus der Hoffnung nach Gold, Öl oder neuen Verkehrsanbindungen über Nacht Ansiedlungen, von denen manche – wie Wichita, Kansas – zu Großstädten heranwachsen, die meisten aber nach kurzer Zeit wieder aufgegeben werden. Auch Bear River City ist bereits 1872 eine Geisterstadt



Paris, Texas, 1. Februar 1893: Ein Schwarzer, des Kindesmords

verdächtigt, wird von einem weißen Mob zu Tode gefoltert. 1860, kurz vor dem Bürgerkrieg, leben knapp vier Millionen schwarze Sklaven in den USA. Auch nach ihrer Befreiung werden sie unterdrückt – unter anderem durch den Terror der Lynchjustiz, dem vor allem in den Südstaaten bis 1964 Tausende zum Opfer fallen –



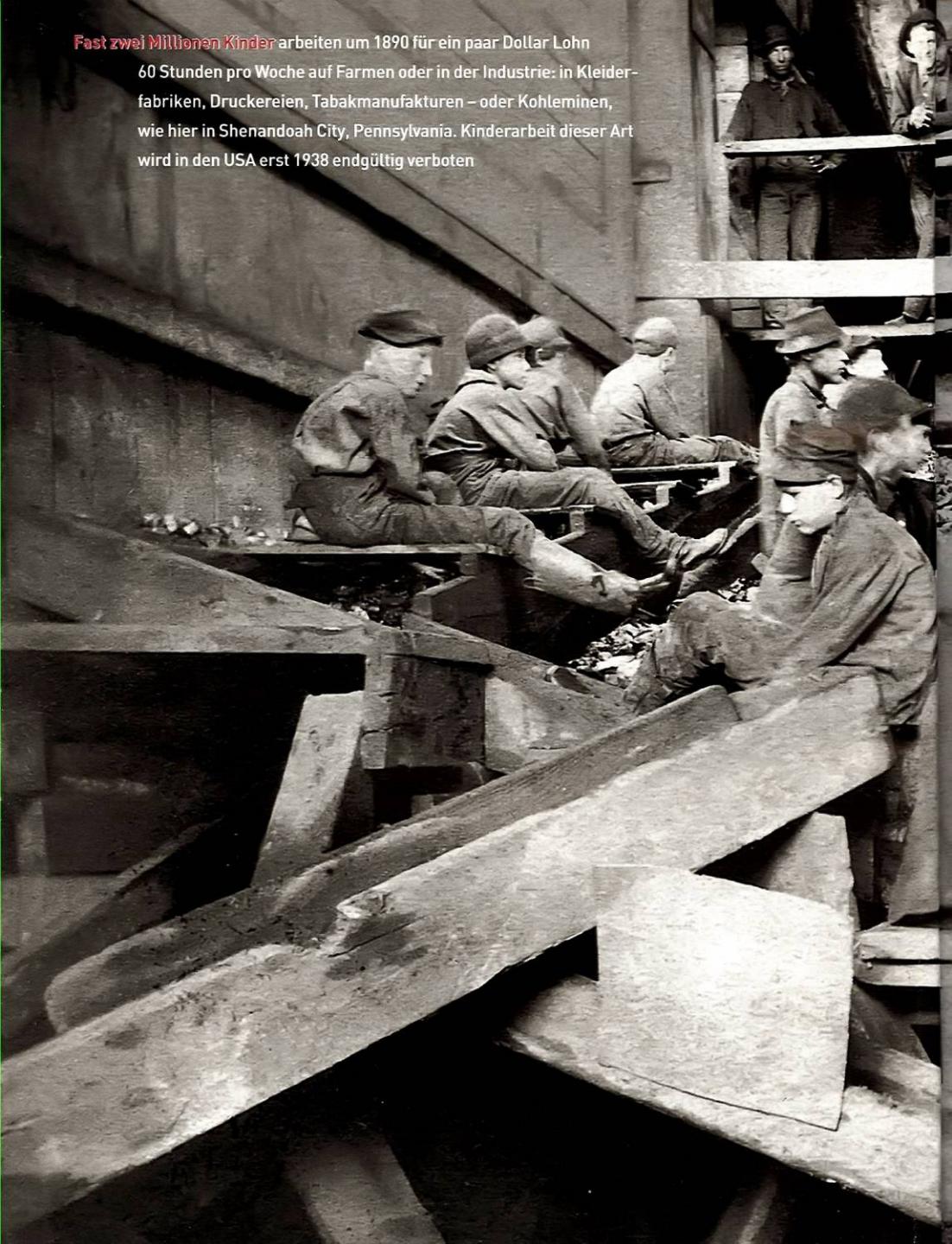
Die New Yorker Brooklyn Bridge, zwei Jahre vor ihrer Vollendung 1883. Sie ist damals nicht nur das mächtigste Bauwerk der Stadt, sondern auch Symbol für die rapide technische Entwicklung der Wirtschaft und der Infrastruktur zwischen 1865 und 1890. Das Monument ist doppelt so lang wie jede bis dahin gebaute Brücke, seine Stahlseile haben eine Gesamtlänge von 22 400 Kilometern – nirgendwo in der Welt wagt man zu dieser Zeit eine ähnliche Konstruktion

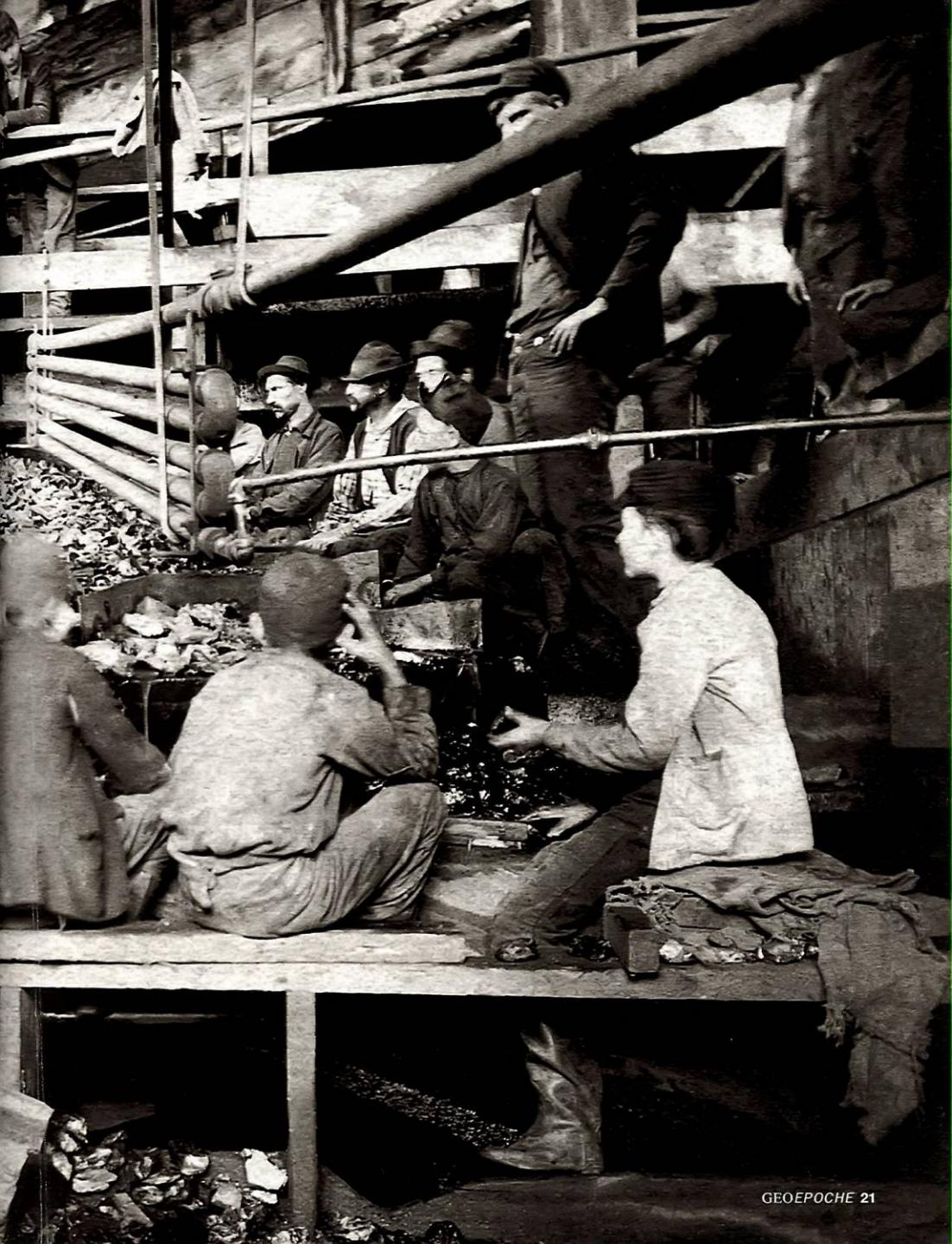




Fast zwei Millionen Kinder arbeiten um 1890 für ein paar Dollar Lohn

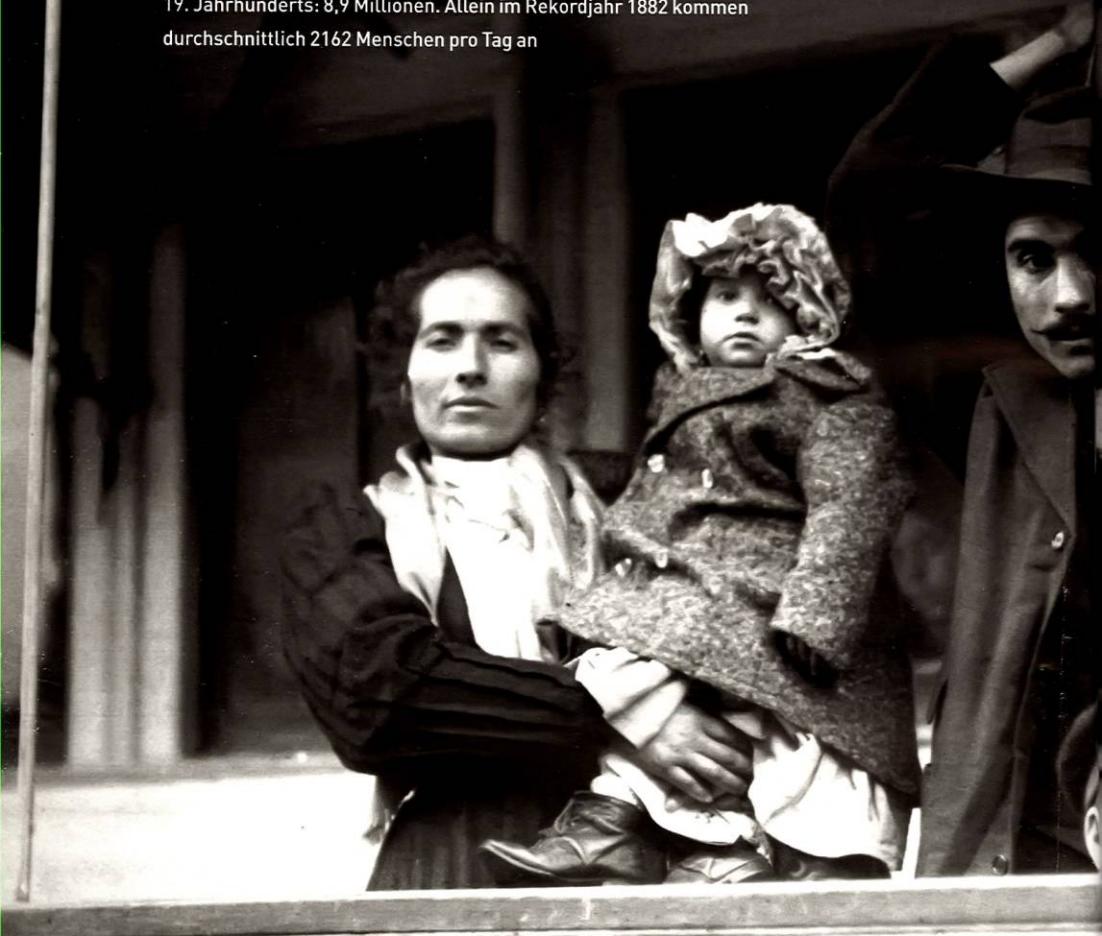
60 Stunden pro Woche auf Farmen oder in der Industrie: in Kleiderfabriken, Druckereien, Tabakmanufakturen – oder Kohleminen, wie hier in Shenandoah City, Pennsylvania. Kinderarbeit dieser Art wird in den USA erst 1938 endgültig verboten





Eine italienische Immigrantenfamilie blickt im Hafen von New York

vom Schiff auf die Stadt. Niemals zuvor sind so viele Einwanderer in die USA gelangt wie in den letzten beiden Dekaden des 19. Jahrhunderts: 8,9 Millionen. Allein im Rekordjahr 1882 kommen durchschnittlich 2162 Menschen pro Tag an

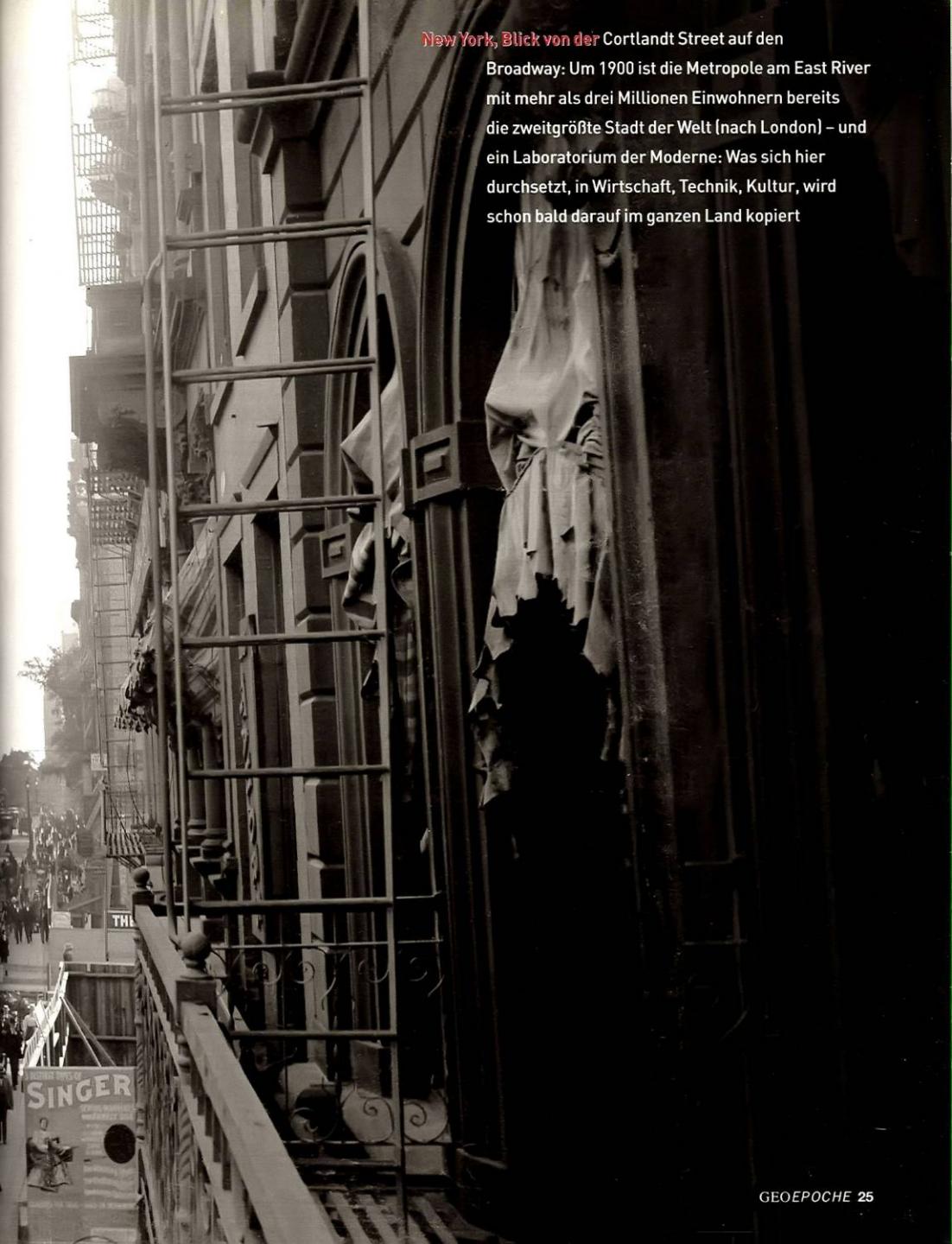






New York, Blick von der Cortlandt Street auf den

Broadway: Um 1900 ist die Metropole am East River mit mehr als drei Millionen Einwohnern bereits die zweitgrößte Stadt der Welt (nach London) – und ein Laboratorium der Moderne: Was sich hier durchsetzt, in Wirtschaft, Technik, Kultur, wird schon bald darauf im ganzen Land kopiert



Die Kraft

VON PETER BENDER

Die Frage nach den „Ursachen der Große Roms“ hat Historiker über Jahrhunderte beschäftigt – ähnlich wird es mit der Überlegung sein, wie aus 13 britischen Kolonien, die sich vom Mutterland freikämpften, der mächtigste Staat der Weltgeschichte wurde. Sicher erscheint, was einer der nachdenklichsten Köpfe Amerikas, der demokratische Senator William Fulbright, vor mehr als 30 Jahren schrieb: „Die USA sind im 20. Jahrhundert nicht wegen ihrer Unternehmungen in der Außenpolitik zu einer Weltmacht geworden, sondern weil sie das 19. Jahrhundert dazu genutzt haben, den nordamerikanischen Kontinent zu entwickeln.“

Dieser Kontinent war reich und riesig, die Menschen, die ihn in Besitz nahmen, waren ungewöhnlich durchsetzungsfähig und wurden von einem Expansionsdrang getrieben, für den es kaum Vergleiche gibt. Das Land bot im Überfluss alles, was Menschen brauchen: Böden in unterschiedlichen Klimazonen für den Anbau vom Weizen bis zur Baumwolle, ferner Kohle, Öl und Gas sowie Eisenherz und die meisten anderen Erze für die Industrie, nicht zu vergessen Gold für die Abenteurer. Schließlich 8000 Kilometer Küsten an zwei Weltmeeren für Seefahrt und Handel mit der Welt.

Die weißen Amerikaner nahmen ein riesiges Land in Besitz, das viel leeren Raum bot und ihnen gänzlich leer erschien; die Besiedelung Amerikas, so glaubten sie, begann erst mit ihnen. Wohin sie kamen, sie stießen nur auf Indianer, die sie als in ihren Augen zivilisatorisch unterlegene verdrängten oder ausrotteten.

Ehrstere Gegner waren die europäischen Kolonialmächte, die sich der Ausdehnung der Vereinigten Staaten widersetzten. Aber die Amerikaner hatten den Vorteil, Amerikaner zu sein – sie lebten auf diesem Kontinent. Die Europäer blieben Europäer. Sie wachten zwar eifersüchtig über ihre Kolonien, aber Kolonien sind nur Besitz und nicht Heimat. Besitz kann man verkaufen, Heimat nicht. So kauften die Vereinigten Staaten Russen und Franzosen aus ihrem Kontinent hinaus, versuchten auch, den Mexikanern Kalifornien abzukaufen, und setzten erst Gewalt ein, als sie mit Dollars nicht weiterkamen.

Das vielleicht größte Glück, das die Amerikaner mit ihrem Land hatten, war dessen Sicherheit. „Im Norden ein schwaches Kanada, im Süden ein schwaches Mexiko, im Osten Fische, im Westen Fische“, lautete ein Sprichwort aus dem 19. Jahrhundert. Ebenso urteilte noch 1940 der Ausschuss des Senats für Flottenfragen: „Von mög-

Frühe europäische Versuche, Nordamerika

zu besiedeln, blieben ohne dauerhaften Erfolg. Erst aus den englischen Kolonien wuchs binnen weniger Generationen eine Weltmacht heran. Was ermöglichte diesen beispiellosen Aufstieg?

lichen Feinden in Ost und West sind wir durch breite und tiefe Ozeane getrennt, an unseren nördlichen und südlichen Grenzen leben Nationen, die sich bisher freundlich zeigten.“ Erst der Terroranschlag vom 11. September 2001 verletzte Amerika selbst – erstmals seit 1814, als britische Truppen Washington besetzten und die öffentlichen Gebäude anzündeten.

Eine durchsetzungsfähige Nation waren die Amerikaner, auch weil sie von Auswanderern abstammten und sich durch immer neue Auswanderer ergänzten. Wer seine Heimat verlässt, gleich aus welchen Gründen, ist meist energischer und eher bereit zum Risiko als andere, die bleiben. Wer sich nicht in ein gemachtes Nest setzen kann, braucht Pioniergeist, um den Kampf mit der Natur, den Ureinwohnern (denen man das Land rauben musste) und Konkurrenten zu bestehen.

Schon 24 Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung, 1800, hatte sich die Zahl der Amerikaner verdoppelt, von zweieinhalb auf fünf Millionen. 50 Jahre später zählten sie bereits 23 Millionen und am Ende des Jahrhunderts, 1890, knapp 63 Millionen. Die Siedler waren die eigentlichen Eroberer Nordamerikas, sie bildeten eine Kraft, der niemand gewachsen war. Spanier und Briten fürchteten sie. Die Mexikaner erlaubten zeitweise legale Einwanderung, um die illegale zu stoppen – vergebens. Die Briten planten einen indianischen Pufferstaat gegen das Vordringen der Siedler nach Nordwesten, gaben aber bald auf.

Die Bewegung war unaufhaltsam. Nie haben so viele Menschen in so kurzer Zeit so viel Land besetzt, besiedelt und bebaut. Die Expansion folgte einem oft gleichen Muster: Die Siedler sickerten in dünn bevölkertes Gebiet ein, wuchsen zur Mehrheit dort, erklärten ihre Unabhängigkeit und ließen sich dann von den Vereinigten Staaten eingemeinden.

Ebenso stürmisch verlief die Industrialisierung. Alexis de Tocqueville, der klügste und schärfste Beobach-

der Siedler

ter Amerikas in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, sah „kein Volk auf Erden, das so rasche Fortschritte in Handel und Industrie erzielt hat wie die Amerikaner“. Deren genialer praktischer Verstand entwickelte dann technische und ökonomische Verfahren, die erstmals Massenproduktion und Massenabsatz ermöglichten.

Zu Ende des 19. Jahrhunderts stießen die Erfolge an Grenzen – geographisch durch die Ausdehnung bis zum Pazifik, ökonomisch durch Überproduktion. Landwirtschaft und Industrie erzeugten mehr, als Amerika verbrauchen konnte, und so wurde Export zum Lebensgesetz und ist es bis heute. Amerika braucht Absatzmärkte, denn – davon sind seine führenden Ökonomen überzeugt – nur wenn seine Wirtschaft gedeiht, bleibt der soziale Frieden gewahrt und die Demokratie gesichert.

Und was war der Motor? Was setzte und hielt die unheimliche Dynamik in Gang? „Es gibt vielleicht auf Erden kein Land“, schrieb Tocqueville, „in dem man so wenig Müßige antrifft wie in Amerika und wo alle Arbeitenden so glühend nach Wohlstand trachten.“ Ein Farmer von der *Frontier* berichtete: „Die Leute von Kentucky sind voller Unternehmungslust, so raubgierig, wie es die alten Römer waren.“ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts betrieben Räuberbarone einen wilden Raubkapitalismus.

Ungehemmter Egoismus war geheiligt durch den festen Glauben an die Einmaligkeit und Auserwähltheit der amerikanischen Nation, die sich von den geknechteden und moralisch verkommenen Europäern nicht nur unterschied, sondern die Mission zu haben glaubte, der Welt das wahre Christentum vorzuleben und sie zu Republik und Demokratie zu bekehren. Das Bibel-Pathos, mit dem amerikanische Politiker Europa noch heute befremden, hat seine Wurzeln in der Frühzeit der englischen Kolonien.

Ideologisch beflügelt und im Bewusstsein physischer Kraft zeigte schon die Generation der Gründungsväter ein ungeheures Selbstbewusstsein: Amerika gehörte allein den Amerikanern, und den Vereinigten Staaten gebührte die Herrschaft über den Kontinent. Das sei ein „Naturgesetz wie die Tatsache, dass der Mississippi sich ins Meer ergießt“, notierte Außenminister John Quincy Adams 1819. Im Juli 1895 forderte dessen Nachfolger Richard Olney ein Interventionsrecht in ganz Amerika, denn „heute sind die Vereinigten Staaten praktisch der Souverän dieses Kontinents“. Zuerst wollten die USA mehr, als sie konnten, doch mit der Zeit konnten sie, was sie wollten.

Ihr Erfolgsgeheimnis war, was sie der Welt predigten: Freiheit (auch wenn dies nicht für Sklaven oder Indianer galt). Nicht nur die Freiheit von Fürstenwillkür, Leib-eigenschaft, Zunftzwang und konfessioneller Intoleranz lockte die Auswanderer aus der Enge Europas. Sondern auch die Freiheit zur Weite Amerikas, zur Verfolgung des eigenen Glücks, zur Aufnahme jeder Tätigkeit, die man sich zutraute, zur Landnahme so weit, wie man es schaffte. Die Freiheit also zum Streben nach immer neuen Grenzen.

Die Vereinigten Staaten wurden stark, weil sie privater Initiative, Unternehmungslust und persönlichem Wagemut weitgehend freien Lauf ließen. Während in Europa Staat und Tradition Grenzen zogen, wurden in Amerika ungeheure Energien freigesetzt und konnten sich entfalten. Die Entfesselung des Erwerbstriebs brachte unglaubliche Leistungen hervor und entsetzliches Elend. Amerika wurde zum Paradebeispiel dafür, was ohne Staat möglich ist – und was ohne ihn versäumt wird. Die historische Bilanz zeigt jedoch, dass der private Gewinn und Erfolg häufig auch zum Gewinn und Erfolg der Nation wurde.

Zwei glückliche Umstände ermöglichen den Aufstieg. Amerika lag buchstäblich weit vom Schuss. Europa, das Zentrum der Welt, wo das ganze 19. Jahrhundert hindurch geschossen wurde, war mit sich selbst beschäftigt. Amerika lag ferner im Schutz zweier Ozeane und war klug genug, sich von dort nicht hervorzuwagen, solange es nicht die Kraft dazu hatte. Schon der erste Präsident, George Washington, hatte gemahnt: Handel treiben mit allen, aber nicht sich hineinziehen lassen in die endlosen Kämpfe der Europäer!

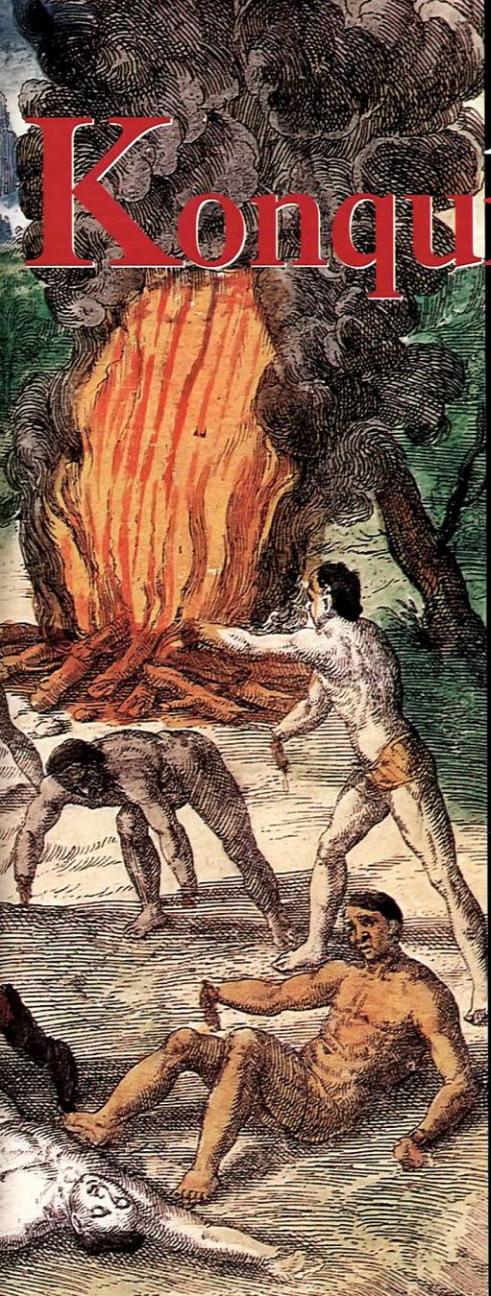
Kaum gestört von außen, konnte Amerika im 19. Jahrhundert Amerika werden: seinen Charakter ausprägen, seine Ideale festigen, seine Mythen bilden, seine Verfassung verwirklichen, zur Nation zusammenwachsen, immense wirtschaftliche Kräfte entwickeln, politische Macht aufbauen. Am Ende des Jahrhunderts hatten sich die Vereinigten Staaten als Vormacht ganz Amerikas durchgesetzt. Spanien räumte seine letzten Kolonien in der Neuen Welt, Großbritannien zog seine Flotte aus der Karibik ab und überließ den USA Bau und Kontrolle eines Kanals vom Atlantik zum Pazifik. Die Regionalmacht war zur Weltmacht aufgestiegen.

20 Jahre später entschied sie den Ersten Weltkrieg. □

Dr. Peter Bender, Jahrgang 1923, ist seit bald 50 Jahren Publizist. Gerade ist sein jüngstes Buch herausgekommen: „Weltmacht Amerika – Das neue Rom“ (Klett-Cotta).



Um Gold- und Silbervorkommen aufzuspüren, foltern, verstümmeln und ermorden de Soto (vorn links) und seine Männer Tausende Indianer –



Angriff der Konquistadoren

Kaum sind die Schatzkammern der Inka und Azteken ausgeraubt, richten spanische Eroberer ihre Blicke schon auf das nächste geheimnisvolle Land der Neuen Welt: In »La Florida«, wie die Spanier damals das gesamte Gebiet nördlich und östlich des Golfes von Mexiko nennen, vermuten sie noch mehr Gold und Edelsteine. Den ersten Feldzug bis zum Mississippi wagt 1539 schließlich ein ungehobelter Kleinadeliger, ruhmsüchtig und rücksichtslos wie kaum ein anderer: **Hernando de Soto**. Doch er zerbricht an der eigenen Gier. Und nach ihm wird Spanien den Traum von der Beherrschung ganz Nordamerikas aufgeben

Montag, 18. Oktober 1540. Durch die Indianerstadt Mabila am Westufer des Alabama-Flusses galoppiert ein spanischer Panzerreiter, der „Santa Maria!“ ruft und „Santiago!“ und der jeden, der sich ihm in den Weg stellt, mit seiner drei Meter langen Lanze niederrichtet. Hernando de Soto kämpft wie ein Racheengel Gottes, und wahrscheinlich fühlt er sich auch so.

Seit anderthalb Jahren zieht der Konquistador mordend und plündern durch „La Florida“, durch den Südosten Nordamerikas, doch niemals zuvor haben sich ihm die Indianer so verbissen, so gefährlich, so verzweifelt in den Weg gestellt wie hier. Seit dem Morgen tobte die Schlacht, nun ist Mittag schon vorüber.

De Soto, mutig und stolz bis zur Überheblichkeit, war gegen neun Uhr mit einer Vorhut von 40 Reitern, mit einigen Bewaffneten, zwei Geistlichen und mehreren Trägern und Sklaven scheinbar friedlich in die Stadt gelangt – obwohl Späher ihn vor einem drohenden Hinterhalt gewarnt hatten. Doch wen hätten die schwer bewaffneten Spanier schon zu fürchten?

Mabila liegt in einer Waldrodung, ein Ort für einige hundert Menschen. Eine Palisade mit Schießscharten schützt die Ansiedlung – eine Wand aus in den Boden gerammten Baumstämmen, verwoben mit Ästen und Schilfrohr, verkleidet mit Lehm und Stroh. Alle 15 Meter erheben sich Bastionen, auf denen sieben oder acht Bogenschützen Platz finden. Den Zutritt zu Mabila gewähren nur zwei Tore, eines genau im Osten, das andere im Westen. Zentrum der Stadt ist ein freier Platz, um den sich die Häuser der höchsten indianischen Würdenträger gruppieren; einfache Stammesmitglieder dagegen wohnen in der Nähe der Palisade. Die Häuser sind aus Holz und Flechwerk.

Die Konquistadoren sind an diesem Morgen mit Gesang und Flötenmusik

begrüßt worden. 20 auffallend schöne junge Frauen haben ihnen zu Ehren einen Tanz aufgeführt, für die Soto und seine Begleiter sind zwei Häuser am Platz geräumt worden. Den Spaniern fiel auf, dass sonst kaum Frauen oder Kinder zu sehen waren, dafür aber ungewöhnlich viele Krieger.

Dann änderte sich die Situation dramatisch. Ein Häuptling, den de Soto Tage zuvor gefangen und als Geisel mitgeführt hatte, entwich den Spaniern und versteckte sich in Mabila. Binnen Minuten wurde aus dem Streit um den Verschwundenen ein Handgemenge. Nachdem ein Spanier das Schwert gezogen und einem Einheimischen einen Arm abgeschlagen hatte, drangen plötzlich Tausende von bewaffneten Indianern aus den Häusern.

De Soto und seine Männer flohen. Der Konquistador wurde verwundet, stürzte mehrmals, konnte sich aber aus Mabila retten, ebenso wie die meisten seines Gefolges. Andere schafften es nicht mehr bis zu einem Tor und verschanzten sich in einem Haus, wieder andere blieben tot liegen. Triumphierend hielten die Indianer auf der Palisade das Gepäck der Spanier hoch – Vorräte, Decken, Wein und Hostien für das Abendmahl, Medikamente und rund 220 Pfund Perlen, die de Soto zuvor einem Indianervolk geraubt hatte.

Doch nun tobte der Gegenangriff der Konquistadoren. Die Hauptstreitmacht ist vor Mabila eingetroffen. De Soto teilt seine Männer in vier Trupps ein, die auf einen Musketenschuss hin gleichzeitig attackieren. Rund 300 Spanier kämpfen gegen etwa 5000 Indianer.

Ihre zahlenmäßige Überlegenheit nützt den Kriegern von Mabila wenig. Sie kämpfen nur mit einem Lendenschurz bekleidet; bewaffnet sind sie mit Pfeil und Bogen, im Nahkampf führen sie Keulen. Doch ihre Pfeile prallen an den Eisenpanzern der spanischen Reiter ab oder bleiben in den dick wattierten Gewändern der Fußsoldaten stecken, während sie selbst schutzlos sind ge-

genüber den Geschossen der Büchsen und, vor allem, der Armburstschützen, die auf fast 200 Meter einen Mann niederstrecken können. Und im Kampf Mann gegen Mann sind Schwerter effektvoller als Keulen. Ein Panzerreiter mit einer langen Lanze gar ist für einen Indianerkrieger nahezu unbesiegbar.

De Soto treibt seine Männer an. Mit Äxten und Schwertern zerschlagen sie den Lehmputz der Palisade, bis sie an dem verbundenen Holz hochsteigen können wie auf einer Leiter. Dann werfen sie Brandsätze in die Hütten.

Etwa 1,3 Millionen Indianer, zersplittet in Dutzende von Reichen, siedeln im frühen 16. Jahrhundert in »La Florida« – dem Land im Südosten Nordamerikas, das der Kupferstecher de Bry 1591 auf einer der frühesten Karten des Kontinents verzeichnet. Als Vorlage für seine Gravuren dienen ihm detaillierte Zeichnungen des französischen Expeditionsmalers Jacques Le Moyne

Anfangs halten die Spanier Florida noch für eine Insel

Schnell treibt der Wind dichten Rauch zwischen die Häuser. Indianer, die fliehen, werden von den Konquistadoren niedergeschlagen. Andere sterben im Feuer oder rennen gar in die brennenden Hütten, um nicht durch die Hand eines Spaniers zu fallen. Auch die wenigen Frauen in der Stadt kämpfen.

Die Spanier sind überlegen, aber nicht unverwundbar. Einem dringt ein Pfeil in den Hals unterhalb der Helmkrone. De Sotos Neffe schlägt ein Geschoss durchs Auge. Und dem Anführer selbst, der die Muttergottes und Spaniens Natio-

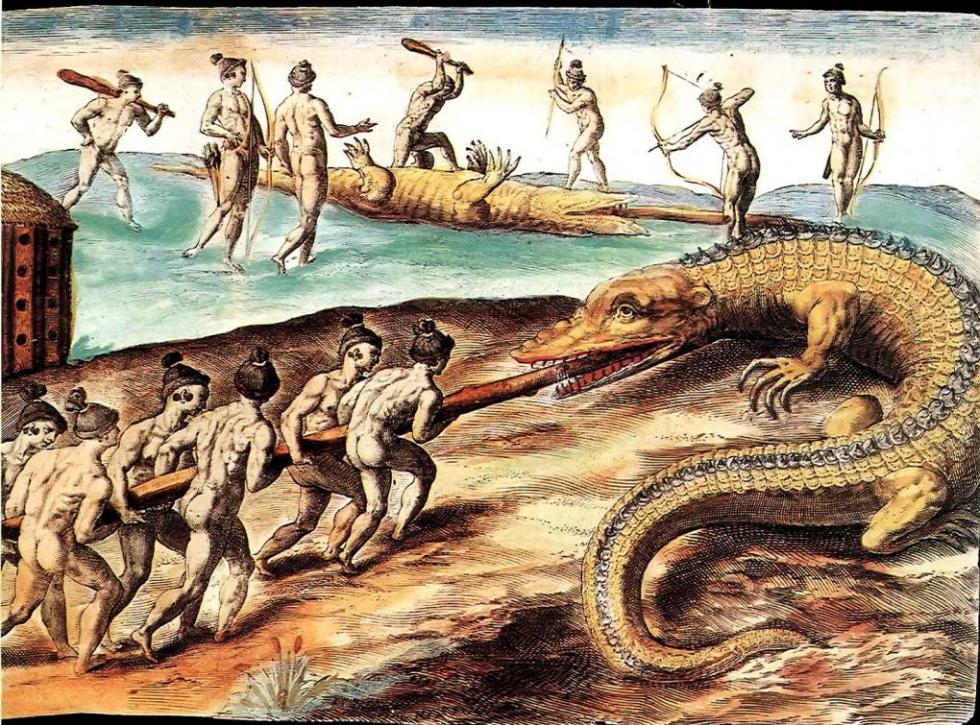
nalheiligen anruft, fährt ein Pfeil unterhalb des Kürass in die linke Gesäßbacke, so dass er den Rest des Kampfes stehend in den Steigbügeln fechten muss.

Erst nach neun Stunden ist der Kampf vorüber. Der letzte Indianer hat sich, in hoffnungsloser Lage, an seiner eigenen Bogensehne erhängt. Rund 3000 Menschen sind erschossen, erschlagen, erstochen, lebendigen Leibes verbrannt, die Stadt Mabila ist ausgelöscht. Als die Spanier ihren Durst an einem Tümpel stillen wollen, ist das Wasser rot vom Blut der Erschlagenen.

Und doch markiert diese fürchterliche Niederlage der Indianer ihren vielleicht größten Sieg gegen die Spanier. Denn das Gemetzel von Mabila leitet das Ende von de Sotos Zug durch „La Florida“ ein. Und dessen Fehlschlag wiederum beendet einen aus Gier und Ruhmsucht gespeisten Traum: den Traum der Konquistadoren, auch ganz Nordamerika für Spanien zu unterwerfen.

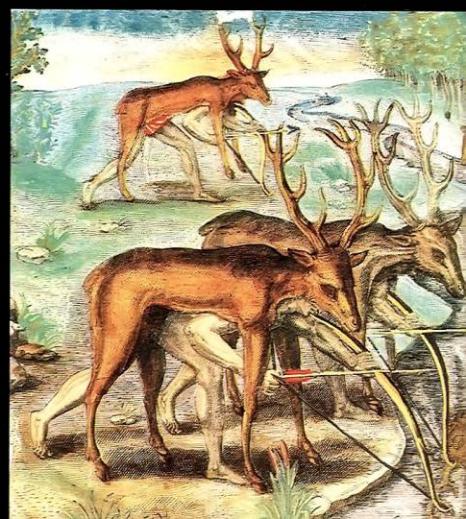
1492, MIT DER ANKUNFT von Kolumbus in der Neuen Welt, hat eine der gewaltigsten Eroberungen der Weltge-





Den Alligatoren in den Sumpfen rammen Jäger der Timucua angespitzte Baumstämme in den Rachen, um sie gefahrlos drehen und ausweiden zu können

In den Wäldern machen
die Indianer reiche Beute –
etwa Truthähne, Bären und
Hirsche, an die sie sich, oft mit
Fellen getarnt, heranpir-
schen. Die Spanier hingegen
nutzen eine andere Methode,
um sich auf ihrem Feldzug
zu versorgen: Sie plündern
jedes Dorf auf ihrem Weg



schichte begonnen, vergleichbar allenfalls den Zügen Alexanders des Großen oder Dschingis Khans: die Unterwerfung Mesoamerikas durch die spanische Krone. Kein Staat ist in diesem welthistorischen Augenblick besser darauf vorbereitet, einen Kontinent zu unterjochen, als das iberische Königreich. Denn in Spanien endet genau in jenem Jahr die *reconquista*, die schrittweise Rückeroberung des Landes von den Muslimen, die die Halbinsel gut 750 Jahre zuvor erobert hatten.

In den mehr als zwei Jahrhunderte andauernden Kriegen gegen die Mauren

Auch die grausamsten Attacken gegen die Muslime führen die Spanier mit ruhigem Gewissen, denn ihr Glaubensfanatismus ist ihre vielleicht beste Waffe. Sie sind Christen, ihre Gegner nicht. Für die Spanier ist der Krieg deshalb gottgefällig, ein Kreuzzug zur Verteidigung, zur Ausbreitung des wahren Glaubens.

Finanziert wird dieser Kampf zum Ruhme Gottes von den Unterlegenen. Das Land, die Städte, das Gold, das ganze Vermögen der Besiegten gehen als Beute an die Sieger. Wer gut gegen die Mauren kämpft, kann reich werden – häufig die einzige Möglichkeit, auf der

1513 einen Küstenstrich, den er „La Florida“ nennt, doch hält er das Land für eine Insel. Erst als 1514/15 und 1521 Sklavenjäger auf der Suche nach menschlicher Beute an der Küste des späteren South Carolina landen, dämmern den Spaniern, dass sich dort ein riesiges Land erstreckt.

Bei den Sklavenjägern entsteht zu dem aus dunkler Quelle, vielleicht aus unklaren oder missverstandenen oder auch bewusst irreführenden Berichten gefangener Indianer, die Legende vom Reich „Duahare“ mit seiner Provinz „Xapira“ – einem Fabelland, das mit Perlen

Im fruchtbaren Land am Mississippi blüht eine Hochkultur

sind die Spanier zu harten Kämpfern geworden, die gelernt haben, Entbehrungen auszuhalten, Feldschlachten zu schlagen, aber auch Städte zu belagern oder lange Guerillakriege zu bestehen.

Ihr Waffenarsenal ist furchterlich: Gepanzerte Lanzenreiter beherrschen das freie Gelände, dazu führen Fußsoldaten Schwert und Hellebarde. Armburstschützen kämpfen aus der Distanz, Kanoniere beschließen befestigte Städte. Und für die Schlacht sowie die Verfolgung von Feinden haben sie Kampfhumide gezüchtet, die auf Kommando gezielt Gegner attackieren und ihnen die Eingeweide aus dem Leib reißen.

armen Iberischen Halbinsel an ein großes Vermögen zu kommen.

Als 1492 Granada fällt, müssen die Spanier nicht lange nach dem nächsten nichtchristlichen Feind suchen, den man besiegen und ausplündern kann. Denn Christoph Kolumbus hat gerade eine Neue Welt entdeckt, bewohnt von Heiden – einen ganzen Kontinent, reif zur Unterwerfung und Ausplündерung.

Schon um 1510 sind fast alle Karibikinseln den Einheimischen entrissen. 1519 beginnt der Abenteurer Hernán Cortés in Mittelamerika die Eroberung des Aztekenreiches. Dieser Zug entfacht noch viel mehr als die Entdeckung des Christoph Kolumbus die Fantasie und Gier der Zeitgenossen. Denn Cortés raubt tatsächlich jene ungeheueren Reichtümer zusammen, von denen Kolumbus nur geträumt hat. 1531 wiederholt, ja übertrifft Francisco Pizarro die Tat des Cortés noch, als er mit ein paar hunder Kämpfern das Reich der Inka überfällt und binnen weniger Monate niedergewirft.

Die Neue Welt, so erscheint es den Spaniern, steckt voller Gold und Silber. Diese Schätze werden demjenigen gehören, der sie zu entdecken und rauben versteht. Wenn dies für die Mitte und den Süden des Doppelkontinents Amerika zutrifft – warum dann nicht auch für den Norden?

Dass da überhaupt ein Kontinent liegen könnte, wird den Spaniern erst gut 20 Jahre nach Kolumbus klar. Der Konquistador Juan Ponce de Léon entdeckt

und Edelsteine so gesegnet sei wie das Inkareich mit Gold und Silber.

In Wirklichkeit gibt es im Südosten Nordamerikas kein „Duahare“ – wohl aber existieren dort Dutzende Indianerreiche. Das Gebiet, das sich vom heutigen Florida bis nach Texas erstreckt, ist von dichten Wäldern bedeckt. Große Flüsse durchziehen das Land, der gewaltigste von ihnen der Mississippi. Seit Jahrtausenden siedeln hier Indianer. Menschen, die genetisch miteinander verwandt sind, sich aber kulturell sehr unterschiedlich entwickelt haben. So haben ihre Sprachen miteinander so viel gemein wie etwa Deutsch und Chinesisch.

Seit rund 800 n. Chr. gibt es im Südosten eine Entwicklung hin zu einer Hochkultur, die moderne Forscher später „Mississippi-Kultur“ nennen. In den fruchtbaren Flussauen dieser Region bauen die Einheimischen Mais an – eine Getreide-Art, die wahrscheinlich aus Mittelamerika stammt. Sie sammeln Wildbeeren, jagen und fischen. Sie gründen Städte mit Tempelhügeln aus gestampfter Erde, mit Plätzen für Heiligtümer und Häuptlingshäuser.

Die Häuptlinge werden als Abkömmlinge von Sonne oder Mond verehrt, die Gesellschaft ist ein kompliziertes System von Adeligen, Kriegern und Sklaven. Wahrscheinlich sind fast alle Völker matrilinear – die Abstammung von der Mutter bestimmt also Familien- und Clanzugehörigkeit sowie den sozialen



Rang. So wird nicht etwa der Sohn des Häuptlings dessen Nachfolger als Stammesführer, sondern sein Neffe: der Sohn der Häuptlingsschwester.

Mächtige Häuptlinge herrschen nicht nur über ihre Stadt, sondern auch über Ansiedlungen in der Nachbarschaft – und manchmal sogar über Städte, deren Bevölkerung eine andere Sprache spricht, also nicht zum eigenen Stamm gehört. So bilden sich entlang der Flussläufe Reiche heraus, Proto-Staaten mit festen Riten, Tributsystemen, mit religiösen und politischen Zentren.

Und diese Reiche führen Krieg gegeneinander. Überfälle und Raubzüge gehören zur Mississippi-Kultur wie Tempelhügel und Maisanbau. Zwischen den Reichen erstrecken sich oft unbewohnte Landstriche – Zonen, in denen Kriege über Jahrhunderte jede Besiedlung unmöglich gemacht haben. Zwar gibt es Fernhändler, die Kupfererz aus dem Norden oder Muschelschalen von der Atlantikküste über Hunderte Kilometer durch das Land bringen, doch die meisten Indianer lernen in ihrem Leben nie mehr als das unmittelbar um ihre Stadt liegende Territorium kennen.

Ab etwa 1350 müssen diese Reiche um ihre Existenz kämpfen. Denn zu den Belastungen durch die traditionellen Konflikte treten katastrophale Veränderungen ihres Lebensraumes: Der Mais laugt den Boden aus. Die Indianer, die erst seit wenigen Generationen diese Pflanze im Feldbau kultivieren, düngen nicht ausreichend und zerstören so im Laufe der Jahre ihre Felder. Zudem gibt es in dieser Zeitspanne viele ungewöhnlich trockene und kalte Jahre.

Auf diese Weise verschwinden einige Reiche, noch ehe die Weißen Amerika entdecken – etwa Cahokia am Mittellauf des Mississippi, der größte der frühen Indianerstaaten. Nach Schätzungen leben um das Jahr 1500 etwa 1,3 Millionen Indianer im Südosten der heutigen USA: zersplitterte Völker, aufgeteilt in verfeindete Reiche, deren größte Städte 2000 bis 4000 Einwohner haben.

Scheinbar eine leichte Beute für Konquistadoren, die bereits hoch organisierte Imperien wie das der Azteken und der Inka zerschlagen haben. Es muss nur jemand kommen, der genügend Geld und Charisma hat, um einen Kriegszug nach La Florida zu unternehmen.

Einer wie Hernando de Soto.

DE SOTO WIRD UM 1500 in der spanischen Extremadura geboren – jener armen Region, aus der auch die Eroberer Pizarro und Cortés stammen. De Soto ist ein *hidalgo*, ein kleiner Adeliger. Lesen und Schreiben kann er wohl, viel mehr Bildung hat er aber nicht, ein Vermögen erst recht nicht. Wahrscheinlich geht er schon mit 14 Jahren in die Neue Welt. Er kämpft in Mittelamerika mit dem Konquistador Pedro Arias de Avila, der mit seinen Massakern selbst in diesem grausamen Jahrhundert so auffällt, dass ihn die Spanier *Furor Domini* nennen, den „Zorn Gottes“.

Dieser Mann wird de Sotos Lehrmeister – und Jahre später heiratet de Soto seine Tochter. Aus dem jungen Spanier wird ein guter Lanzenreiter und Militärführer, den seine Soldaten „Capitán“ rufen. Mit 30 Jahren gehört de Soto zu den wohlhabendsten Männern Mittelamerikas, sein Vermögen hat er hauptsächlich mit dem Sklavenhandel verdient. Auf Kriegszügen gegen Indianerstämme legen die Europäer alle Männer, Frauen und Kinder, auf die sie treffen, in Eisen – als billige Arbeitskräfte für die Plantagen in der Karibik (die Einwohner dieser Inseln sind durch Kriege und eingeschleppte Seuchen inzwischen so gut wie ausgerottet).

Auf eigene Kosten rüstet de Soto Schiffe und Soldaten aus, um sich dem Zug gegen die Inka anzuschließen. Er wird einer der wichtigsten Unterführer Pizarros. Als das Imperium der Indianer 1533 fällt, bekommt de Soto einen riesigen Anteil an der Gold- und Silberbeute und den Ländereien. Mit einer jungen Inka-Adeligen zeugt er ein Kind und erhält einen hohen Posten in der neuen

Kolonie. De Soto ist Anfang Dreißig und hat sich mehr erkämpft und zusammengekaut, als sich die meisten Abenteurer je erträumen.

Doch all das reicht ihm nicht, denn etwas ist ihm wichtiger selbst als Gold: Ruhm.

Spanien, de Sotos Heimatland, das in seinen Begriffen von Glauben, Rittertum und Ehre mittelalterlich, beinahe archaisch anmutet, ist in einem Aspekt schon modern: in den Aufstiegsmöglichkeiten für Ehrgeizige. Wer für die Krone Land erobert, der muss nicht in

Im Namen Gottes
lassen die Konquistadoren
indianische Adelige,
denen sie Homosexualität
vorwerfen, von ihnen aus
Europa mitgebrachten Kampf-
hunden zerreißen. Und
ebenso strafen sie jene Gei-
seln, die sich weigern,
ihnen den Weg durchs Land
zu weisen

Der Racheengel Gottes soll Spanien neue Kolonien schaffen

dem Stand bleiben, in den er hineingeboren wurde. Nicht mehr nur durch Geblüt, sondern auch durch Erfolg kann man zu einem Granden werden.

De Sotos Ziel ist der Titel des Marqués, der höchste Rang, der für einen Spanier – außer der Königswürde – überhaupt zu erreichen ist. Ein Rang, der Cortés und Pizarro schon zuerkannt worden ist. In seinem Ehrgeiz, es diesen Heerführern gleichzutun, will de Soto nun selbst einen Teil der Neuen Welt erobern. Dabei ist es fast gleichgültig, welches Land er unterwerfen muss. Eine Zeit

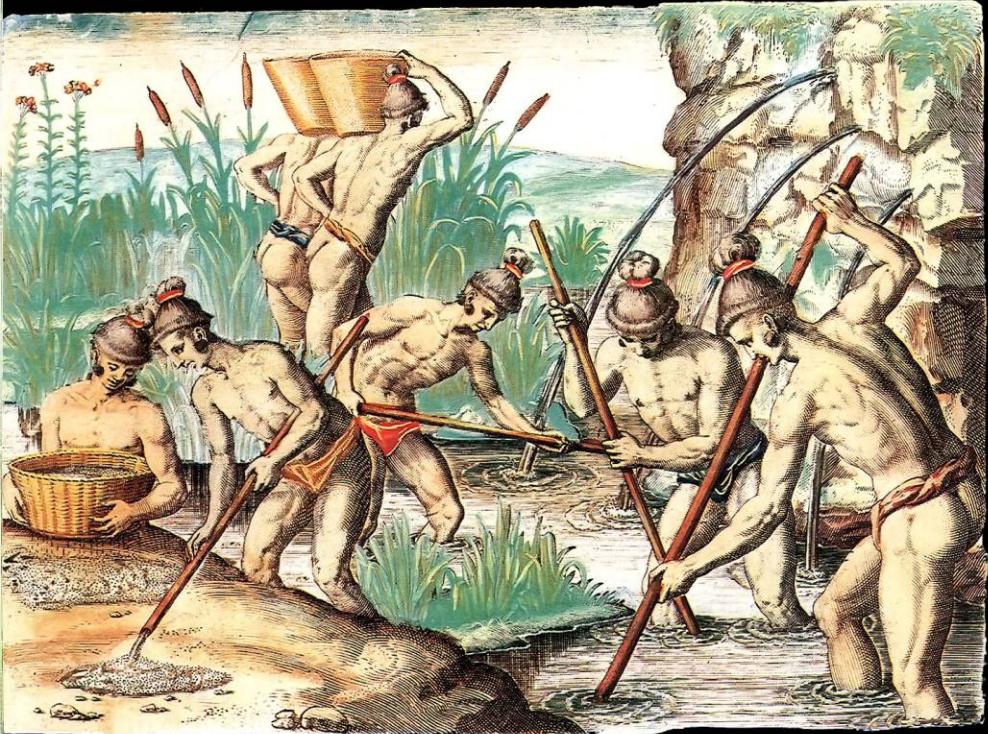
lang überlegt er, in das Amazonasbecken oder die Pazifikküsten-Region Mittelamerikas einzufallen. Schließlich aber entscheidet er sich für La Florida.

1536 betritt er zum ersten Mal seit über 20 Jahren wieder spanischen Boden. Ein harter, hochfahrender, ungeduldiger, brutaler, nach der Etikette des Hofes wohl auch ungehobelter Mann, aber reich, mutig, kampferprob und, wenn Beute winkt, der Krone bedingungslos loyal. Im Jahr darauf erhält er deshalb von Karl V. die begehrte *capitulación*, den königlichen Freibrief.

Vier Jahre lang darf der Mann aus der Extremadura auf eigene Kosten und Risiken La Florida erkunden (worunter die Krone recht vage das Land nördlich der Karibik und Mexikos versteht) und dort eine Kolonie gründen. Wo immer dieser Ort sein wird, soll sich de Soto die Küste auf einer Länge von 200 leagues – rund 1200 Kilometern – unterwerfen dürfen. Für die Eroberung des Landes stellt man ihm den Titel eines Marqués in Aussicht.

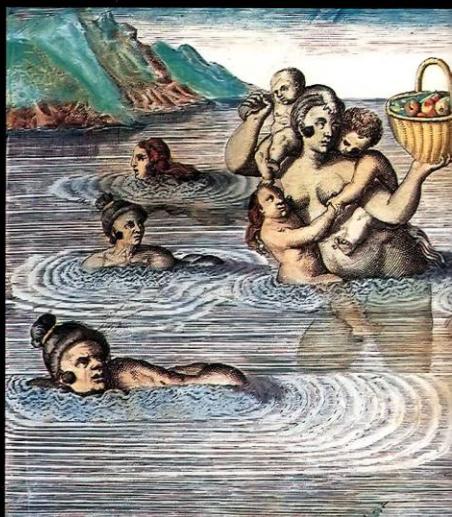
Ein Fünftel der Beute, worin immer sie bestehen mag, soll an die Krone fal-





Frühen Gerüchten zufolge sieben die Indianer Gold und Kupfer aus den Flüssen der Appalachen. De Sotos Männer fahnden nach solchen Schätzen vergebens

Zum Picknick auf die Insel.
Die Gesellschaft der Timucua
sprechenden Indianer ist streng
hierarchisch gegliedert – die
Frauen ernten Mais und Kürbisse,
sammeln Früchte und fertigen
aus Knochen und Muscheln Ohr-
schmuck, die Männer sind Jäger
und Krieger. Auch in Muße-
stunden tragen sie ihre Waffen



len, ein Siebtel an de Soto. Der Rest soll nach Rang und Leistung unter denjenigen aufgeteilt werden, die mit ihm ziehen werden.

Die Aussicht auf fantastische Reichtümer lockt Krieger, Handwerker, Abenteurer an. Nachdem de Soto seine *capitulación* erhalten hat, bewerben sich weit aus mehr Freiwillige, als er in seinen auf eigene Kosten angeschafften Schiffen transportieren könnte. Manche veräußern ihre Ländereien in Spanien, um sich die Passage zu erkauften.

Mit rund 650 Gefolgsmännern landet de Soto schließlich in La Florida, darunter

De Soto führt eine Truppe von Desperados an – zu arm oder zu niedrig geboren, um in Spanien je etwas zu werden, aber gierig und ehrgeizig genug, um ihr bisschen Vermögen, ihre Ehre, ihr Leben für einen Raubzug auf der anderen Seite des Atlantiks zu riskieren. Es sind Männer, die nicht viel zu verlieren haben, aber alles zu gewinnen hoffen; eine beutehungrige, grausame Armee.

AM 25. MAI 1539, Pfingstsonntag, erblicken de Sotos Männer von ihren Schiffen aus erstmals die Küste Floridas – wahrscheinlich irgendwo in der heu-

tzwölf Jahre lang Gefangener zweier Indianerstämme gewesen ist. Er kennt das Land und spricht zwei indianische Sprachen. Ohne Ortiz würde die Armee für immer in den Mangroven stecken bleiben.

De Soto wendet sich nach Norden. Nun beginnt ein Marsch, an dessen grauem Alltag sich drei Jahre lang kaum etwas ändert. Der Konquistador zieht mit der Vorhut der Panzerreiter voran, weit vor dem Rest der Armee. Treffen sie auf Indianer, fallen die Spanier meist über sie her. Die Männer legen sie als Lastenträger und Führer in Eisen, die Frauen missbrauchen sie und schleppen sie als

Den Eindringlingen unterliegen selbst die tapfersten Völker

sind Adelige, aber auch Schuster, Schreiner, Schmiede, ein schlechter Arzt, sieben Geistliche, sechs Frauen; dazu Pagen, Diener und Sklaven. Spanier fast alle, vor allem aus der Extremadura, einige Portugiesen, mindestens ein Franzose, ein Italiener, Sklaven aus der Levante und Schwarze aus Afrika. De Soto ist mit seinen 38 Jahren wahrscheinlich der Älteste, mindestens zwei Jungen in seinem Gefolge sind noch keiner 15 Jahre alt.

Außerdem an Bord: 220 Pferde, eine Schweineherde, einige Dutzend Mastiffs, Irische Wolfshunde, Greyhounds und andere Kampfhunde zur Menschenjagd.

tigen Tampa Bay an der Golfküste. Wuchernde rote Mangrovenwälder erschweren die Landung. Es dauert fünf Tage, ehe die Männer überhaupt das Schiff verlassen können – und gleich am ersten Tag töten sie zwei Einheimische, die sie im Dickicht überraschen.

Die Indianer Floridas fürchten bereits seit Jahren spanische Sklavenjäger und verbergen sich nun. De Sotos Armee steckt schon bald in den Mangroven fest. Niemand weiß, in welche Richtung man sich wenden soll. Schlimer noch: Die Konquistadoren ernähren sich vor allem durch Plünderung des Landes, das sie passieren. So sind sie verdammt zum Weiterziehen, denn blieben sie zu lange am gleichen Ort, müssten sie im ausgeräumten Land schließlich verhungern. Die wenigen Indianersiedlungen, die de Soto entdeckt, sind von den Bewohnern in Panik aufgegeben worden. Die Spanier finden etwas Mais und Futter für die Pferde, doch das reicht nie sehr lange.

Um die Indianer zu zwingen, ihnen den Weg zu weisen (und weil er in den Wäldern nicht genügend Frischfleisch zur Versorgung der Tiere erjagen kann), lässt de Soto Gefangene von seinen Kampfhunden zerreißen. Mit solchem Terror macht er sich die überlebenden Geiseln zwar gefügiger, doch auch die kennen das Land nur in einem Umkreis von wenigen Kilometern.

Erst am 4. Juni 1539 hat der Konquistador Glück: An diesem Tag befreien seine Männer den Spanier Juan Ortiz, der

Dienerinnen mit. Wer sich wehrt, den werfen de Sotos Leute den Hunden vor, verbrennen ihn lebendigen Leibes oder schneiden ihm Hände und Nase ab.

Die Indianer verteidigen sich mit Überfällen aus dem Dickicht. Manche Stämme skalpieren gefallene Spanier, andere verstümmeln die toten Europäer und hängen die schrecklich zugerichteten Leichname in die Bäume. Aufhalten können sie de Soto nicht. Einige Stämme ziehen es deshalb vor, den Spaniern friedfertig entgegenzutreten. Sie bieten ihre Hütten an und ihren Mais. Fordern die Eindringlinge Träger und Frauen, bekommen sie meist auch die. Wer de Soto gastfreudlich aufnimmt, kann in der Regel der vollständigen Plünderung entgehen. Nach einigen Tagen oder Wochen, wenn die Vorräte zur Neige gehen, begnügen sich die spanischen Priester damit, hölzerne Kreuze auf die Tempelberge der Indianer zu pflanzen, ansonsten bleiben diese Städte unberührt.

Stets fragt de Soto nach einem großen Reich und nach Gold. Wo mag ein Imperium so groß wie das Aztekengericht zu finden sein, wo ein reiches Volk, dessen Unterwerfung die Spanier endlich zu vermögenden Männern macht?

Die Indianer Floridas, erleichtert, die Eindringlinge los werden zu können, schicken de Soto zunächst nach Ocale. Das klingt wie ein Fabelland, stellt sich aber als riesiger Sumpf heraus. Die kriegerischen Apalachee, durch deren Gebiet die Spanier mordend und plündern



ziehen, weisen auf das Reich von Cofitachequi nahe der Atlantikküste.

Doch Cofitachequi ist ein Imperium im Niedergang. Die Spanier entdecken aufgegebene Städte in der Wildnis und hören Berichte von einer großen Seuche, die zwei Jahre zuvor viele Menschen dahingerafft habe.

Die Indianer von Cofitachequi bestatten ihre Verstorbenen in Totenhäusern, zum Verwesen aufgebahrt auf hohe Gestelle und geschmückt mit Perlen von Flussmuscheln. Die Spanier rauben die Perlen, auch wenn manche durch die verwesenden Körper schon verfärbt sind. 220 Pfund sammeln sie zusammen – zu wenig, um ihre Gier zu stillen.

Von Cofitachequi wendet sich de Soto westlich ins Binnenland zum Reich Coosa und dessen vergleichsweise großen Städten im südlichen Teil des Tennessee Valley. Es ist Mitte Mai 1540. Längst murren manche seiner Soldaten, ein paar Dutzend sind in den Hinterhalten der Indianer bereits umgekommen, einige Sklaven geflohen.

Wo ist ein reicher Häuptling wie der Inkaführer Atahualpa, den man erwürgen und ausrauben könnte? Wo ist eine Stadt wie die Aztekennmetropole Tenochtitlán mit ihren Schätzen? Die Eroberer plündern fast pausenlos, doch was sie erbeuten, reicht kaum, um den Hunger von Mensch und Tier zu stillen.

Von Coosa aus führen Indianer die Spanier nach Mabila, wo es zur furchterlichsten Schlacht auf diesem Zug kommt.

MABILA, 19. OKTOBER 1540. Der Tag nach dem Kampf. In den niedergebrannten Ruinen, im Wald jenseits der Lichtung liegen Hunderte toter oder sterbender Indianer. Die Spanier haben 22 Tote und 148 Verwundete zu beklagen. Ihre Medizin ist, wie ihr Vorrat und ihre Perlenbeute, in Mabila verbrannt. Die wenigen Frauen, die sie lebend haben fangen können, werden als Sklavinnen den Männern mit den schlimmsten Verwundungen zugeteilt und müssen diese pflegen. Die Hemden der gefallenen Spanier

zerreißen sie zu Verbänden, aus den Leichen von Indianern schneiden sie Streifen von Fett, die sie auf die Wunden der Verletzten legen.

Die sieben durch Pfeilschüsse getöteten Pferde werden zerlegt, damit sich die Spanier satt essen können. Wer noch kampffähig ist, streift durch das Umland, um die kleinen Dörfer der Nachbarschaft auszurauben.

Von den gefangenen Frauen erfährt de Soto, dass sich in Mabila Krieger vieler Stämme versteckt hatten. Zum ersten Mal hatten sich die untereinander verfeindeten Indianer vereint, um gegen die Eindringlinge zu kämpfen.

Die Stimmung bei den Konquistadoren ist düster. Viele reden davon, sich zum Golf von Mexiko durchzuschlagen.

Aus den Quellen – drei sich teilweise widersprechenden Berichten, die Überlebende später verfassen – geht nicht klar hervor, wie de Soto seine Männer von der Meuterei abbringt. Sicher ist nur, dass sie weiter mit ihm ziehen. Und sicher ist auch, dass de Soto noch düsterer, noch hochfahrender, noch brutaler wird als zuvor.

Gut möglich, dass der Konquistador seit der Schlacht von Mabila selbst nicht mehr daran glaubt, auf ein sagenhaftes Reich aus Gold und Edelsteinen zu stoßen. Vielleicht führt er von nun an seine Männer in einem Plünderungszug durch das Land, ohne ein anderes Ziel als die Aussicht, irgendwann, irgendwo für immer unterzugehen, denn der Tod ist ehrenhafter als die erfolglose Heimkehr.

In großen Zügen führt der Konquistador seine Truppen nun zwischen dem Mississippi – er ist der erste Weiße, der diesen Strom erblickt – und den Steppen von Texas hin und her. Im April 1542 schließlich, am Ufer des Mississippi, sind Männer und Pferde am Ende ihrer Kräfte.

Da wird de Soto von einer unbekannten Krankheit niedergeworfen. Noch vom Krankenlager aus befiehlt er ein Massaker an einem benachbarten Indianerstamm. Der ist zwar friedfertig, doch de Soto will die Indianer durch schieren

Terror einschüchtern. Im Morgengrauen überfallen die Spanier die Stadt Anilco. Sie töten mindestens hundert Menschen, vom Kleinkind bis zum Greis. Anderen fügen sie schreckliche Wunden zu, lassen sie aber absichtlich entkommen, damit ihre Verstümmelungen in den benachbarten Siedlungen Schrecken herverrufen.

Es ist de Sotos letzte Tat.

Am 21. Mai 1542 stirbt der gescheiterte Konquistador am Ufer des Mississippi. Viele seiner Soldaten sind erleichtert. Endlich, so hoffen sie, können



Im Kampf mit den Eindringlingen sind die Indianer gegen Schwerter und Gewehre machtlos. Manche hasten sogar zurück in ihre lodernen Hütten, um nicht von spanischer Hand zu sterben. Allein beim Ansturm auf die Stadt Mabila töten die Konquistadoren am 18. Oktober 1540 mehr als 3000 Menschen. Sie gewinnen die Schlacht – verlieren aber kurz darauf den Glauben an den Sinn ihrer Invasion

Am Ufer des Alabama kommt es zum entscheidenden Gefecht

sie in die Heimat zurückkehren. Sie beerdigen ihren toten Anführer in aller Heimlichkeit – aus Angst, die Indianer könnten ihn später ausgraben und die Leiche schänden.

Als die Einheimischen dennoch von diesem Grab erfahren, exhumieren die Spanier de Soto während der Nacht. Der Verstorbene, der in seinem Testament detailliert bestimmt hatte, dass er in einer eigens gestifteten, prachtvollen Kapelle in der Kirche von Jerez de los Caballeros in der Extremadura bestattet werden möge, neben seinen Eltern, geschmückt mit

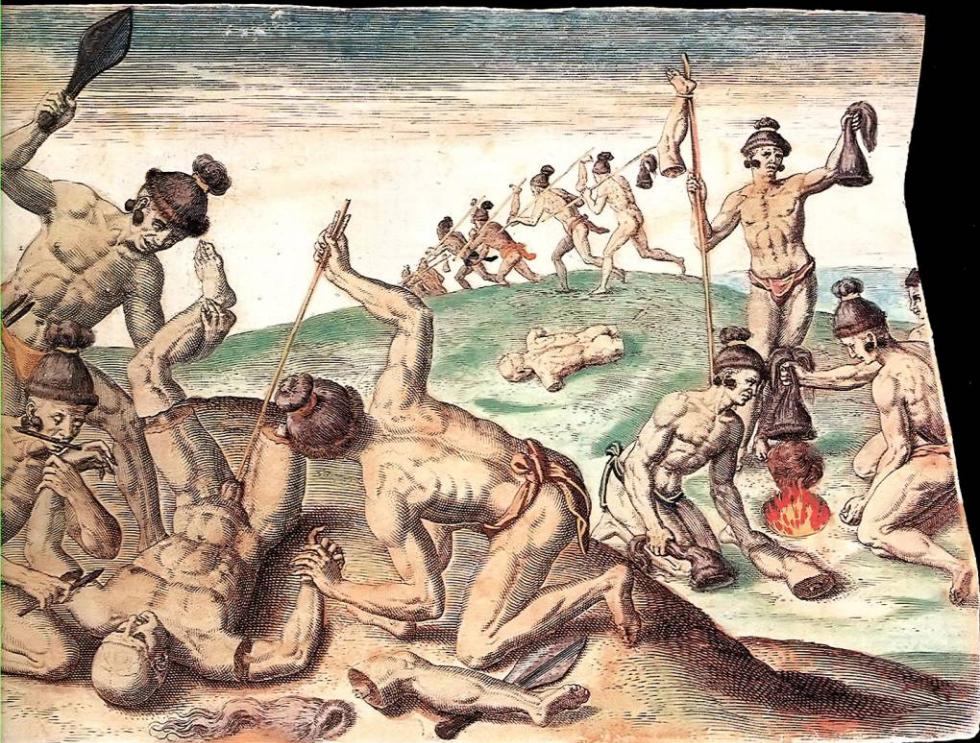
Kunstwerken, regelmäßig durch Messen geehrt, wird von seinen Männern nun auf den Mississippi gerudert. Sand haben die Soldaten in die Tücher, in die der Tote gewickelt worden ist, rinnen lassen. Dann wird der so beschwerte Leichnam heimlich im Fluss versenkt.

Die Spanier ziehen noch einige Monate im Land herum, dann zimmern sie sich Boote und segeln den Mississippi hinab. Es ist kein geordneter Rückzug mehr, sondern eine Flucht, denn große Kanuflotten verfolgen sie, die Indianer decken sie mit Pfeilen ein.

Am 10. September 1543 erreichen die Männer – abgerissene, gescheiterte Gestalten – die spanischen Besitzungen in Mexiko. Dem Traum vom Goldland sind sie auf über 6000 Kilometern vergebens gefolgt. Sie haben dafür mit ihrem Vermögen und ihrer Gesundheit bezahlt – und viele mit ihrem Leben: Rund die Hälfte der Soldaten ist umgekommen.

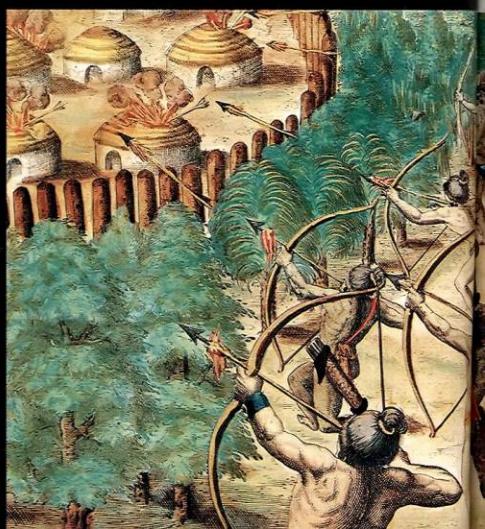
DE SOTOS TRAGISCHER, grandioser, sinnloser Zug ist für die meisten seiner Zeitgenossen kaum mehr als eine Fußnote in der Geschichte Spaniens. Viel wichtiger





In den Kriegen gegen die Spanier oder gegen verfeindete Stämme skalpieren viele Timucua ihre Opfer – und dörren die Trophäen über dem Feuer

Wie die Sotos Truppen setzen auch die Indianer in der Schlacht Brandsätze ein, um ihre Gegner auszuründern. Den schleichen Tod ihres Volkes aber können sie damit nicht abwenden: Von den Eindringlingen aus Europa eingeschleppte Seuchen raffen Aber-tausende von ihnen dahin



erscheinen da die Ausplünderung Mittel- und Südamerikas, der Kampf gegen England, die Konflikte in Italien, die heraufziehenden Religionskriege in Europa.

Tatsächlich aber bedeutet dieses Unternehmen die Wende in den iberischen Ambitionen in Nordamerika. Zwar wagen Abenteurer noch kleinere Züge in die Länder nördlich von Mexiko, zwar wird 1565 mit St. Augustine in Florida das erste Fort, dann die erste dauerhafte europäische Stadt in Nordamerika gegründet, zwar werden auch im Süd-

schen Kontinent unterworfen (mit Ausnahme des von den Portugiesen besetzten Brasilien). Wäre Nordamerika – in dem sehr viel weniger Indianer in einem vergleichsweise leichter zugänglichen Land leben – ähnlich rasch erobert worden, hätte es dann noch Platz gegeben für die angelsächsischen Pilgerväter und all die anderen westeuropäischen Pioniere? Wohl nicht.

Erst dieser Verzicht der Spanier auf die komplette Unterwerfung Nordamerikas macht der Besiedlung durch Briten,

hunderte hinausgezögert. Insofern ist dies der größte Erfolg der Indianer in ihrem 400 Jahre währenden Kampf gegen die weißen Eroberer.

Doch zugleich zahlen sie einen schrecklichen Preis. Denn die Spanier bringen ihre Krankheiten ins Land. Nie- mals wüteten in Amerika europäische Seuchen so furchtlicher wie im 16. Jahrhun- dert – auch wenn heute nicht mehr zu klären ist, ob Pocken, Masern, Typhus oder andere Krankheiten die Menschen hingerafft haben.

Die Spanier segeln zurück. Ihre Kreuze und Krankheiten bleiben

westen Missionen und Posten errichtet – doch insgesamt treibt Spanien die Unterwerfung dieses Kontinents nicht mehr energisch voran.

Warum soll es sich die Mühe machen, ihn zu erobern? Die Gold- und Silberminen liegen in Mittel- und Südamerika. Sie zu betreiben und die Indianer dort zu unterdrücken, kostet Ressourcen genug und bringt zugleich enorme Profite. De Sotos Zug aber zeigt, dass diese Taktik im Norden nicht aufgehen kann. Das fruchtbare Land dort mag für Bauern attraktiv sein, für Pelzjäger und Holzfäller – aber nicht für spanische Ritter, denen Ruhm und Gold über alles geht.

In nur rund 50 Jahren haben die Konquistadoren den gesamten südamerikanischen

Niederländer, Franzosen, Deutsche und Skandinavier den Weg frei. Erst dies wiederum ermöglicht die einmaligen Bedingungen, unter denen später die USA entstehen.

lateinamerika ist klassisches Kolonialland: erobert und verwaltet von einer fernen Zentralmacht. In Nordamerika dagegen unterstehen die ersten Siedler zwar auch ihren jeweiligen Landesherren – also vor allem der britischen Krone –, doch kümmert es sie vergleichsweise wenig. Die Puritaner, die 1620 mit der „Mayflower“ kommen, halten nicht viel von London. Und die Pioniere aus anderen europäischen Ländern, die im 17. und 18. Jahrhundert unter Englands Oberherrschaft geraten, entwickeln erst recht keine Loyalitäten zum Monarchen.

Wohl aber zu ihrem neuen Land. In Nordamerika entsteht früher als irgendwo sonst in einer Kolonie ein neues Selbstbewusstsein. Dieser amerikanische Patriotismus – eine Kombination aus Unabhängigkeitsstreben, Nationalstolz und religiösen Überzeugungen – treibt später die Entwicklung des Landes voran: zuerst die Eroberung des Kontinents, dann das selbstbewusste Hinausgreifen in die Welt.

Weil eine Großmacht klassischen Stils auf eine Unterwerfung verzichtet, entsteht die erste Großmacht neuen Stils.

FÜR DIE INDIANER allerdings kommt diese Entwicklung zu spät. Mit ihrem Widerstand haben sie zwar die Soto zermürbt und die Eroberung ihres ganzen Landes durch die Weißen um ein bis zwei Jahr-

Sicher ist nur, dass – ähnlich wie in der Karibik und in Mesoamerika – die Kulturen im Südosten Nordamerikas dramatisch viele Menschen verlieren. Das Reich Coosa etwa, das de Soto vor Mabila durchquerte, umfasste Dutzende Städte mit insgesamt wohl 50 000 Einwohnern. 1715 ist ein erheblicher Teil dieses Territoriums wieder unbesiedelte Wildnis. Die Überlebenden von Coosa haben sich mit einem anderen, ebenfalls dezimierten Volk zusammengetan. Sie zählen noch 1733 Köpfe.

Die Seuchen, nicht die Spanier, entvölkern die reichen Städte der Mississippi-Kultur. Es ist ein Tod ohne weiße Augenzeuge. Die differenzierten Gesellschaften kollabieren, als ganze Stämme ausgelöscht werden. Niemand bebaut mehr die Felder. Städte verwaisen und Tempel verfallen.

Die überlebenden Indianer schließen sich im 18. und 19. Jahrhundert zu neuen Stämmen zusammen. So gehen die Nachfahren der Coosa schließlich in den Creek auf. Doch mit den Vorfahren stirbt auch deren Wissen. Als der britische Naturforscher William Bartram zwischen 1765 und 1777 den Südosten bereist, entdeckt er von Gestrüpp und Gras überwucherte Tempelhügel. Er fragt die Creek, wer diese Monumente einst errichtet haben könnte.

Niemand kann es ihm sagen. □

Der Historiker Cay Rademacher, 38, ist Textredakteur dieses Heftes. Der Frankfurter Kupferstecher und Verleger Theodor de Bry (1528–1598) prägte das Bild, das sich die Europäer von Amerika machen, ohne die Neue Welt je gesehen zu haben. Er stützte sich auf Zeichnungen und Notizen von Reisenden.





VON ULRIKE MOSER

Nein, so haben sie sich das Gelobte Land nicht vor gestellt. So bedrohlich und abweisend. Da liegt sie, die neue Heimat, ein winterlicher Küstenstreifen, dunkler, dichter Wald ohne Grenzen und

Ende. Für dieses unwirtliche Stück Erde haben sie die Zivilisation hinter sich gelassen und die gefährliche Überfahrt auf dem herbstlichen Atlantik auf sich genommen.

Die Menschen, deren Schiff „Mayflower“ an diesem 19. November 1620 vor Cape Cod an der nordamerikanischen Küste vor Anker

geht, sind in elendem Zustand. Stürme, Krankheiten und Hunger haben ihnen zugesetzt. Und nun fühlen sie sich auch noch verlassen und verloren. „In welche Richtung auch immer sie ihre Blicke richteten, nirgends konnten sie Trost finden“, notiert einer der Passagiere, William Bradford.

Zwei Monate ist es her, dass diese 102 Männer, Frauen und Kinder vom englischen Hafen Plymouth aufgebrochen sind. Auf der Überfahrt haben sie sich den knappen Raum mit Schweinen, Ziegen und Hühnern geteilt. Zwei Menschen sind gestorben, ein Seemann und ein Auswanderer. Aber auch

Europa ist nicht gottesfürchtig genug für die protestantische Sekte der Puritaner, die sich keiner Staatskirche unterordnen. Deshalb segeln 102 Strenggläubige und Siedler im Herbst 1620 nach Amerika. Dort überlebt die Hälfte von ihnen nicht einmal den ersten Winter. Dennoch halten die »Pilgerväter« durch – und ihr Sendungsbewusstsein prägt bis heute die Kultur der Amerikaner

Das Heilige Experiment

21. Dezember 1620, Plymouth Bucht: Von der »Mayflower« rudern die Puritaner an Land (William Halsall, 1882)

ein Kind ist geboren worden. Oceanus Hopkins.

Die Passagiere sind nicht die ersten Engländer, die in Nordamerika ein neues Leben beginnen wollen. Schon 13 Jahre zuvor, 1607, haben sich wagemutige Siedler in der neuen Kolonie Virginia niedergelassen: Adelige zu- meist, die Gier nach Gold und

Hoffnung auf raschen Reichtum in die Ferne getrieben hat, aber auch der Wunsch, Englands Macht zu mehren.

Die Menschen an Bord der »Mayflower« dagegen sind weder adelig noch reich. Es sind arme Handwerker und Bauern mit ihren Familien. Sie haben das Wagnis nicht für ihr Land, sondern als Ver-

folgte unternommen. Und es ist auch nicht die Hoffnung auf irdischen Reichtum, die sie antreibt, sondern ein Experiment: Der Traum von Amerika soll ihnen Raum für ihre eigene Utopie geben. Ein besseres England, ein neues Jerusalem soll hier entstehen – leuchtendes Vorbild für den alten Kontinent.

Puritaner sind sie, und sie bringen mit, was Amerika prägen wird: ihr Vertrauen in demokratische Abstimmungen, ihr Misstrauen gegen weltliche Macht sowie die Gewissheit, Werkzeuge der göttlichen Vorsehung zu sein. »Saints« nennen sie sich. Heilige, Gottes auserwähltes Volk, »Pilgrims« wird

William Bradford sie später nennen – Reisende ins Gelobte Land gleich dem Volk Israel.

Dieser Handwerker mit gelehrt Neigungen wird zum Chronisten der Siedler und der Anfänge ihrer Kolonie. Sein Buch „Of Plymouth Plantation“, 1650 veröffentlicht, ist eines der frühesten Werke amerikanischer Geschichtsschreibung. Und Zeugnis des Selbstverständnisses dieser Erwählten.

WILLIAM BRADFORD IST 16 Jahre alt, als 1606 in dem englischen Dörfchen Scrooby bei York eine kleine Gruppe beginnt, heimliche Gottesdienste abzuhalten. Er ist ein Waisenjunge aus einem Nachbarort, ein kränklicher junger Mann, der schon früh tiefes Interesse für die Bibel

gezeigt hat. Er wird Teil jener Untergrundgemeinde, die sich um die Prediger Richard Clyfton und John Robinson sammelt.

Beide sind Puritaner und, wie mehrere hundert andere Geistliche zu dieser Zeit, von ihren Pfarrstellen suspendiert worden oder zurückgetreten, weil sie sich nicht zur anglikanischen Staatskirche bekennen. Sie predigen eine Gemeinschaft der Auserwählten, eine reine Kirche, befreit von Ritualen und der Macht der Bischöfe, befreit vom Einfluss des Staates.

Im Jahrhunder zuvor hat König Heinrich VIII. mit Rom gebrochen und versucht, die Frage nach der Ausrichtung der Kirche mit einem Kompromiss zu lösen: Er behielt die Amtsstruktur

und die alten Rituale bei, setzte aber sich selbst als Oberhaupt der neuen, „anglikanischen“ Kirche ein.

Der Puritanismus entsteht während der Regierungszeit Elisabeths I. (1558–1603) als Bewegung innerhalb der neu geschaffenen „Church of England“. Die Puritaner wollen dort, wo die Anglikaner nach dem Bruch mit Rom stehen geblieben sind, die Reform weitertreiben.

Sie wollen die Kirche im Geiste des Genfers Johannes Calvin von innen heraus reinigen, von Unmoral, der Bilderpracht der Gotteshäuser und vom katholischen Ritual, das ihrer Ansicht nach einer individuellen Begegnung mit Gott im Wege steht.

Die Kirche soll zu jener Reinheit geführt werden, die

einst in der von Christus eingesetzten Urkirche bestanden habe. Von der Staatskirche aber wollen sich die Puritaner zunächst nicht trennen.

Dennoch wird diese fundamentalistische Bewegung von der Obrigkeit zunehmend als Bedrohung empfunden. 1593 erlässt Königin Elisabeth ein Gesetz, das allen, die sich weigern, die Autorität der Majestät in kirchlichen Dingen anzuerkennen. Haft oder sogar die Todesstrafe androht. Hunderte Puritaner fliehen in die Niederlande, wo sie keine Verfolgung befürchten müssen.

Als 1603 König Jakob I. auf den Thron gelangt, erfüllt sich die Erwartung der Puritaner auf mehr Toleranz nicht. Sie geben die Hoffnung auf Reformen auf – und einige lö-



Noch an Bord der »Mayflower« unterzeichnen die Pilger und ihre nicht strenggläubigen Mitreisenden einen »Compact«, in dem das politische Leben ihrer noch zu gründenden Gemeinde geregelt ist – die früheste Form einer selbstgeschaffenen Verfassung in Amerika



Der erste Gottesdienst in der Kolonie Plymouth – in einer verklärenden, sehr viel später entstandenen Darstellung

sen sich endgültig von der Staatskirche. Sie werden, wie die Mitglieder der Gemeinde in Scrooby, zu Separatisten, die kirchliche Autorität nur noch innerhalb der eigenen Gemeinde anerkennen.

Als Anhänger Calvins glauben sie an die unbedingte Vorherbestimmung des Einzelnen zum ewigen Leben oder zum ewigen Tod, die der Mensch nicht abwenden kann. Nur die *saints*, die Erwählten, werden aus dem Zustand der Sündhaftigkeit erlöst.

Die separatistischen Gemeinden wählen ihre Pastoren und Mitglieder selbst aus. Aufgenommen in die Gemeinschaft der Heiligen wird nur, wer sich einer gründlichen Prüfung durch Pastor und Gemeinde unterzieht und die Echtheit seines *spiritual*

awakening, seines geistigen Erwachens, darlegen kann.

Schnell werden die Behörden auf die Gruppe aus Scrooby aufmerksam. Die kleine Gemeinde beschließt, in die Niederlande zu fliehen. Nachdem der erste Versuch im Sommer 1607 scheitert, gelingt etwa 100 Männern, Frauen und Kindern im August 1608 die Emigration nach Amsterdam, im Jahr darauf ziehen sie weiter nach Leiden. Dort gründen die Flüchtlinge ihre eigene Gemeinde, die bald auf mehr als 300 Menschen wächst, als weitere Puritaner aus England eintreffen. Zwar sind sie nun vor Verfolgung sicher, aber die Gemeinde bleibt arm, obwohl ihre Mitglieder hart arbeiten.

Doch ob einer den göttlichen Geboten gerecht wird,

zeigt sich für diese Menschen nicht im Reichtum. Viel stärker leiden sie unter der Fremdheit. Sie fürchten, ihre Kinder könnten die englische Kultur und Sprache verlieren und der engen Gemeinschaft entgleiten. Sie beschließen,

freien Gemeinde Christi eher möglich zu sein als in einem europäischen Land. Die Küste Nordamerikas ist seit einigen Jahren bekannt. Cape Cod wurde 1602 erstmals besucht, Plymouth und die Küste von Massachusetts sind

Die Puritaner sind eigensinnig im Glauben und in der Politik

so Bradford, „nach einem neuen Ort zu suchen“.

Wohin aber sollen sie gehen? Nach längeren Diskussionen entscheiden sie sich für Nordamerika. In der Wildnis scheint die Abschottung der *saints* von den Sündern und die Errichtung einer

1603 ausführlicher erkundet worden. Und seit 1616 existiert eine verlässliche Karte der Küste Neuenglands.

Dennoch, Amerika ist ein Kontinent, von dem man nur ungefähre Vorstellungen hat – vor allem von seinen Ureinwohnern. Für viele Puritaner gehört Amerika, so berichtet Bradford, zu „diesen wilden und unbesiedelten Ländern, welche ertragreich und für Besiedelung geeignet sind und wo es nur wilde und vielseitige Menschen gibt“. Der Großteil der Leidener Gemeinde kann sich nicht zum Wegzug entschließen und wird zurückbleiben. Viele Frauen und Kinder sollen erst nachkommen, wenn die Existenz der neuen Niederlassung gesichert ist.

Die Puritaner sind zu arm, um die Überfahrt und die Siedlungsgründung zu finanzieren. Sie benötigen Geldgeber und ein Patent für ein Siedlungsgebiet. Beides könnte eine der Handelsgesellschaften bieten, die in England das Hauptinstrument der Kolonisierung sind. Sie erhalten von der Krone Konzessionen für ein bestimmtes Gebiet, so genannte *charters*. Die Leidener kommen mit dem Londoner Eisenwarenhändler Thomas Weston ins



Geschäft, der mit anderen Kaufleuten eine Aktiengesellschaft gegründet hat, um in eine neue Kolonie zu investieren.

Die Vertragsbedingungen für die Auswanderer sind hart: Sieben Jahre lang müssen sie ausschließlich für die Gesellschaft arbeiten. Dafür werden sie mit dem Nötigsten versorgt. Alle Gewinne und das Land sollen nach Ablauf dieser Zeit zwischen den Anteilseignern und der Siedlergruppe geteilt werden. Persönlicher Landbesitz ist für die Siedler bis dahin nicht vorgesehen.

Am 2. Februar 1620 erhält Westons Gesellschaft ein Patent für ein Territorium in Virginia. Sechs Monate später, am Morgen des 1. August, stechen die Emigranten auf dem Schiff „Speedwell“ in See. Vier Tage später erreichen sie Southampton, wo ein zweites Schiff, die „Mayflower“, auf sie wartet.

Die Leidener Gemeinschaft stellt zwar die Führer des Unternehmens – aber nur knapp die Hälfte der Passagiere. Die anderen sind *strangers*, Fremde, die nicht ihrem Glauben anhängen, sondern helfen sol-

flower“, 18 bleiben zurück. Am 16. September 1620 setzt die „Mayflower“ mit 102 Passagieren in Plymouth an Segel. Die Zeit drängt. Es wird Herbst, und die stürmischen Monate nähren.

ZWEI MONATE SPÄTER, als sie vor der Küste Nordamerikas kreuzen, steht der Winter unmittelbar bevor. Und das Land vor ihnen ist gar nicht ihr Ziel. Sie haben das Gebiet in Virginia verfehlt und befinden sich weiter im Norden vor der Bucht von Cape Cod – in einer Gegend, für die sie kein Patent besitzen.

Schon während der Überfahrt haben einige *strangers* sich den Pilgern nicht unterordnen wollen. Nun, da für sie kein Patent gilt, bestehen sie darauf, von niemandem Weisungen entgegenzunehmen. Man verhandelt, und am 21. November setzen 41 Männer ihre Unterschrift unter den „Mayflower Compact“, die „erste Grundlage für eine Regierung an diesem Ort“, wie Bradford schreibt.

In dem Dokument halten die Verfasser ihre Absicht fest, gemeinsam eine Kolonie zu gründen. Mit dieser Über-

tischer Selbstregierung verklärt wird – vor allem ein Instrument, das Einheit und Ordnung in einer kritischen Zeit stiften soll. Eine provisorische Regelung, die in Kraft bleiben soll, bis die Kolonie ein für sie gültiges Patent erhält. Nach der Unterzeichnung wird John Carver zum Gouverneur für das erste Jahr bestellt. Er ist der erste frei gewählte Kolonial-Gouverneur. Und auch künftig werden in dieser Kolonie alle wichtigen Positionen durch Wahl besetzt.

Die Männer erkunden vom 25. November an die Gegend, um einen geeigneten Platz für ihre Siedlung zu finden. Auf den Streifzügen durch das verschneite Land begegnen ihnen zum ersten Mal Indianer. Einmal kommt es zu einem Schusswechsel, bei dem aber niemand verletzt wird. Meist fliehen die Einheimischen, sobald sie Fremde erblicken.

Die Kundschafter finden verlassene Wigwams, Indianergräber, im Boden vergrabenen Mais, den sie an sich nehmen. Für Bradford eine Fügung Gottes, „eine große Gnade für diese armen Menschen, dass sie hier Mais fanden, um ihn nächstes Jahr zu pflanzen, ansonsten wären sie vielleicht verhungert“.

Einen Monat nach der Landung ist ein geeignetes Territorium gefunden – ein Gebiet, das bereits den Namen Plymouth trägt. Am 25. Dezember beginnen die Siedler mit dem Bau eines Versammlungshauses. Die „Mayflower“, die vor der Küste liegt, wird für viele noch den ganzen Winter über das Quartier bleiben.

Plymouth ist Indianerland, das von den Wampanoag bewohnt wird und in dem vor

den ersten Kontakten mit Europäern wahrscheinlich mehr als 20 000 Menschen gelebt haben. Seuchen aber haben den Stamm in den Jahren vor Ankunft der Pilger dezimiert – wie auch die Sklavenjagden europäischer Kapitäne. Für die überlebenden Indianer sind die Weißen bedrohliche Eindringlinge. Für die Siedler dagegen sind nicht die Ureinwohner die größte Gefahr, sondern Krankheit und Hunger. In den folgenden Monaten stirbt die Hälfte der Kolonisten, auch ein Großteil der „Mayflower“-Besatzung, die in Plymouth überwintert.

Häuser, die Schutz vor der Witterung bieten, fehlen. Und auf der „Mayflower“ herrscht weiterhin qualvolle Enge. Die meisten Siedler sind von der Überfahrt ausgezehrt, leiden an Skorbut und anderen Krankheiten. Vor allem Frauen schaffen es nicht, zu überleben. Die Toten werden in möglichst unauffälligen Gräbern bestattet, damit die Indianer sie nicht finden können.

Als es endlich Frühling wird und die „Mayflower“ aufbricht, lässt das große Sterben nach. Mais kann gesät werden. Binnen weniger Wochen ist eine kleine Siedlung entstanden, die aus einem Lagerhaus, dem Versammlungszentrum, und zwölf weiteren Gebäuden besteht – kaum mehr als Hütten aus mit Lehm verkleidetem Flechtwerk. Sie sind für den Übergang gedacht, bis die Pilger solide Häuser gebaut haben.

Das Versammlungshaus, in dem sich die Gemeinde zum Gottesdienst trifft, dominiert nicht nur durch seine Größe das Dorf. Die Bibel ist in den Häusern oft das einzige Buch. Für die Puritaner ist sie das Gesetz, das Antworten auf alle Fragen bereithält, zu

Der Frieden mit den Indianern hält fünf Jahrzehnte

len, das Unternehmen mit zu finanzieren. Insgesamt 120 Passagiere brechen mit den beiden Seglern auf.

Schon nach wenigen Tagen erweist sich die „Speedwell“ als nicht seetüchtig. Plymouth wird angelaufen und das Schiff dort zurückgelassen. Ein Teil der Pilger wechselt auf die „May-

einkunft schließen sie sich zu einem „civill body politic“ zusammen und bekunden, auf dieser Grundlage Gesetze zu erlassen, „die für das allgemeine Wohl der Kolonie am angemessensten und geeigneten seien“.

Der „Mayflower Compact“ ist – auch wenn er später oft zum Symbol demokra-



Im Herbst 1621, nach der ersten Ernte, laden die Pilger Häuptling Massasoit und 90 seiner Untertanen vom Stamm der Wampanoag zum Festmahl ein. Daraus entwickelt sich der Thanksgiving Day, das amerikanische Erntedankfest

Politik, Geld, Ehe, ja selbst zur Bekleidung. An Sonnabend ruht die Arbeit. Er ist der Tag des Gottesdienstes und der Meditation. Der Kirchgang ist für alle Pflicht, auch für Nicht-Mitglieder.

Noch immer ist die Zukunft der Kolonie ungesichert. Bis zum Spätsommer mangelt es an Getreide. Für Fischfang und Pelzhandel fehlt es den Siedlern an den notwendigen Fertigkeiten.

Am 1. April erscheint ein Indianer vom Stamm der Wampanoag in der Siedlung; er heißt Squanto und spricht Englisch. Squanto ist einige Jahre zuvor nach Europa verschleppt worden, wahrscheinlich nach Spanien; von dort gelangte er nach England. Als er später in sein

Land zurückkehrte, lebte kein einziger Bewohner seines Dorfes mehr. Alle waren von einer Seuche dahingerafft worden.

Für Bradford ist dieser Indianer ein „besonderes, von Gott gesandtes Werkzeug“, denn er zeigt den Siedlern nicht nur, wie man Mais anbaut und Fische fängt, er dient ihnen auch als Dolmetscher und Vermittler zu anderen Indianern.

Obwohl die Indianer für Bradford „barbarische Wilden“ sind, liegt ihm an einem friedlichen Auskommen. Die Kolonie braucht Sicherheit. Und sowohl Indianer wie Siedler sind an intensiven Handelskontakten interessiert. Squanto arrangiert ein Treffen mit dem Stamm der

Wampanoag, dem größten der Gegend, und dessen Häuptling Massasoit.

Es führt 1621 zu einem Friedensschluss, der 50 Jahre hält. Danach aber wird der Landhunger der Siedler, der das Stammesgebiet immer weiter einengt, zu einem brutalen Krieg führen, dem mindestens 3000 Indianer und 600 Kolonisten zum Opfer fallen.

IM FRÜHJAHR 1621 stirbt Gouverneur Carver, wahrscheinlich an einem Schlaganfall. Der 31-jährige Bradford wird sein Nachfolger. Damit ist er oberster Richter und Schatzmeister der Kolonie, Geschäftsführer und Außenminister. Bis kurz vor seinem Tod wird er insgesamt 33-mal

in das höchste weltliche Amt der Kolonie gewählt.

Im Mai findet die erste Hochzeit in der Kolonie statt. Die Puritaner erkennen nur zwei Sakramente an: die Taufe und das Abendmahl. Die Ehe wird bei ihnen als Zivilvertrag geschlossen, ohne Gegenwart eines Pastors. Ein eigenartiger Brauch bei der Werbung um die Braut ist das *bundling*, bei dem sich Mann und Frau unter eine Decke ins Bett legen, um sich dort zu erklären.

Zwar gilt die natürliche Verderbtheit des Menschen nach Überzeugung der Puritaner selbstverständlich auch für den Körper, der ihnen nicht mehr ist als „ein Topf voll fauliger Exkremeante“. Eine Zügelung der Triebe und

Gefühle wird selbstverständlich erwartet. Ein guter Puritaner hält seine Gefühle sogar in Liebesbriefen in Zaum.

Dennoch ist die freudlose Strenge und Sexualfeindlichkeit der Puritaner wohl bei weitem nicht so ausgeprägt, wie ihnen nachgesagt wird. Da die Gemeinde auf Bevölkerungswuchs bedacht ist, akzeptiert sie frühe, rasche und wiederholte Eheschlüsse. Ehelosigkeit ist verpönt. Impotenz gar ein Scheidungsgrund. Vorehelicher und außerehelicher Geschlechtsverkehr werden zwar bestraft, uneheliche Kinder aber geduldet.

Im Herbst feiern die *pilgrims* den ersten Thanksgiving Day auf amerikanischem Boden. Die Siedler haben diesen Brauch aus den Niederlanden mitgebracht. Auch die Wampanoag werden eingeladen; 90 Indianer bringen erlegte Hirsche und Truthähne mit.

Das Verhältnis der Pilger zu den Indianern aber bleibt ambivalent. Auf der einen Seite verdanken sie ihnen ihr Überleben. Und Ehen zwischen Engländern und Indianerinnen sind schon bald keine Seltenheit mehr. Zugleich aber verkörpern die Indianer für die Puritaner eine Natur- und Triebhaftigkeit, die sie ablehnen und bekämpfen. Und deren Einfluss auf die Gemeinde sie fürchten wie die Ansteckung mit einer gefährlichen Krankheit.

Im November 1621 erscheint unerwartet ein Schiff aus London vor der Küste, an Bord 35 Siedler, darunter zwölf Pilger aus Leiden. Die Ankömmlinge sind ernüchtern, als sie diesen „nackten und öden Platz“ sehen.

Aber auch die alten Siedler sind entsetzt. Fast nichts haben die Neuen mitgebracht,

kein Geschirr, kaum Kleidung, kaum Vorräte. Als im Sommer 1623 zwei weitere Schiffe Plymouth erreichen, besteht die Siedlung aus etwa 20 Häusern, die sehr viel soliden sind als die ersten Unterkünfte, wenn auch immer noch bescheiden. Sie sind mit Schindeln verkleidet, haben einen Garten, sind aber meist noch immer eingeschossig.

Trotz Hilfe der Indianer bleibt die Versorgungslage in den ersten Jahren kritisch. Die Ernten fallen gering aus, die Aktiengesellschaft schickt meist minderwertige Waren. Vor allem aber verhindert das unter den Pilgern erzwungene System der Kollektivwirtschaft eine hohe Produktivität. Bradford befürchtet, dass dieses System Faulheit und Nachlässigkeit begünstigt. Und: Es schafft Unzufriedenheit.

„Die jungen Männer“, berichtet Bradford, „die besonders geeignet und tauglich für Arbeit und Dienste waren, waren unzufrieden, dass sie ihre Zeit und Kraft dafür hergeben sollten, um für die Frauen und Kinder anderer Männer zu arbeiten ohne jede Entschädigung. Und die Frauen, die anderen Männern

Dienste leisteten, sie bekleideten, ihre Kleidung waschen mussten etc., hielten es für eine Art Sklaverei.“

Weil immer noch Hungersnot droht, beginnt Gouverneur Bradford 1623 den einzelnen Familien Landparzellen zuzuteilen. Zwar steht das im Widerspruch zu den mit den Londoner Geldgebern getroffenen Abmachungen, aber diese beginnen sich ohnehin zurückzuziehen, weil die erwarteten Gewinne ausbleiben.

Dennoch konsolidiert sich die Kolonie: Die Getreideproduktion wächst, und der Pelzhandel wird zunehmend wichtiger für das Überleben der Siedler. Mit den Indianern tauschen die Weißen Felle gegen Schmuck, Decken, Schnaps und – trotz des ausdrücklichen Verbots der englischen Krone – gegen Waffen. Die Felle werden von den Versorgungsschiffen nach Europa gebracht, wo sie an den Fürstenhöfen ein begehrtes Gut sind.

Dank des wachsenden Wohlstands gelingt es den Kolonisten, die Anteile der Londoner Kaufleute zu erwerben. 1627 wird die Aktiengesellschaft liquidiert und der ganze Besitz unter den Pionieren geteilt. Alle „geeig-

neten und freien“ Siedler erhalten Land und Vieh – ausgenommen diejenigen, die als Angestellte in Haushalten und in der Landwirtschaft arbeiten. Und wohl auch einige, die des Besitzes nicht für wert befunden werden.

Die noch ausstehenden Schulden gegenüber den Finanziers der Gesellschaft übernehmen Bradford und einige andere und erhalten im Gegenzug für sechs Jahre ein Pelzhandelsmonopol. Erst 1642 sind alle Verpflichtungen abbezahlt.

PLYMOUTH ist inzwischen erheblich gewachsen. Fast jedes Jahr sind Schiffe mit neuen Siedlern gekommen. Laut Bradford bestand die Kolonie 1624 aus 124 Mitgliedern. Sechs Jahre später sind es 300, 1637 dann 550. Neue Siedlungen entstehen, um das Territorium der Kolonie zu vergrößern. Handelposten einzurichten und Land für die neuen Siedler bereitzustellen.

Oft gehen diese Gründungen auf Initiative einzelner Pioniere zurück, die Plymouth verlassen. Schon vor 1630 hat sich eine Gruppe in Duxbury angesiedelt. 1636 wird die Stadt Scituate in die Kolonie eingegliedert, und



um 1650 sind acht weitere Städte gegründet.

Bradford und andere Siedler sehen diese Entwicklung mit Sorge, weil eine wahre Gemeinschaft Gottes eine enge und geschlossene Siedlungspolitik brauche. Wie ein trauriger Refrain durchzieht seine Klage die späten Kapitel seines Buches: „Ich fürchte, das wird der Untergang von Neuengland sein, zumindest der Kirchen Gottes, und wird Gottes Missfallen erregen.“

Mit der wachsenden Bevölkerung stellen sich der Kolonie neue Probleme. Von Anfang an existierte in Plymouth keine homogene Gemeinschaft – schon zur ersten „Mayflower“-Gruppe gehörten ja auch *strangers*. Und in den folgenden Jahren sind unter den Neuankömmlingen oft auch Siedler, die der anglikanischen Staatskirche angehören oder nicht das Gemeinschaftsideal der ersten Siedler teilen. Immer häufiger sind die *saints* in ihren Gemeinden in der Minderheit.

Zu den Unterschieden zwischen Heiligen und Verdammten gesellen sich die zwischen Besitzenden und Besitzlosen. Obwohl die *saints* ihrer Berufung mit Fleiß nachgehen sollen, dürfen sie doch den Reichtum nicht lieben. Dabei sind die Versuchungen beträchtlich: Die Neuankömmlinge brauchen Vieh und Getreide und sind auch bereit, hohe Preise zu bezahlen.

Auch der Verführungs-kraft des leeren, unbebauten Landes erliegen viele Puritaner, vor allem junge Leute, die eine gesicherte wirtschaftliche Existenz auf beserem Boden der engen Gemeinschaft vorziehen.

Viele Siedler wandern deshalb in die 1629 gegründete Massachusetts Bay Colony ab. Die junge puritanische Nachbarkolonie hat von Anfang an bessere Startbedingungen. Die aus England kommenden Siedler sind wohlhabender und bringen Werkzeuge und Waren mit. Und schon 1630 erhöht sich ihre Zahl auf mehr als 1000 Einwohner. Vier Jahre später leben 4000 Menschen in 22 Siedlungen. Eine von ihnen, Boston, entwickelt sich zum Zentrum eines schwunghaften Handels mit anderen Kolonien, mit England, Spanien und Portugal und dem karibischen Raum.

Der Kolonie Plymouth dagegen fehlen gute Häfen und Kapital; die Verbindungen zu englischen Handelszentren sind schlecht. Wirtschaftliche Zentren entwickeln sich erst gar nicht. Plymouth lebt weiterhin – vor allem, als der Erfolg des Pelzhandels nachlässt – von der Landwirtschaft.

Die erste Siedlergeneration stirbt allmählich. Und für alte Leute wie Bradford ist die Indifferenz der jüngeren Generation in Glaubensfragen schwer zu ertragen. Haben die *pilgrims* nicht die Niederlande verlassen, weil sie ihre Identität wahren wollten? „Und so blieb diese Kirche zurück, wie eine alt gewordene Mutter, vergessen von ihren Kindern. Sie hat viele reich gemacht und wurde darüber selbst arm.“

Puritanische Strenge und Exklusivität weichen immer weiter auf. Kinder von Erwählten gelten nun ebenfalls als erwählt, ohne sich erst einer Prüfung unterziehen zu müssen. Die Gründe dafür sind eher profaner Natur: Man will die Kirchenbänke

füllen und sich gegen die wachsende Zahl nichtpuritanischer Siedler behaupten.

Die Auflösung der Gemeinschaft und das Aufweichen der ursprünglichen Ideale führt aber nicht zum völligen Verschwinden der puritanischen Idee. Sondern über mehrere Generationen zu deren allmählicher Umdeutung, Entgrenzung und Veränderung. Die amerikanischen Puritaner, die auf Be-

Diese Verschmelzung von Christentum und demokratischer Mission macht Amerika schließlich zu einer „Nation mit der Seele einer Kirche“, so der britische Autor G. K. Chesterton.

1657 STIRBT BRADFORD. Er erlebt das Ende des unabhängigen Plymouth nicht mehr. Die kleine Kolonie, die noch immer keine königliche charter besitzt, wird 1691 mit Massa-

Amerikas Glaube an Gott und an sich selbst ist ein Erbe der Puritaner

ständigkeit und Absonderung bedacht sind, die Sünde der Muße meiden und ihrer Berufung mit Fleiß nachgehen, erhalten später den Spitznamen *yankee*, mit dem sich die Eigenschaften Einfallsreichtum, Scharfsinn und Sparweise verbinden.

Die Gemeinschaft der ausgewählten *saints* wandelt sich zur ausgewählten Nation. Aus dem Sendungsziel, die Reformation zu vollenden und der Welt durch das eigene Beispiel ein Leuchtturm zu sein, leiten die Amerikaner sehr viel später auch den missionarischen Auftrag ab, der Welt Freiheit und Demokratie zu bringen.

An die Stelle der Sünder, gegen die sich die Erwählten abgrenzen müssen, treten immer neue Feinde, die ein böses Weltprinzip verkörpern – erst die Indianer, dann die Franzosen, schließlich Briten und Mexikaner. Und die Erwartung der Erlösung wird – in der Unabhängigkeitserklärung – zum Freibrief für jeden, sein Glück zu suchen, zum „*pursuit of happiness*“.

chusetts zusammengelegt. Zu dieser Zeit hat Plymouth längst seine Identität verloren.

Zehn Jahre nach Bradfords Tod wird in England John Miltons Werk „Paradise Lost“ veröffentlicht. Vertrieben aus dem Garten Eden, erwartet Adam darin die große Schlacht, in der der Satan besiegt wird und die Menschen neuenvoll, aber erneuert in den Gärten Eden zurückkehren. Der Erzengel Michael aber enttäuscht Adams Hoffnung: Es wird kein Ende des Übels geben, das in der Welt ist. Hunger, Krankheit, Leid, Hass, Neid und unendliche Mühsal sind die unablässlichen Bestandteile menschlicher Existenz.

Der Puritaner Milton schließt die Möglichkeit einer göttgefälligen Gesellschaft nicht aus, aber für ihn gibt es solche Triumphe nur für kurze Momente – ehe Sünde und Tod erneut die Oberhand gewinnen. □

Die Berliner Journalistin Ulrike Mooser, 33, hat Geschichte studiert und zuletzt in GEO EPOCHE „Die Macht der Päpste“ über die Wahl Karol Wojtylas zum Stellvertreter Christi berichtet.

28. Februar

Die ersten Kolonien werden von Spekulanten gegründet (Virginia) oder von religiösen

VON TOBIAS RÜTHER

Am 28. Februar 1681, nach elf Monate langen Verhandlungen mit der englischen Krone, ist der Adelige William Penn am Ziel seiner Träume: „Heute ist mir mein Land übertragen worden unter dem Großen Siegel von England“, schreibt er aus London einem Freund. „Mein Gott, der es mir gegeben hat, wird, daran glaube ich, es segnen und zur Keimzelle einer Nation machen.“

Das Gelobte Land – ein gut 120 000 Quadratkilometer großes, fruchtbare Areal in Nordamerika – wird schon bald den Namen des Mannes tragen, dem es nunmehr gehört: Pennsylvania.

König Karl II. hat Penn das Territorium überlassen, um alte Schulden zu begleichen: Penns Vater, ein wohlhabender Admiral, hatte dem Monarchen 16 000 Pfund geborgt und der Sohn den Wechsel geerbt. Überdies hofft Karl II., mit der Überschreibung jenes fernen Landstrichs elegant ein innenpolitisches Problem zu lösen: Denn Penn will seine neue Kolonie zur Zuflucht der Quäker machen – einer Religionsgemeinschaft, die den oppositionellen Whigs nahe steht und somit die Vorherrschaft der königstreuen Tories bedroht.

Mit dem Beinamen „Quäker“ werden die Anhänger der „Society of Friends“ verspottet, weil sie angeblich

erzittern („to quake“), wann immer sie das Wort Gottes hören. Sie tragen schlichte, schwarze Kleider, verwerfen Liturgie und Hierarchie der anglikanischen Staatskirche und schwören nicht einmal auf die Bibel.

Die Quäker vertrauen allein auf die jeden Menschen angeborene Güte und die Kraft gemeinsamen Gebets. Das Auftreten der „Society of Friends“, die seit 1647 um den Prediger George Fox gesammelt hat, provoziert Staat und Kirche; sie wird deshalb schon seit langem diskriminiert und verfolgt.

William Penn will seinen Überseebesitz für alle Christen öffnen; sie sollen dort, geleitet von gegenseitigem Respekt, harmonisch miteinander leben. Zu seinem „Heiligen Experiment“ lädt Penn auch andere verfolgte Glaubensgemeinschaften ein, darunter Mennoniten, Amische und Baptisten.

In allen großen Städten Englands können Interessen-ten Landpatente erwerben. Daneben stellt Penn gute Geschäfte in Aussicht: In einer Werbeschrift röhrt er 1681 den einträglichen Pelzhandel und die holz- und wildreichen Wälder sowie die guten Verkehrsverbindungen zu den anderen englischen Kolonien in Nordamerika.

Die ersten Schiffe mit Emigranten erreichen Penns Besitzung im Dezember 1681. Handwerker aus Bristol sind an Bord, Bauern aus Wiltshire, Händler aus London,

irische und walisische Landadelige. Am 27. Oktober 1682 trifft auch der „wahre und absolute Eigentümer“ der Kolonie, damals 38 Jahre alt, an der Mündung des Delaware ein. In England hat er zuvor noch Beamte ernannt, Ländereien bewilligt, Gesetze für seine neue Kolonie entworfen. De-ren Hauptort legt Penn nun auf einer Landzunge an und nennt ihn Philadelphia, „Stadt der brüderlichen Liebe“.

Schon bald wird sie dank ehrgeiziger Handwerker und Kaufleute zur *boomtown*, die sich rasch in den Überseemarkt eingliedert. Selbst mit den Indianern verkehren die Quäker freundschaftlich. Bis Ende 1685 kommen 8000 Menschen nach Pennsylvania – so viele, wie nach Virginia in drei Jahrzehnten.

Ein guter Anfang“, bemerkt Penn lakonisch – ein Anfang, der untypisch ist für die ersten Jahre der 13 britischen Kolonien in Nordamerika. Denn als englische Kaufleute und Abenteuer im 17. Jahrhundert Amerika als Ziel für ihre Unternehmungen entdecken, sind Süden und Mitte des Kontinents bereits in spanischer Hand. Das einzige erreichbare „freie“ Land liegt im Norden – und auch dort kommen ihnen manchmal europäische Konkurrenten zuvor, die Franzosen etwa im Osten Kanadas, die Niederländer rund um das spätere New York.

Fundamentalisten (Massachusetts). **Pennsylvania** entsteht 1681 als Privatbesitz eines reichen Menschenfreundes



Im Herbst 1682 trifft William Penn an der Mündung des Delaware die Häuptlinge der dort ansässigen Stämme und schließt mit ihnen einen Freundschaftsvertrag

Typisch für das Elend der frühen Jahre ist die Gründung Virginias, der ersten dauerhaften Kolonie. Am 6. Mai 1607 landen drei Schiffe am Ausgang der Chesapeake Bay, an Bord unter anderem 35 gentlemen adventurers, die in der Hoffnung gekommen sind, Gold zu finden. Sie sind Teilhaber der „Virginia Company“, die zur Ausbeutung des neuen Landes gegründet und dafür mit weitreichenden königlichen Privilegien ausgestattet worden ist. Doch die Abenteurer entdecken kein El Dorado, sondern bloß Wiesen und Wälder.

Mehrmaals droht den Pionieren in Virginia der Hunger Tod, weil sie unerfahren sind in Landwirtschaft, Fischfang und Jagd. Zudem verstricken sich die Siedler in blutige Händel mit Indianern. Nur langsam erwirtschaftet die

Kolonie Profite, vor allem durch den Anbau von Tabak. Auch die später gegründeten englischen Besitzungen im Süden, die beiden Carolinas und Georgia, entwickeln sich nur schleppend.

Andere englische Kolonien entstehen als Kriegsbeute – etwa New York und New Jersey, die ab 1624 zunächst vor allem von Niederländern besiedelt und 1664 von englischen Truppen besetzt werden. Oder sie sind anfangs Privatbesitz – so auch Maryland, eine Domäne nördlich der Chesapeake Bay, die dem britischen Lord George Calvert 1632 von König Karl I. zugesprochen worden ist. Calvert, 1625 zum Katholizismus konvertiert, öffnet seinen Grundbesitz als Zuflucht für in England diskriminierte Glaubensbrüder.

Weiter nördlich dürfen die Anhänger des Papstes freilich nicht siedeln – die Puritaner

taner der „Mayflower“ etwa oder die ersten Engländer in Massachusetts dulden keine überzeugten Katholiken in ihrem Land (siehe Seite 42).

Grade bei den Puritanern kommt es innerhalb schnell zu Zerwürfnissen. Der radikale Eiferer Roger Williams etwa pocht auf den endgültigen Bruch mit der anglikanischen Staatskirche. Öffentlich zerreiße er die englische Flagge. 1635 wird er aus Massachusetts verbannt, flüchtet sich in die Wildnis, kauft den Indianern Land ab und gründet eine Ansiedlung, aus der eine neue Kolonie erwachsen soll: Providence, der erste Ort im späteren Rhode Island (siehe Seite 172).

Gemein aber ist allen frühen Kolonien, dass sie sich zwar bei ihrer Gründung auf

eine königliche Erlaubnis – die *charter* – berufen, dass aber nirgendwo der Monarch selbst die Initiative ergreift. Ob Abenteurer oder Puritaner: Die Pioniere in Amerika treiben ihre Landnahmen anfangs ohne großes Engagement des Königshauses voran. Erst von 1660 an beginnt unter Karl II. allmählich eine zielgerichtete Kolonialpolitik.

Keine Kolonie steigt in den frühen Jahren so rasch auf wie Pennsylvania – auch auf Kosten ihres Gründers. Penn regiert als Gouverneur, installiert schon bald ein Parlament, dessen Mitglieder von allen freien Landbesitzern gewählt werden können. 1701 reagiert er auf politischen Druck aus dem Abgeordnetenhaus mit der *Charter of Privileges*, einer neuen Verfassung der Kolonie, durch die der Gründer einen großen Teil seiner Macht verliert. Damit endet für Penn sein „Heiliges Experiment“. Noch im selben Jahr kehrt er nach England zurück.

1708, zehn Jahre vor seinem Tod, wird er ins Schuldengefängnis geworfen – unter anderem Folge seines großen finanziellen Engagements in Pennsylvania. Doch nur die englischen Quäker sammeln Geld für seine Entlassung.

Aus seiner ehemaligen Kolonie kommt kein Penny, um ihn freizukaufen. □

Tobias Rüther, 29, lebt in Berlin.

1776: UNABHÄNGIGKEIT

GEBURT^{EINER} NATION

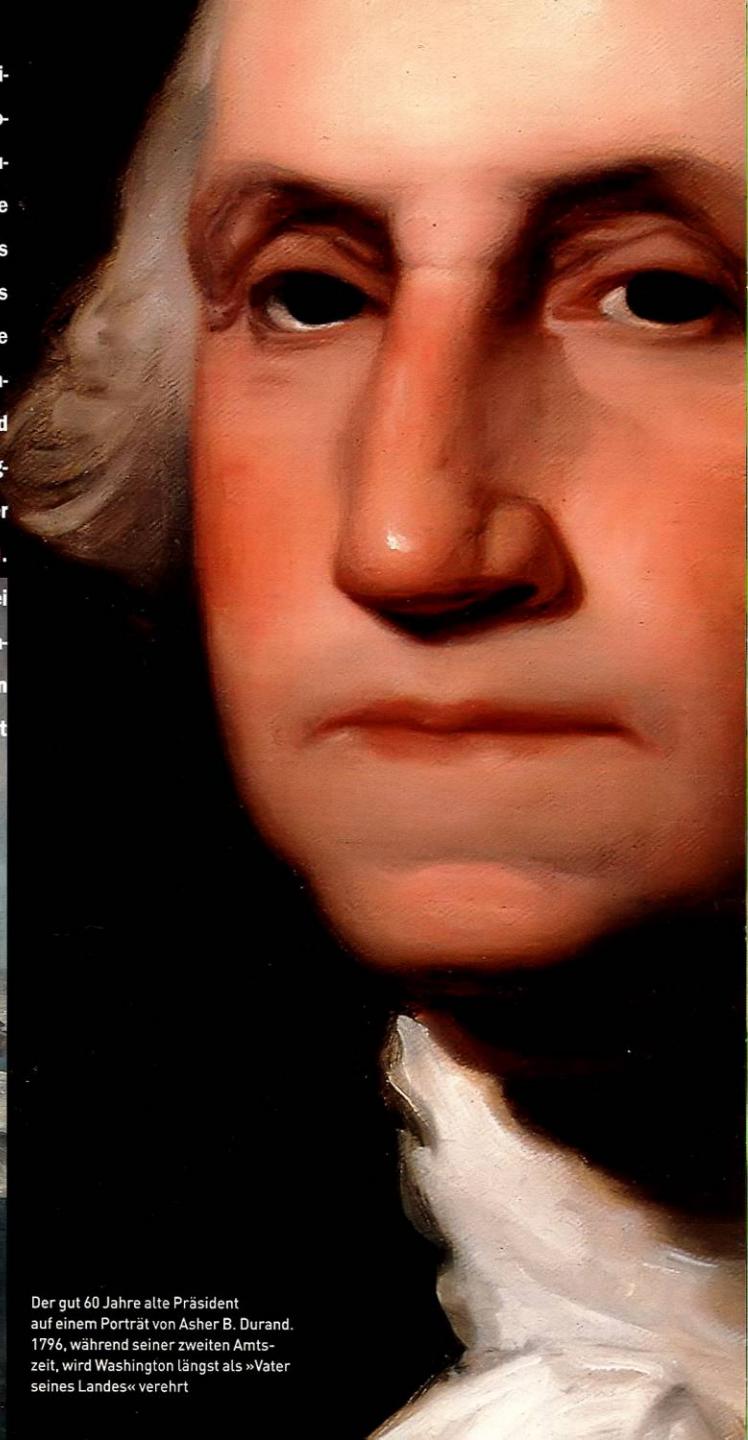


Selten ist eine Revolution aus nichtigerem Anlass entstanden. Die Kolonialmacht fordert bescheidene Steuern, auf Tee etwa. Doch die Kaufleute Neuenglands, die Händler New Yorks und die Plantagenbarone des Südens sehen darin einen Angriff auf ihre wichtigsten Errungenschaften: Eigentum und Freiheit. Zwischen 1775 und 1783 erkämpfen sie die Unabhängigkeit. Ihr Anführer ist ein pedantischer Landmann: **George Washington**.

Er kommandiert ihre Armee, etwa bei der Überquerung des eisigen Delaware 1776. Und wird zum ersten Präsidenten der neuen Nation gewählt



Der gut 60 Jahre alte Präsident auf einem Porträt von Asher B. Durand. 1796, während seiner zweiten Amtszeit, wird Washington längst als »Vater seines Landes« verehrt



Mit 27 Jahren „im Ruhestand“, doch endlich am Ziel. „Meine landwirtschaftlichen Vorhaben und ländlichen Vergnügen“, schreibt George Washington einem Freund, „passen ideal zu meinem Temperament.“

Um ihn herum blüht die Schöpfung. Virginia ist in 150 Jahren Arbeit zur *southern belle* geworden: Hier strotzen nicht nur die Austern vor Fett, werden die Waldbeeren vier-

Als er mit 16 Jahren als Gehilfe eines Landvermessers gen Westen zog, hat er seinem Tagebuch nicht die Schönheit der Wildnis anvertraut („Keine besonderen Vorkommnisse“), sondern seitentlang technische Daten: Nicht schwelgen will er in der Natur; er will sie beherrschen. Seine Aufgabe war und ist es, Grenzen zu ziehen.

Vier Jahre lang hat er im Dienst der britischen Krone gegen Indianer und Franzosen um die Vorherrschaft an der *frontier* gekämpft, der Grenze zur westlichen Wildnis. Als Oberstleutnant der

Gesellschaft“ zu beweisen, ist unerfüllt geblieben. So baut er jetzt auf seinem Landgut Mount Vernon Tabak, Kartoffeln, Obst und Getreide an.

England, das Mutterland, hat ihn enttäuscht. Die Geschichte geht ihn nichts mehr an. Ins Tagebuch notiert er nur noch Klagen über betrügerische Nachbarn und unvorteilhafte Schweinekäufe. Murrt allenfalls über die sinkenden Preise, die das Mutterland für seinen Tabak zahlt.

England verlangt ja nicht viel von seinen amerikanischen Kolonien: ein Handelsmonopol auf Tabak, Zucker,

nen – und ähneln der Mutter stärker als jemals zuvor: Auch in den Kolonien wird das Land nun knapper und enger, sammelt sich Reichtum an wenigen Orten, in wenigen Familien. Wächst auf den Herrenhäusern des Südens ein neuer Adel heran, der eifrig Sitten und Bräuche der britischen Landaristokratie imitiert.

Doch kaum ist der Krieg gegen Franzosen und Indianer überstanden, zieht Mutter England, nach Jahrzehnten der „wohlütigen Vernachlässigung“, die Zügel straff.

Denn nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, als sich die Franzosen aus Kanada und Louisiana östlich des Mississippi zurückziehen und die mit ihnen verbündeten Spanier Florida verlassen (siehe Seite 173), kann nur noch die britische Regierung selbst den Expansionsdrang der Kolonisten hemmen: 1763 verbietet sie, zum Schutz der eben noch bekämpften Ureinwohner, die Besiedlung westlich der Appalachen – und vereitelt so auch George Washingtons Pläne, seiner „Mississippi Company“ die

Die Rebellion schwelt bereits seit 1763

mal so dick wie in Europa – hier wächst auch der beste Tabak der Welt.

Doch Washington ist ein Buchhalter, ein Mann der Kontrolle. Er ist kein Plauderer, seine Pockennarben verdeckt er mit Puder. Die riesigen Augenhöhlen, Hände und Füße, die massive Nase und die schweren Hüften verleihen seiner 1,88 Meter hohen Gestalt „martialisches Würde“, wie ein Zeitgenosse schreibt, aber wenig Liebreiz.

Nach mehreren amourösen Niederlagen hat er schließlich eine reiche, stilile, ein wenig plump Witwe geheiratet, die etwa 6000 Hektar und 150 Sklaven mit in die Ehe brachte.

Er liebt Pferde und Zahlen, Listen und Kolonnen. In seiner Schublade liegen noch immer die 110 Anstandsregeln, die er als Kind einmal abgeschrieben hat: „Besser allein als in schlechter Gesellschaft“; „Sitz nicht, wenn andere stehen“; „Argumentiere nicht mit deinen Vorgesetzten.“

virginischen Miliz hat er zum ersten Mal den „reizenden Ton“ pfeifender Kugeln gehört, hat am gescheiterten Feldzug zur Ohio-Gabelung teilgenommen und an der ruhmlosen Einnahme von Fort Duquesne. Sein sehnlicher Wunsch aber, Offizier Seiner Majestät zu werden, um dem „besten aller Könige“ seine „Liebe und Loya-

Baumwolle, Indigo und Farbhölzer sowie einen Markt für seine Waren – ein Viertel seiner Exporte geht nach Nordamerika.

Im 17. Jahrhundert, als Bürgerkriege die Insel verheerten, hat London die Pioniere jenseits des Atlantik ein wenig aus den Augen verloren. Jetzt stehen die Besitzer fast auf eigenen Bei-



1770 bewerfen in Boston aufgebrachte Bürger britische Soldaten mit Schnee. Als diese fünf Menschen töten, wird das »Massaker« zum Symbol kolonialer Unterdrückung

Ebenen am größten Strom des Kontinents zu unterwerfen.

Die Kolonisten murren – und kümmern sich wenig um das Verbot. Doch 1764 untersagt die gestrenge Mutter den Kolonien, eigenen Papiergeild auszugeben – ein Sakrileg, geeignet, wie Washington findet, „das ganze Land in Flammen“ zu setzen. Als England zudem 1765 eine „Stempelsteuer“ auf Dokumente wie Zeitungen und Broschüren, Spielkarten und Testamente erlässt und 1767 mit den „Townshend Duties“ auch noch Tee, Glas, Blei, Farben und Papier belastet, erhebt sich Unmut in der Bevölkerung.

MIT EINEM MAL ist alles vergessen, was das Mutterland für seine Kinder getan hat. Vergessen die mehr als 122 Millionen Pfund, mit denen sich England während des Krieges bis an den Rand des Ruins verschuldet hat – nicht zuletzt, um seine Amerikaner zu schützen. Vergessen die 200 000 Pfund, die es immer noch jährlich zur Sicherung seiner Kolonien in Amerika ausgibt.

„No taxation without representation“ fordern die Kolonisten, keine Besteuerung ohne Vertretung im Parlament – obwohl vermutlich kaum einer von ihnen nach London reisen will, um im Unterhaus über Bergbau in Wales abzustimmen. Obwohl den 85 Prozent der männlichen Briten*, die im Mutterland ganz selbstverständlich ohne Wahlrecht leben, das Begehr nach *representation* vorkommt muss wie der Rechtsanspruch eines Tagelöhners auf eine Ehrenloge in Ascot.

Selten, so scheint es, hat eine Revolution aus so nicht-

* Zu jener Zeit haben nur Männer mit Besitz das Wahlrecht.

gen Gründen begonnen: Die Menschen mit dem höchsten Lebensstandard der Welt lehnen sich gegen einen Staat auf, der nur seine Kosten hereinholen will.

Doch „Liberty and Property“, der Wahlspruch der virginischen Parlamentarier, ist nicht nur ein Slogan, sondern eine heilige Gleichung. Eigentum ist Freiheit und Freiheit Eigentum. Besitz ist für den Puritaner ein Zeichen göttlicher Gnade – und für den Liberalen ein Ausdruck politischer Kompetenz.

„Der Grund, aus dem die Menschen in eine Gesellschaft eintreten, ist die Erhaltung ihres Eigentums“, hat der Philosoph John Locke Ende des 17. Jahrhunderts geschrieben: Wer kein Eigentum hat, ist somit auch nicht fähig, in der Gesellschaft mitzureden. Die politischen Rechte gelten auch in den Kolonien ausschließlich für die Besitzenden. Zwar dürfen – anders als im Mutterland – mehr als die Hälfte der männlichen Einwohner wählen. Die eigentliche Macht liegt jedoch in den Händen einer Elite, die in Virginia beispielsweise höchstens fünf Prozent der weißen Bevölkerung ausmacht.

Washington gehört zu dieser Elite. 1758 ist er ins „House of Burgesses“ gewählt worden, Virginias Parlament. Er ist dort ein stiller Gast, der sich vornehmlich für die Belange seines Wahlkreises, seiner Plantage und seiner Ländereien interessiert. So zeigt er auch wenig Anteilnahme, als die Abgeordneten 1765 die „Virginia Resolves“ beschließen. Sie stellen fest, dass den Virginianern gleiche Rechte zuständen wie den Briten – und dass sie wie Briten das Recht hätten, ihre Steuern selbst festzusetzen.



George Washington, der Plantagenbesitzer aus Virginia und Offizier im Krieg gegen Franzosen und Indianer, ist einer der wenigen Rebellenführer mit militärischer Kompetenz. Deshalb hat er das Oberkommando – und gewinnt derart an Prestige, dass er 1789 zum ersten Präsidenten der USA gewählt wird.

George Washington ist an dem Beschluss nicht beteiligt. Er misstraut dem „spekulativen Lager der Kolonisten“, die ihre Grundsätze aus philosophischen Büchern schöpfen und von Jean-Jacques Rousseau („Zurück zur Natur“) lernen wollen. Seine Lektüre konzentriert sich auf Werke wie „Ein neues System der Agrikultur oder ein schneller Weg zum Reichtum“. Und die Natur betet ein Landmann wie Washington nicht an – er macht sie sich nutzbar. Keine Umwertung der Werte schwiebt ihm vor, sondern die Rückkehr zu den guten, bewährten, ewigen Regeln.

DOCH AUCH ER hat gelernt, Müttern zu misstrauen. Seine leibliche Mutter, die nach dem frühen Tod seines Vaters die Herrschaft übernahm, ist eine bittere, zänkische Witwe, vor der selbst seine Spielkameraden Angst hatten. Sie hat Washingtons Matrosenkarriere verhindert und seine Soldatenlaufbahn gehemmt. Nie hat er gewagt, ihr zu widersprechen. Dafür hat sie ihm ein Taschenmesser geschenkt mit der Ermahnung „Immer gehorchen!“ Noch als General trägt er es bei sich.

Draußen im Land bricht der Ungehorsam sich Bahn. Der Zorn der Elite hat endgültig auch die niederen Klassen erfasst, die nichts haben als ihre Fäuste. In New York demoliert der Mob Kutschen britischer Beamter, vernichtet Stempelpapiere, hängt Puppen von Steuereintreibern auf und zündet Büros an.

In Boston drohen die radikalen „Sons of Liberty“ jeden zu teeren und zu federn, der einen britischen Offizier zum Essen einlädt. Sie plündern Häuser und dreschen auf Mitbürger ein, die sie der Kolla-



boration mit den Briten verdächtigen. „Liberty and property!“ johlen sie, bevor sie ein Haus verwüsten.

Am 5. März 1770 bewirft eine wütende Menge einen Trupp britischer Rotröcke mit Schneebällen, Eisklumpen und stinkenden Austernschalen; die Soldaten, auch mit

Stöcken und Steinen angegriffen, feuern panisch ihre Musketen ab und töten fünf Zivilisten.

Erschrocken lenkt Mutter England ein und schafft die Abgaben auf Glas, Blei, Farben und Papier ab (die Stempelsteuer hat London schon 1766 zurückgenommen).

Einzig die Teesteuer lässt sie in Kraft: Nur noch symbolisch will sie sich der finanziellen Loyalität ihrer Kinder versichern. Auch 1773, als sie den Teeimport dem Monopol der „East India Company“ unterstellt, wird der Tee nicht teurer, sondern billiger. Ohne Umweg über den englischen

In den Schlachten des Unabhängigkeitskrieges, wie in Princeton 1777, fallen rund 10 000 Briten und 23 000 Amerikaner – ein hoher Blutzoll, angesichts der Zahl von damals gerade erst drei Millionen Kolonisten. Die britischen Berufssoldaten sind zwar besser ausgebildet, doch die amerikanischen Mili-zionäre kämpfen im eigenen Land – der entscheidende Vorteil



Zwischenhandel dringt die Ware jetzt direkt nach Amerika.

Doch die Kolonisten sind misstrauisch geworden. Der billige Tee aus Indien gefährdet nicht nur die Einkünfte aus dem Schmuggel niederländischer Ware, sondern könnte allmählich Amerika an die Gängelung durch Eng-

land gewöhnen – und „uns und unsere Nachkommen für immer ägyptischen Sklavenhaltern ausliefern“, wie ein Bostoner Abgeordneter am 16. Dezember 1773 bei einer Bürgerversammlung vor 8000 Zuhörern warnt.

Am selben Abend entern rund 50 „Freiheitssöhne“ in

Indianerkostüm und Kriegsbemalung die Schiffe „Dartmouth“, „Beaver“ und „Eleonor“ und werfen 342 Teekisten ins Bostoner Hafenbecken. „Ich hoffe“, ruft einer von ihnen, „König Georg mag Salz in seinem Tee.“

Die Maskerade ist nicht nur Tarnung, sondern Pro-

gramm – ein Manifest gegen die dekadenten Teeschlürfer und für die Naturburschen an der *frontier*. Denn Albion ist nicht nur perfide, sondern verkommen. Immer wieder haben die Rebellen den Vergleich mit dem müden, schlaffen Rom der Spätzeit bemüht: Wie im sterbenden Imperium der Antike sind auch in England „Luxus, Verzärtelung und Käuflichkeit auf einer schockierenden Stufe angelangt“, ekelt sich ihr Wotführer John Adams.

Das gute Leben ist der Feind der Freiheit – und das alte Europa schoß damals ein beneideter, verachteter Kontinent. Eine Mutter zwar, doch zugleich, wie der spätere Finanzminister Alexander Hamilton schreibt, ein „altes, faltiges, verwittertes, verlebtes Weib“.

Eines aber haben Briten in London und Massachusetts noch immer gemein: Property ist ihnen heilig. Im Mutterland fordert die „Boston Tea Party“, Zerstörung von Eigentum im Wert von 10 000 Pfund, eine wütende Reaktion heraus. Die Briten schließen den Bostoner Hafen bis zur Entschädigung des Verlusts, ordnen an, dass fortan der König die Räte der Kolonie Massachusetts bestimmen wird und der Gouverneur zukünftig Richter, Sheriffs und Geschworene ernannt und notfalls ganze Gerichtsverfahren nach England verlegen lässt.

ANFANG SEPTEMBER 1774 reist Washington zum „Ersten Kontinentalkongress“ nach Philadelphia, zu dem die Kolonisten von Massachusetts geladen haben, um die Solidarität des restlichen Amerika einzufordern. Der Kongress soll über gemeinsame

Maßnahmen gegen die Briten beraten – und über das eigene Selbstverständnis.

Denn die 13 amerikanischen Kolonien sind ja keine Nation, sondern ein Sammelbecken von knapp drei Millionen Entkommenen: zwei Drittel Engländer, dazu Iren, Deutsche, Schotten, Niederländer, Schweden, Franzosen, Schweizer – zusammengehalten nur durch die *frontier* im Westen, an der nach

werk und Handel in ihre schnell wachsenden Städte wie New York und Philadelphia gezogen und ein Klima der Toleranz und der Bürgerlichkeit etabliert. Und im Süden sitzen die neuen Grafen auf den Veranden ihrer Herrenhäuser, lassen die Blicke über Baumwoll- und Tabakfelder schweifen und über ihre schwarzen Sklaven, die etwa in South Carolina 60 Prozent der Bevölkerung ausmachen.

schöner, unser Geist ist größer“, vergleicht etwa der Bostoner Abgeordnete John Adams, als er beim Kontinentalkongress zum ersten Mal das 400 Kilometer südlicher gelegene Philadelphia sieht: „Unsere Gesetze sind weiser, unsere Religion steht höher, unsere Erziehung ist besser.“

Auch auf dem Kongress sind die 56 Delegierten aus zwölf Kolonien (Georgia

sylvania und New York hängen noch immer eng an der Krone – die Virginier hingegen, mit insgesamt zwei Millionen Pfund bei schottischen und englischen Firmen verschuldet, haben nicht viel zu verlieren. Sie führen gemeinsam mit den Neuengländern den Widerstand an.

SIE ALLE ABER SIND Monarchisten. Noch 1769, beim virginischen Protest gegen die „Townshend Duties“, haben die Rebellen im Ballsaal von Williamsburg anschließend Toasts auf König und Königin ausgetragen. Und auch an diesem 20. Oktober 1774 versichern die Delegierten des Kongresses noch ein letztes Mal „unsere Loyalität zu Seiner Majestät, unsere Liebe und Rücksicht gegenüber unseren Mituntertanen in Großbritannien“.

Dann aber besinnen sie sich auf „Einfachheit, Spar-

Der Hass auf England eint die 13 Kolonien

dem Abzug der Franzosen die indianischen Ureinwohner das letzte Hindernis vor der Unterwerfung der Wildnis stellen. Die Kolonien zanken sich um Neuland, konkurrieren um Handelsspannen, beäugen misstrauisch jeden Schritt der Nachbarn.

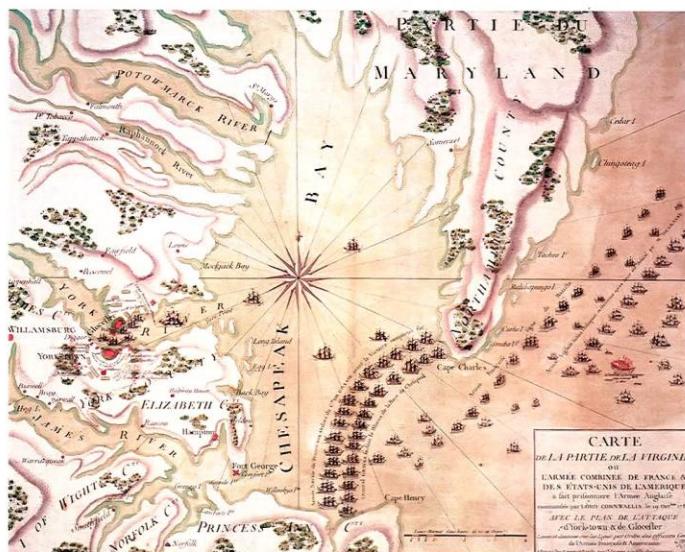
Schon zu Beginn war dieses Amerika ja ein Flicken-teppich der Interessen, der Lebensstile. Virginia, die älteste Kolonie, ist 1607 von einer Gruppe vermögender Investoren aus reiner Gier nach Gold, Silber und Perlen errichtet worden. Georgia, die jüngste, ist das Werk eines britischen Philanthropen, der hier 1732 eine Zuflucht für die hoffnungslosen Insassen englischer Schuldgefangnis-schaffen wollte.

Die Staaten des Nordostens wiederum sind bevölkert von puritanischen Gläubigen englischer Abstammung, die dort anfangs ihre Gottesstaaten errichteten und, wie etwa in Massachusetts, die Bürger per Gesetz zu Kirchgang und Haarschnitt zwangen. Die Mittleren Kolonien südlich von Neuengland, mit Vorliebe besiedelt von Deutschen, Niederländern und Schweden, haben Hand-

Und während sich die Plantagenbesitzer über die Gleichmacherei in Neuengland mokieren, verachten die Farmer von Massachusetts Arroganz und Frivolität der Südstaater. Noch immer ist für jeden Amerikaner nur die eigene Kolonie das wahre Amerika. „Unsere Sprache ist besser, unsere Menschen sind

fehlt) alles andere als einig. Sie vertreten eine Bevölkerung, die gespalten ist: Ein Drittel etwa sind „Tories“, dem Mutterland gegenüber loyal, ein Drittel „Whigs“, die „britische Freiheiten“ auch für Amerikaner verlangen, ein Drittel Unentschiedene.

Die wirtschaftlich blühenden Mittelkolonien wie Penn-



Die Entscheidungsschlacht: Die zeitgenössische Karte zeigt, wie eine französische Flotte die in Yorktown verschanzten Briten von See her abriegelt, während franco-amerikanische Truppen unter George Washington an Land angreifen

samkeit und Fleiß“, ächten „Extravaganz“ wie Pferderennen, Hahnenkämpfe und Theater – und beschließen einen kompletten Handels- und Konsumboykott gegen das Mutterland. Keine englischen Kleider und Zuckerdosen mehr, kein Tee, kein Kaffee, kein Madeira-Wein. In jeder Stadt soll ein „Überwachungsausschuss“ stille Geheimnisse finden und anzeigen: Askese als Waffe gegen den verwöhnten Feind.

Gerade weil sie sich als vollgültige Engländer fühlen, sagen die Kolonisten England den Kampf an und der „Versklavung“ – einer Gewalt allerdings, die sie, wie dem Sklavenhalter Washington bewusst ist, selbst täglich „mit so willkürlicher Macht“ ausüben.

Fast von einem Tag auf den anderen verliert die Kolonialverwaltung von Königs Gnaden ihre Macht. An ihrer Stelle ist im Untergrund eine Parallelregierung der Kolonisten gewachsen – ein ungreifbares Netz aus Kongressen, Versammlungen und Ausschüssen.

„Korrespondenzkomitees“, einst als Schaltstellen zwischen den Pfarreien Neuenglands gegründet, mobilisieren jetzt das Landvolk und vernetzen die Aktionen der Städte und Kolonien. „Inspektions-“ und „Beobachtungskomitees“ überwachen die Einhaltung des Embargos. „Sicherheitsausschüsse“ formieren die Siedler zum militärischen Widerstand. In Massachusetts legen die Rebellen die Gerichte lahm und nehmen das Strafrecht in die eigene Hand. „Regierungsgewalt“, klagt der Gouverneur von Virginia, wird „überall ignoriert, wenn nicht sogar umgestürzt“.

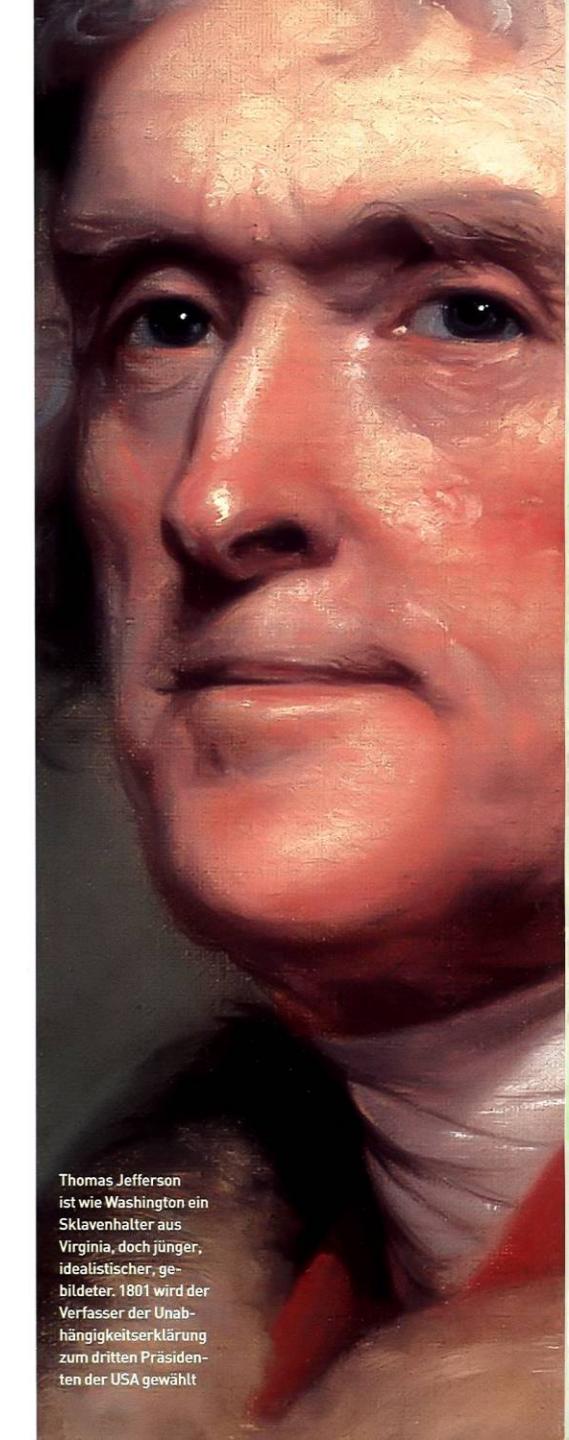
Auch General Thomas Gage, Gouverneur von Massachusetts und Oberbefehlshaber der britischen Soldaten in Amerika, sieht sich plötzlich als König ohne Land, eingeschlossen in der feindlichen Stadt Boston. Er lässt die Truppen ausrücken. Sie sollen ein Waffenlager der Kolonisten im Städtchen Concord zerstören und womöglich ein paar Rebellenführer verhaften.

Begierig nehmen die Aufständischen den Fehdehandschuh auf. Auf dem Weg nach Concord warten am Morgen des 19. April 1775 bereits 70 Milizionäre aus Massachusetts auf die 400 britischen Infanteristen – und flüchten nach der ersten Salve über eine Mauer.

In Concord aber schlagen weitere 400 Rebellen die Männer des Königs in Richtung Boston zurück, verfolgen sie, feuern unterwegs aus dem Hinterhalt auf die Kolonne und bringen die Rotröcke derart in Verwirrung, dass sich sechs von ihnen – so wird berichtet – einer alten Frau ergeben, die gerade Löwenzahn ausgräbt.

Als die Briten am Abend Charlestown erreichen, haben sie 273 Tote, Verwundete und Vermisste zu beklagen, die Amerikaner 93; die ersten Opfer eines Krieges, der acht Jahre dauern wird – und der erst allmählich, aus sich selbst heraus, die Idee der Unabhängigkeit gebären wird. Eines Bruderstreits, der ausbricht, als sich die beiden Brüder so nah sind wie nie zuvor.

„Die einst glücklichen und friedlichen Ebenen Amerikas werden entweder mit Blut getränkt oder von Sklaven bewohnt werden“, schreibt Washington. „Traurige Alternative! Aber kann ein tugend-



Thomas Jefferson ist wie Washington ein Sklavenhalter aus Virginia, doch jünger, idealistischer, gebildeter. 1801 wird der Verfasser der Unabhängigkeitserklärung zum dritten Präsidenten der USA gewählt

hafter Mann in seiner Wahl zögern?"

Tatsächlich besinnt er sich nicht lange, als ihn der Zweite Kontinentalkongress – inzwischen eine Art provisorische Regierung der Aufständischen – im Juni 1775 zum Oberbefehlshaber alleramerikanischen Streitkräfte wählt.

Seine militärischen Erfolge sind zwar bescheiden: Er weiß wenig von höherer Strategie, von Artillerie und Kavallerie, hat nie eine größere Einheit geführt. Als Oberstleutnant der Miliz hat er sich den Franzosen ergeben müssen, und das britische Offizierskorps hat auf seine Dienste verzichtet.

Dass die Vertreter der Kolonisten ihm dennoch ihre Armee anvertrauen, verdankt er womöglich der Tatsache, dass er als einziger Uniformierter beim Kongress in Philadelphia erscheint, dass er immer noch mehr vom Krieg versteht als die übrigen Delegierten, dass er als Aristokrat aus dem Süden die Einheit der Kolonien mit dem bedrohten Norden verkörpern kann – und zudem so schweigsam und zurückhaltend wirkt, dass er sich aller Voraussicht nach nicht in die Politik einmischen wird.

„Washington war das Geschöpf eines Prinzips“, schreibt sein Vizepräsident John Adams später, „und dieses Prinzip war die Vereinigung der Kolonien.“ Washington selbst fühlt sich „dem Kommando, mit welchem ich geehrt werde, nicht gewachsen“, wie er den Delegierten erklärt. Doch er gehorcht. Denn das Fundament der Freiheit, befindet er, ist die Tugend.

Die Tugend seiner Truppe aber, mit der er jetzt die Briten in Boston belagern soll,

ist in beklagenswertem Zustand. Washington trifft auf betrunkenes Offiziere, „überaus schmutziges und ekeliges“ Fußvolk und oben wie unten auf einen „niedrigen, selbstsüchtigen Geist“.

Im Juli 1775 beträgt die Truppenstärke 14 500 Mann, doch ihre Schlagkraft ist armelig. Viele Soldaten sind Arme, Schwarze und Landlose; mit Peitschenhieben lässt er ihnen Disziplin einblauen.

Noch im September 1776, als die Briten Manhattan bestürmen, muss Washington erleben, wie seine Männer Waffen und Tornister wegwerfen und flüchten. „Mit solchen Soldaten soll ich Amerika verteidigen!“ ruft er aus. Seine Versuche, sie mit der Reitpeitsche zum Widerstand zu treiben, bleiben „fruchtlos und unwirksam“.

Er möchte ein Vater sein – doch er selbst ist höchstwahr-

scheinlich unfruchtbare. Seine Stieftochter Patsy ist tot, sein Stiefsohn Jack ein Flegel. Liebevoll hat er seine Sklaven gezüchtigt und gezüchtigt – wenn sie dann fortliefern, konnte er es nicht begreifen. Nun hat er ein ganzes Volk adoptiert – und seine Kinder feiern ihn als „Vater Seines Landes“. Schon jetzt ist er ein Heldenbild, eine Statue, „angekleidet geboren“, wie der Schriftsteller Nathaniel Haw-

Independence Hall, Philadelphia, 4. Juli 1776. Bei einer Tagung des Zweiten Kontinentalkongresses überreichen Thomas Jefferson [mit Dokument], Benjamin Franklin [rechts daneben] und drei weitere Abgeordnete dem Vorsitzenden John Hancock den Text der Unabhängigkeitserklärung



thorne schreibt, „mit gepudertem Haar“.

Nach wie vor stößt man in seinem Hauptquartier jeden Abend auf die Gesundheit des Königs an. Doch auch Washington hat den Bestseller „Common Sense“ des verkrachten Korsettmachers Thomas Paine gelesen, der in 120000facher Ausfertigung für zwei Schilling die „königliche Bestie“ beschimpft und die Trennung vom Mutter-

land fordert, um die Jungfrau Amerika „unbefleckt von der europäischen Korruption“ zu erhalten.

„Common Sense“, gesunder Menschenverstand? „Verbüntig und unwiderlegbar“, muss Washington zugeben.

NOCH IM MAI 1775, zu Beginn des Zweiten Kontinentalkongresses, hat nur eine Minderheit der Delegierten für die Unabhängigkeit plädiert. In-

zwischen aber scheint die britische Regierung zu zeigen, dass sie keine Verhandlungen will, sondern Gewalt. Und zugleich drückt die Kolonisten der Schwebezustand im Innern des Landes: Seit die Gouverneure des Königs nicht mehr regieren und die von ihnen bestellten Gerichte nicht mehr arbeiten wie zuvor, geht alles drunter und drüber, scheinen Recht und Gesetz in Gefahr zu sein – vor

allem „die Heiligkeit des Privateigentums“, wie der Provinzialkongress von Massachusetts sich sorgt.

Es ist paradox: Eine Revolution scheint nötig, um die Revolte zu verhindern. Zur Vermeidung der „furchtbaren Konsequenzen der Anarchie“ fordern Abgeordnete aus Pennsylvania vom Kongress klare Schritte, „die als zur Unabhängigkeit von Großbritannien führend gedeutet werden können“. Denn „niemandes Eigentum ist sicher in dem gegenwärtigen gelockerten Zustand der Dinge“, sorgt sich selbst Thomas Paine, der Brandstifter.

IM JULI 1776, als der Krieg längst die Grenzen von Massachusetts überschritten hat, lässt der Kontinentalkongress den hitzigen Worten Paines nun Taten folgen.

Thomas Jefferson, ein 33 Jahre alter Rechtsanwalt aus Washingtons Heimatkolonie Virginia, hat eine „Unabhängigkeitserklärung“ entworfen, die „Naturrecht und göttliches Gesetz“ beschwört – „dass alle Menschen gleich geschaffen sind; dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind; dass dazu Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören“. Die „freien und unabhängigen Staaten“ Amerikas sollen fortan „von jeglicher Treuepflicht gegen die britische Krone entbunden“ sein.

Jefferson ist ein Schöngeist, ein Denker, kein Mann der Realpolitik. Auf seiner Plantage, in seinem nach eigenen Plänen gebauten Herrenhaus auf dem Berg Monticello, unter der blaugestrichenen Kuppel des „Himmelssaals“ im dritten Stock, hat er die Früchte der europäischen



Philosophen geurtebt – und deren Widersprüche: In der Eingangshalle steht die Büste des Aufklärers Voltaire, im Souterrain leben die Sklaven.

Jefferson umgibt sich mit dem gesammelten Wissen seiner Zeit, will es weitergeben, um das Übel auszurotten und den guten Kern des Menschen freizulegen. „Klärt das Volk in seiner Gesamtheit auf“, sagt er, „und Tyrannie und Unterdrückung von Körper und Seele werden verschwinden wie böse Geister bei Tagesanbruch.“

Für seine „Declaration of Independence“, sagt Jefferson stolz, habe er nirgendwo nachschlagen müssen: Alles Material habe bereitgelegen in seinem Kopf. Ohne Gegenstimme nimmt der Kongress am 4. Juli 1776 die Erklärung an, und vom Turm der frisch getauften „Independence Hall“ in Philadelphia läutet vier Tage danach die Freiheitsglocke zur Loslösung der „Vereinigten Staaten von Amerika“.

George Washington lässt die Unabhängigkeitserklärung pflichtgemäß seinen Soldaten vorlesen – auch wenn er Jeffersons Glauben an das Gute im Menschen

innert sich an den Auftrag der Mutter: „Immer gehorchen!“

Er hält seine Armee zusammen, taktiert, wagt nur gelegentliche Ausfälle. Ein Landmann hat Geduld; er wartet, bis die Ernte reif ist.

Washington verliert zunächst mehr Schlachten, als er gewinnt. Doch es kommt nicht darauf an, Gelände zu erobern: Raum und Zeit sind in dem riesigen Land auf seiner Seite. Solange die Truppe intakt bleibt, können die Briten den Krieg nicht gewinnen. Und schließlich, davon ist Washington überzeugt, werden sie ihn verlieren.

Doch das 6500 Mann starke britische Heer, das zu Beginn des Krieges in Boston 10 000 amerikanischen Soldaten gegenüberstand, ist im Sommer 1776 mit Nachschub aus Übersee zur schlagkräftigen Armee gewachsen.

150 englische Kriegsschiffe und Transporter haben sich zu den 130 vor New York liegenden Schiffen gesellt. König Georg III. hat dem Landgrafen von Hessen-Kassel und anderen deutschen Fürsten 9000 Untertanen als Söldner abgekauft; seine jetzt 32 000 Mann starken Truppen nehmen New York ein

Die Mehrheit der Krieger sind Millizäre und Einzelkämpfer, die nur für kurze Zeit die Gewehre ergreifen. Der Kontinentalkongress hat keine Macht, Truppen zu werben oder auszuheben; nur zögernd stellen die einzelnen Staaten Männer ab oder zahlen in die Kriegskasse. Soldaten nehmen von einem Staat das Handgeld, um sofort zu desertieren und im Nachbarstaat erneut zu kassieren.

„Wir sehen uns gezwungen“, klagt Washington, „die eine Hälfte der Armee einzusetzen, um die andere wieder einzufangen.“

Der „Vater Seines Landes“ sieht sich von seinen Kindern verraten: Die Farmer der Umgebung liefern Kartoffeln und Fleisch lieber für schwere Pfund Sterling an die Briten als für flüchtiges Papiergeleß an die Rebellen. Viele seiner Landsleute boykottieren den Boykott – der New Yorker Hafen schlägt nicht weniger Güter um als vor dem Krieg. Und noch immer gibt es viele Amerikaner, die der Krone die Treue halten: Fast 20 000 „Loyalisten“ kämpfen in der britischen Armee.

Aber es kommt dennoch zu kleinen Erfolgen. Bei

schwören, nie wieder gegen Amerikaner zu kämpfen. Dann werden sie auf Schiffe geladen und nach England zurückgeschickt.

Wichtiger als dieser Sieg ist dessen diplomatische Wirkung. Der Glanz des Triumphs hilft Benjamin Franklin, Gesandter der USA in Paris, den Franzosenkönig Ludwig XVI. trotz leerer Kassen zum Krieg gegen England zu überreden. Franklin, 71 Jahre alt, Volkserzieher und Erfinder des Blitzableiters, ist der große alte Mann der Revolution und im Ausland deren Symbol – obwohl er die 1760er Jahre in London verbracht, 1765 die „Stempelsteuer“ unterstützt und sich erst in letzter Minute zur Sache der Freiheit bekehrt hat.

Sein Porträt verkauft sich in hoher Auflage in den Großstädten Europas, macht Amerikas Kampf zur unwiderrührlichen Mode. In Paris tragen die Herren grobes Tuch und klobige Schuhe à la Franklin, die Damen Hüte und Frisuren à l'Indépendance oder à la Bostonienne. Und auch Ludwig XVI. lässt sich für die Sache erwärmen – nicht ahnend, dass er damit sein eigenes Schicksal besiegt: Das amerikanische Abenteuer stürzt ihn endgültig in jenen Ruin, der den Boden bereitet für die Revolution in Frankreich im Sommer 1789.

Noch einmal weichen die Briten in den Süden aus, nehmen Savannah und Charleston, schlagen die Amerikaner in North Carolina. Die Hauptarmee der Briten hat Philadelphia eingenommen. Im Dezember 1777 zieht sich Washington mit 11 000 Soldaten nach Valley Forge zurück, weit genug von Philadelphia entfernt, um vor einem Angriff sicher zu sein.

Das »Streben nach Glück« wird zur Staatsdoktrin

nicht teilt. Er missbilligt auch, dass einige seiner Leute im Überschwang ein Reiterstandbild König Georgs III. zu Boden reißen und so „den Anschein von Aufruhr und Mangel an Ordnung“ erwecken. Menschen ohne Führung sind ihm ein Gräuel, gleichmacherische Experimente wie Guerilla und Volkskrieg suspekt: seine Militärdoktrin stammt von Friedrich dem Großen. Er er-

und marschieren auf Philadelphia.

Washington dagegen verfügt nur über 23 000 Soldaten. Er muss seine Truppen dringend verstärken. Noch gibt es keine Wehrpflicht, ist die Rekrutierung neuer Kräfte keine leichte Aufgabe. Soldaten müssen angeworben werden wie Söldner der königlichen Armee: mit Handgeldern und Versprechen auf gute Behandlung.

Trenton gelingt Washington ein frühmorgendlicher Überraschungsangriff, und bei Princeton schlägt er einen Vorposten der Rotröcke in die Flucht. Die eigentliche Wendekündigt sich aber erst im Oktober 1777 an, als die Amerikaner bei Saratoga, nördlich von New York, eine Armee von fast 6000 Briten vom Nachschub abschneiden und zur Kapitulation zwingen. Die Gefangenen müssen

IN CONGRESS, JULY 4, 1776.

The unanimous Declaration of the thirteen united States of America.

When in the course of human events it becomes necessary for one people to dissolve the political bands which have connected them with another, and to assume among the powers of the earth, the separate and equal station to which the Laws of Nature and of Nature's God entitle them, a decent respect to the opinions of mankind requires that they should declare the causes which impel them to the separation. — We hold these truths to be self-evident; that all men are created equal; that they are endowed by their Creator with certain unalienable Rights, that among these are Life, Liberty and the pursuit of Happiness. — That to secure these rights, governments are instituted among Men, deriving their just power from the consent of the governed; — That whenever any Form of Government becomes destructive of these ends, it is the Right of the People to alter or to abolish it, and to institute new Government, laying its foundation on such principles and organizing its powers in such form, as to them shall seem most likely to effect their Safety and Happiness. — Prudence, indeed, will dictate that Governments long established should not be changed for light and transient causes; and accordingly all experience hath shewn, that mankind are more disposed to suffer, while evils are sufferable, than to right themselves by abolishing the forms to which they are accustomed. — But when a long train of abuses and usurpations, pursuing invariably the same Object evinces a design to reduce them under absolute Despotism, it is their right, it is their duty, to throw off such Government, and to provide new Guards for their future security. — Such has been the patient sufferance of these Colonies; and such is now the necessity which constrains them to alter their former Systems of Government. — The history of the present King of Great Britain is a history of repeated injuries and usurpations, all having in direct object the establishment of an absolute Tyranny over these States. — To prove this let Facts be submitted to a candid world. — He has refused his Assent to Laws, the most wholesome and necessary for the public good. — He has forbidden his Governors to pass laws of immediate and pressing importance, unless suspended in their operation till his Assent should be obtained; and when so suspended he has utterly neglected to attend to them. — He has refused to pass laws for the accommodation of large districts of people, who would otherwise derive great benefit from their passage. — He has obstructed the laws for the establishment of universities, preventing those who to encourage their institutions and render the conditions of new Appropriations of Land. — He has abdicated the administration of justice, depriving those who to encourage their migrations hither, and rendering the conditions of new Appropriations of Land. — He has obstructed the trial of criminal offenders. — He has made judges dependent on his Will alone, for the tenure of their offices, for the amount and payment of their salaries. — He has erected a multitude of New Offices, and sent hither swarms of Officers to harass our people, and eat out their substance. — He has kept among us in times of peace standing Armies without the Consent of our legislatures. — He has affected to render the Military independent of and superior to the Civil power. — He has combined with those Kingdoms us to a junctional Congress, given to our constituents, and encircled and gagged by our laws; giving his Assent to their acts of pretended legislation. — For quadrupling large bodies of armed troops among us. — For protecting them by a mock Trial from punishment for any Murders which they should commit on the Inhabitants of these States. — For cutting off our Trade with all parts of the world. — For depriving us in many cases of the benefits of Trial by jury. — For transporting us here to be tried for pretended offences. — For abolishing the free System of English Laws in a neighbouring Province, establishing therein Arbitrary government, and introducing at Boston an Arbitrary power. — And to render us one example and fit instrument for introducing the same absolute rule into these Colonies. — He has taken every real estate, abiding on most valuable lands, and strongly fundamental the terms of our agreements. — For suspending our own Legislatures, and declaring themselves invested with powers to legislate for us in all cases whatsoever. — He has abdicated Government here by dissolving us out of his Relation and waging war against us. — He has plundered our seas, ravaged our coasts, burnt our cities, and destroyed our lives and property. — He is at this time transporting large Armies of foreign Mercenaries to conflict the works of death, desolation and tyranny, already begun with circumstances of cruelty & perfidy scarcely paralleled in the most barbarous age, and totally unworthy the Head of a civilized nation. — He has constrained our fellow Citizens taking up arms on the high seas to bear their share of the burden to become the executioners of their friends. — He has excited domestic insurrections amongst us, and has endeavored to bring on the inhabitants of our frontier, the merciless Indian savages, whose known残酷ty is an undistinguished distinction of all ages, past and present. — In every page of the Oppression we have suffered for British in the most horrid terms, our upstart Rulers have been inveterate by repeated injury. — A Prince, whose character is then marked by every act which may affect a Free people. — We have too long waited an attention to our British brethren. We have seen them how time to time of attempts by their legislatures to extort an unfeigned submission over us. — We have considered them of the inclemency of our organization and settlement here. We have appealed to their native prudence and magnanimity, and we have implored them by the ties of our common kindred to observe these stipulations, which would inevitably endark our connection and correspondence. They too have been deaf to the voice of justice and of humanity. — We must, therefore, acquiesce in the necessity, which denounces our Separation, and hold them as we hold the rest of mortals, Enemies to Free, or Free Friends.

We, therefore, the Representatives of the United States of America, in General Congress Assembled, appealing to the Supreme Judge of the world for the rectitude of our intentions, do in the Name and by Authority of the good People of these Colonies solemnly publish and declare, That these United Colonies are, and of Right ought to be, Free and Independent States, that they are Absolved from all Allegiance to the British Crown, and that all political Connection between them and the State of Great Britain, is, and ought to be totally dissolved; and that as Free and Independent States, they have full Power to levy War, conclude Peace, contract Alliances, establish Commerce, and to do all other Acts and Things which Independent States may of right do. — And for the support of this Declaration, with a firm reliance on the Protection of Divine Providence, we mutually pledge to each other, our Lives, our fortunes,

our sacred Honor.

Benton, Jonathan
Lyman Hall,
Genl Walton.

John Hooper
Joseph Reed
John Nixon

Thos Nease and Jno.
Thos Lynd Jr.
Arthur Middleton

Sam'l Chase
Wm. Paca
Thos Stone
Gardn' Larcher & Crotchet

George Wythe
Richard Henry Lee
Th G Jefferson
Peyt Barnard
Th Wilson
Lorenzo Lincklaen
Colas Braxton

Pet' Morris
Compton Potts
Ph' Franklin
John Adams
John Norton
Geoffrey足
Jel' Smithers
Jos' Taylor

Jam' Wilson
Rich' Sartorius
Geo' M'N^o
Geo' Honey
John Hart
The Miller

Ed' Smith
Rich' Sartorius
Geo' M'N^o
Geo' Honey
John Hart
Ana Clark

John Barstall
W^m Whipple
Sam Adams
John Adams
Pet' Great Prince
Thos' Jones
Geo' Rogers
William Ellery
Roger Sherman
Ich' Huntington
Ab' Steiner
Oliver Wolcott
Mellon Thornton

Die Truppe ist erschöpft und abgerissen, nur noch 8200 Mann sind einsatzfähig. Viele Soldaten sterben im strengen Winter an Hunger, Kälte und Krankheiten, etwa 2000 laufen über zum satten Feind. Angesichts des Elends sorgt der Kongress für ein vernünftigeres Nachschubsystem, sodass sich im Frühjahr die Lage verbessert. Neue Soldaten kommen ins Camp, und der deutsche Offizier Wilhelm von Steuben drillt Washingtons Männer zu einer schlagkräftigen Armee.

Dennoch ist Verstärkung vonnöten. Frankreichs Beistand lässt jedoch auf sich warten. Im November 1778 zieht sich eine französische Flotte unverrichteter Dinge in die Karibik zurück; auch im Herbst 1779 gelingt es ihr nicht, Savannah zurückzuerobern.

Doch die Briten wissen mit ihren Siegen nichts anzufangen. Ratlos setzen sie den amerikanischen Truppen nach, verlieren sich in der Weite.

Amerika, dieses formlose Land, hat ja keinen Lebensnerv, den es zu treffen gäte. Es ist nackter Raum, ohne Hauptstadt, ohne zentrale, kriegsentscheidende Region. Es ist schiere Natur, verbündet mit der geballten Macht der Schöpfung, fest unter jenem „Schutz der göttlichen Vorsehung“, den die Unabhängigkeitserklärung beschwört – aber auch unter dem des „absoluten Despotismus“, den sie verdammt: Denn im Juli 1780 landen schließlich 5000 Soldaten Ludwigs XVI. in Newport, im September 1781 3000 weitere bei Yorktown an der virginischen Küste, wo sich 8000 britische Rotrölke unter dem General Lord Charles Cornwallis verschanzt haben.



Gemeinsam mit etwa 9000 amerikanischen Rebellen belagern und beschließen die Franzosen die Hafenstadt, vor der ihre Flotte kreuzt; die erste Kugel trifft eine Tischgesellschaft britischer Offiziere. Am 19. Oktober 1781 kapituliert die Kolonialmacht vor George Washington.

Damit ist der Krieg beendet – auch wenn in New York und im Süden noch vereinzelte Truppen des Königs stehen. Am 3. September 1783 entlässt Großbritannien im Frieden von Paris seine Kolonien in die Unabhängigkeit. 80 000 Loyalisten verlassen das Land, fliehen nach Kanada, Eng-

land, in die Karibik, das gesamte britische Herrschaftsgebiet südlich von Kanada und nördlich von Florida fällt den 13 Gründungsstaaten der USA zu.

Damit haben die „Vereinigten Staaten von Amerika“ ihr Territorium fast verdoppelt. Auch die Wildnisse hin-

Als Lord Charles Cornwallis am 19. Oktober 1781 die geschlagenen Briten zwischen den Franzosen (li.) und Amerikanern (re.) aus Yorktown führt, ist der Krieg entschieden. Formal beendet aber wird er erst zwei Jahre später im Frieden von Paris.



ter den Appalachen, welche die Engländer für tabu erklärt hatten, stehen jetzt den Pionieren offen. Das Land reicht nun vom Atlantik bis zum Mississippi. Und hinter dem Großen Strom gibt es nur noch Spanier und Indianer – kein ernsthaftes Hindernis für eine explodierende

Nation. Washington sieht sein frisch geborenes Volk bereits als „die einzigen Herren und Eigentümer“ einer „riesigen kontinentalen Landmasse“.

DIE AMERIKANER reiben sich die Augen und sehen sich um. Wenig Altes ist zerstört wor-

den – so ist nicht viel Platz für Neues. Der Handel versinkt nun in einer Nachkriegsdepression; die alte Herrschaft hat abgedankt, doch die neue sitzt noch nicht im Sattel. Der Kongress kann nicht einmal Steuern eintreiben, um seine horrenden Kriegsschulden zu bezahlen.

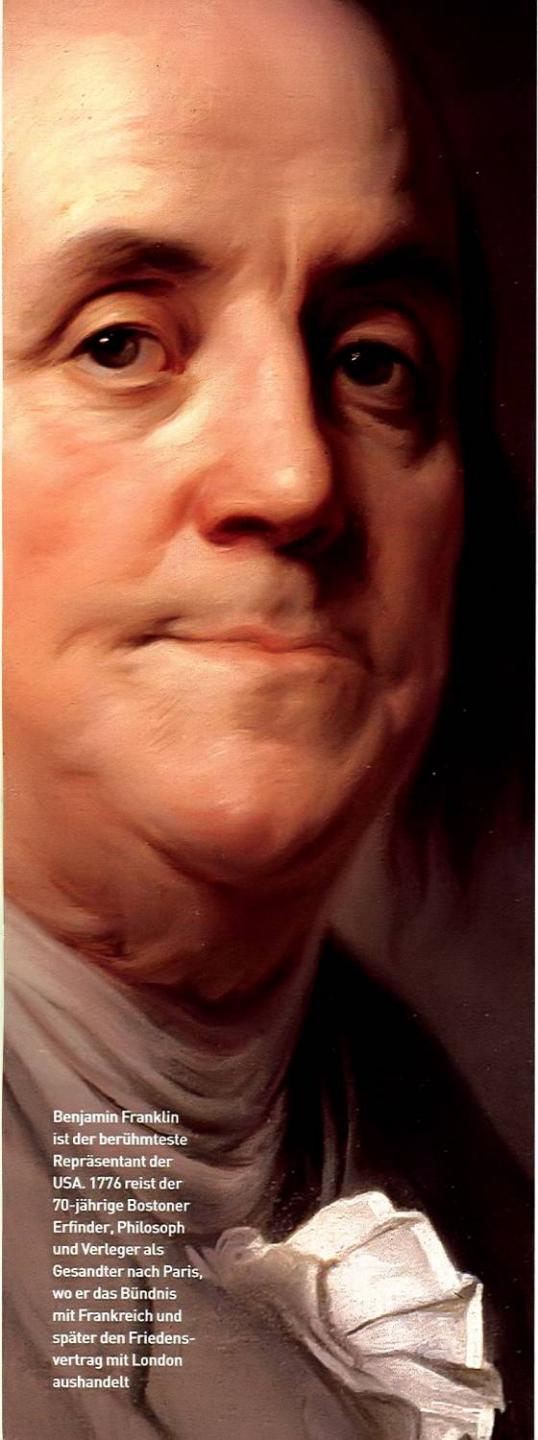
„E pluribus unum“, steht im neuen Staatswappen auf dem Spruchband im Adlerschnabel, „aus vielen eines“ – doch die Bürger sind Virginier oder New Yorker geblieben, statt Amerikaner zu werden. Noch sind die Vereinigten Staaten ein Plural; erst 100 Jahre später, nach dem Bürgerkrieg, werden sie zum Singular werden.

Die Einzelaufstände benehmen sich wie unabhängige Länder, richten Zoll- und Steuerschranken gegen die Nachbarstaaten auf und bekriegen einander um ein paar Hektar Boden. „Der Amerikanische Krieg ist vorbei“, sagt der Abgeordnete Benjamin Rush aus Pennsylvania, „aber nicht die Amerikanische Revolution.“

George Washington ist müde. Nicht nur sich selbst musste er acht Jahre lang zusammenhalten, sondern auch eine Armee und das Land, das jetzt wieder in seine Einzelteile zu zerspringen droht.

Zwar hat der Krieg in der jungen Generation, vor allem bei den Offizieren der Kontinentalarmee, den Keim eines gesamtamerikanischen Nationalgefühls gelegt. Die radikalen „Republikaner“ aber, die jetzt den Ton angeben, wollen kein starkes Zentrum, sondern eine lockere Konföderation souveräner Staaten. Noch immer hegen die Revolutionäre der ersten Stunde ein tiefes Misstrauen gegen jede Macht: Sie muss verteilt werden, so weit gestreut, dass nichts mehr von ihr übrig bleibt.

Washington, der Feldherr, aber weiß, dass es ohne Zucht nicht geht. Amerikas Leib müsste zerfallen, würde er „von 13 Köpfen oder von einem Kopf ohne hinreichende Macht“ beherrscht, müsste



Benjamin Franklin
ist der berühmteste
Repräsentant der
USA. 1776 reist der
70-jährige Bostoner
Erfinder, Philosoph
und Verleger als
Gesandter nach Paris,
wo er das Bündnis
mit Frankreich und
später den Friedens-
vertrag mit London
aushandelt

verfaulen durch ein „Übermaß an Demokratie“. Mag der Schwarmgeist Jefferson auch von den reinen Idealen der Revolution sprechen, von Gleichheit und Volkssouveränität – Washington glaubt nur an Kontrolle, an die „unauflösliche Union der Staaten unter einem Bundeshaupt“.

Dann zieht sich der siegreiche General nach Mount Vernon zurück, geplagt von Rheuma und Malaria. Er will nur noch „sanft hinableiten in den Strom der Zeit“.

DOCH DIE ZEIT ist ein unsanftes Element. 17 seiner Sklaven sind 1781 geflohen; das Dach des Herrenhauses ist un dicht. Und draußen im Land werden viele von der Nachkriegsdepression und den drückenden Steuern an den Rand des Ruins getrieben. 1786 rebellieren in Massachusetts mehr als 1000 Bauern.

„Anarchie und Verwirrung“, klagt Washington. „Vielleicht“, schreibt er, „haben wir bei der Formierung unserer Konföderation eine zu gute Meinung von der menschlichen Natur.“

Die Natur, das weiß er, ist kein Paradies: Sie ist voller Unwetter, Ungeziefer, Unrat. Doch im Namen der Natur wirbt Thomas Jefferson, der Autor der Unabhängigkeitserklärung, jetzt um Nachsicht für den Aufstand. Er lobt „Blut von Tyrannen und Patrioten“ als „natürlichen Dün ger“ für den Freiheitsbaum.

Alle Gesetze, die den befreien den Impulsen der Revolution Zügel anlegen, sind Jefferson von Übel. Begann nicht die Freiheit des Landes selbst mit dem Protest gegen Steuern, denen man nicht zugestimmt hat? Er eifert gegen Fabriken und Maschinen, beschwört das rustikale Idyll:

„Diejenigen, welche die Erde bebauen, bilden das auserwählte Volk Gottes.“

Washington aber kennt die Tücken der Schöpfung. Dass die Natur auch zum Feind werden kann, hat er gerade wieder schmerzlich erfahren: Die Kanäle, die er zur Erschließung des Westens ins Land treiben wollte, sind an den Bergen, den störischen Böden und den reißenden Strömungen des Potomac gescheitert. Jetzt hat auch das Volk sich als unzuverlässig erwiesen, hat die Tugend „in weitgehendem Maße Abschied genommen“.

1787 wählt der von 55 Delegierten zusammengesetzte Konvent im State House von Philadelphia, der die „Articles of Confederation“ aus dem Kriegsjahr 1777 in eine funktionierende Verfassung umwandeln soll, Washington zum Vorsitzenden.

Vor allem die Kaufleute und Unternehmer wünschen sich eine starke Nation: Sie könnte das gesamte Gewicht der amerikanischen Wirtschaft in die Waagschale werfen und mit Schutzzöllen den Aufbau einer Industrie beschirmen.

Der 32-jährige Anwalt Alexander Hamilton aus New York, ein Vertrauter Washingtons aus der Zeit des Krieges, plädiert für eine starke Zentralgewalt, die nahezu monarchische Züge hat: unbegrenzte Legislativmacht für den Bundeskongress, Ernennung der Staatengouverneure durch die Bundesregierung, Vetorecht und quasi lebenslange Amtszeit für den Präsidenten.

Auf der Seite der Republikaner fehlten die brillanten Köpfe wie Thomas Jefferson, der als Gesandter in Paris weilt, wie Patrick Henry und Samuel Adams. So macht



Skizze mit dem ersten, bis 1841 gültigen Staatswappen, von William Barton entworfen und 1782 vom Kongress genehmigt: Es zeigt einen Adler mit den Pfeilen des Krieges und dem Ölweig des Friedens sowie den Wahlspruch *e pluribus unum* [aus vielen eines]

sich der 62-jährige, grauhaarige George Mason vergebens zum Anwalt für die Rechte der Einzelstaaten und für einen Katalog von Grundrechten, wie er bereits die Verfassung Virginias zierte.

James Madison, Advokat wie Hamilton, hat die Grundlage zu all diesen Debatten entworfen: ein System von *checks and balances*, Kontrollen und Gegengewichten.

Ein nationales Parlament, bestehend aus einem vom Volk gewählten Unterhaus und einem Oberhaus aus Vertretern der Staaten, soll die Gesetze machen, die Exekutive bestimmen und die nationale Gerichtsbarkeit ernennen. Die „Nationalregierung“ aber soll „in allen nur möglichen Fällen“ ein Votorecht gegen Gesetze der Einzelstaaten bekommen – „so wie es der König von Großbritannien früher besaß“.

Roger Sherman aus Connecticut schließlich findet den Kompromiss, der freilich vorausweise die Verfechter eines starken Zentrums befriedigt: Die beiden Kammer der Legislative – das Repräsentantenhaus und der Senat[®] –

erheben zentral die Steuern, regeln die Wirtschaft, erklären die Kriege. Ein Votorecht gegen die Staatengesetze bekommen sie nicht. Der Präsident, Staatsoberhaupt und Regierungschef zugleich, bleibt von den Gesetzgebern unabhängig, befehligt Armee und Außenpolitik, ernennt Botschafter, Bundesbeamte und Bundesrichter.

39 der 42 noch anwesenden Delegierten votieren für

Großkaufleute in unseren Hafenstädten, der sklavenhaltenden Südstaaten, der Offiziere der Revolutionsarmee und der besitzenden Stände im ganzen Land“.

Es ist ein pragmatischer Wurf, kein Triumph der Aufklärung. „Die Erfahrung muss uns leiten“, hat ein Delegierter beim Verfassungskonvent gesagt. „Die Vernunft kann in die Irre führen.“

Wenn das Jahr 1776 eine „Revolution für die Freiheit“ war, schreibt die „Pennsylvania Gazette“, dann ist 1787 eine „Revolution für die Regierung“.

Und die Regierung heißt ab April 1789: George Washington.

DER ERSTE PRÄSIDENT der USA, von den 69 Wahlmännern der Staaten einstimmig gewählt, regiert mit asketischem Pomp. In einer gelben Staatskarosse rollt er durch die Hauptstadt New York (Philadelphia wird 1790 Kapitale, das neu erbaute Washington erst 1800), zwingt sich wöchentliche Audienzen

chen, Medaillons, auf Tellern und Tafelsilber.

Die Ordnung aber, die der Krieg bringen sollte, ist ihm ein Traum geblieben. Indianer berennen die Westgrenze, lassen Washington schwanken zwischen Konzilianz und dem Wunsch nach „Ausrrottung“.

Und selbst in seinem Kabinett verhärteten sich die Fronten. Finanzminister Alexander Hamilton, der die Demokratie für „das eigentliche Übel“ hält und die Politik der Regierung „auf die Klasse der Besitzenden“ ausrichten will, gründet als Garant dieses Bundes die „First Bank of the United States“, entwirft Gesetze zur Unterstützung der Fabrikanten und besteuert Rum und Whiskey, Trost und Geldquelle der Farmer.

Thomas Jefferson dagegen, inzwischen Außenminister, macht aus seinem Missbrauen gegen eine zentrale Gewalt noch immer kein Hehl. Er spielt sich zum Anwalt des Volkes auf und lässt seine publizistischen Hilfsstruppen in der „National Gazette“ gegen den „monarchistischen Verschwör-

Benjamin Franklin sichert Frankreichs Hilfe

den schiefen Kompromiss. George Mason stimmt selbstverständlich mit Nein.

Denn die Verfassung von 1787 beendet die republikanischen Hoffnungen auf größtmögliche Unabhängigkeit der Einzelstaaten. Sie stärkt die Zentralgewalt unter einem Präsidenten. Sie stärkt die Elite. Sie ist, wie selbst der konservative John Adams schreibt, später zweiter Präsident der USA, „das Werk der

ab, die wie die Morgenempfänge Ludwigs XVI. „Lever“ heißen, und strenge Staatsdinners, denen er unbehaglich präsidiert, mit Messer und Gabel auf der Tischdecke trommelnd. Bälle, zu denen die Gattin Martha in ländlicher Derbytheit erscheint, beschreitet er mit stakenden Schritten seiner langen Beine.

Er wird mehr und mehr zum Idol, zum „Mann, der alle Herzen vereint“, wie ein beliebter Trinkspruch sagt. Sein verkniffener Mund prangt auf Gemälden, Sti-

rer“ Hamilton streiten – und für Jefferson selbst, den „Koloss der Freiheit“.

Eine zweite Revolution müsse kommen, posaunt die „Gazette“, durch und für das betrogene Volk. Die Revolution, argwöhnt Jefferson, sei von Bankiers, Spekulanten, Beamten und heimlichen Tories erobert worden, die sich der erdverbundenen Mehrheit längst entfremdet hätten: „Sie leben alle in Städten.“

Zwar wird die Bundesverfassung 1791 durch zehn „Amendments“ ergänzt, werden bürgerliche Rechte wie

[®]Die Zahl der Abgeordneten ist für die einzelnen Staaten durch die Größe der jeweiligen Bevölkerung definiert; im Senat stellt jeder Staat zwei Vertreter.

We the People

Article I

Wrinkle.

Article 5. The amount of Power which the members of the Board of Directors of the Company shall have to exercise during the term of their present office, shall be limited to the amount of funds which the Company may have at the time of their election.

Wörterbuch III

Article IV.

Article IV

Article. V

The foregoing documents are the body of the original paper. It is recommended that it be read in conjunction with the explanatory notes of the author, which are contained in the Appendix. The author has also written a short history of the Constitution, the object of which is to give the reader some idea of the origin and growth of the Constitution, and to show how it has been developed and improved upon from time to time. This history will be found in the Appendix.

(See Article VI.)

W. H. S.

Article VII.
The Resolution of the Convention of 1837, to agree to the Constitution of the Commonwealth of Massachusetts done

Attest William H. West Secretary

Schizanthus { *Peltatum*
Pratense
glaberrimum

Weil sich der lose Zusammenschluss der 13 Ex-Kolonien als kaum regierbar erweist, treffen sich Abgesandte der Staaten 1787 in Philadelphia und arbeiten eine neue Verfassung aus. Sie sieht vor – gegen erbitterte Opposition, vor allem der Südstaaten –, dass der Präsident deutlich mehr Macht erhält

Religions-, Rede-, Pressefreiheit und Waffenbesitz festgeschrieben. Doch noch immer beklagt Jefferson, dass die „gleich geschaffenen Menschen“, die seine Unabhängigkeitserklärung feiert, auch in der nachrevolutionären Wirklichkeit alles andere als gleich sind.

Und schon droht die mühsam gekittete Nation nicht nur in Arm und Reich zu zerfallen, Land und Stadt, son-

Washington wählt den Schulterschluss mit England, um nicht in die Auseinandersetzungen mit Frankreich hineingezogen zu werden. John Jay, sein Sondergesandter in Großbritannien, handelt einen Vertrag aus – allerdings zu unvorteilhaften Konditionen, dass die britischen Minister vor Freude gleich sechs an Stelle der üblichen drei Toasts auf den amerikanischen Präsidenten ausbringen.

Schon bei ihrer Gründung ist die Nation gespalten

dern auch noch in Nord und Süd: Die Staaten Neuenglands unterstützen Hamilton, während die Virginianer sich um Jefferson scharen.

Der 60-jährige Washington schlecht gebückt unter den Hoibsbotschaften hindurch, leidet unter schlechten Augen, schlechtem Gehör, schlechtem Gedächtnis. Die Lippen pressen er zusammen, um seine vom Portwein geschwärzte Gebissprothese aus Kuh- und Flusspferdzahn zu verbergen. Doch die Pflicht zwingt ihn, auch gegen das Flehen der Gattin, 1792 erneut für das Präsidentenamt zu kandidieren: „Arme Patsy“, murmelt er mild, während sie sich in sein Schicksal fügt.

Als in Europa das revolutionäre Frankreich England den Krieg erklärt, beschwört Washington die „Neutralität“ der USA, das „wirksame Instrument unserer wachsenden Prosperität“. Doch der Finanzminister hält es heimlich mit dem unverzichtbaren Handelspartner England, während der Außenminister für die französischen Mitstreiter schwärmt, auch wenn die gerade ihren König geköpft haben.

18 Prozent der Bevölkerung aller Lebenschancen beraubt, ist im Süden so stabil wie zuvor – in der Verfassung wird sie nicht erwähnt.

Die Reichen sind oben geblieben, die Armen unten. Von den rund 10 000 männlichen New Yorkern können gerade 1303 den Eigentumsnachweis erbringen. Und nur sie haben das Wahlrecht.

Ohne es zu merken, habe sich Washington, so argwöh-

geliebte Vizepräsident John Adams, immerhin Anhänger einer starken Zentralregierung, wie er selbst.

Endlich zurück auf Mount Vernon. Das Herrenhaus ist heruntergekommen, der Fußboden des Esszimmers ziemlich morsch. Doch Weizen, Roggen, Mais, Flachs und Luzerne stehen in Saft; die Schweine sind fett.

In seinem Testament, auf dessen Wasserzeichen die Göttin des Ackerbaus schimmert, verfügt er, nach dem Tod seiner Frau die 200 Sklaven freizulassen. Am 12. Dezember 1799 reitet er noch einmal über Land, inspiziert Felder und Arbeiter. Als er zurückkommt, hängt sein Haar voll Schnee. Am 13. Dezember notiert er: „Nordostwind, 30 Grad Fahrenheit.“

Am 14. Dezember stirbt der 67-Jährige, vermutlich an einer Kehlkopfentzündung.

Draußen blüht das Land auf. Das Bruttosozialprodukt wächst im Schnitt um 30 Prozent im Jahr; die Handelsflotte hat sich mehr als verdoppelt, das Exportvolumen vierfacht; die Einwohnerzahl ist auf fast fünf Millionen explodiert. Drei neuen Staaten haben sich in Washingtons Amtszeit aus der Wildnis geschält: Vermont, Kentucky und Tennessee. Und die *frontier* wird weiter gen Westen versetzt: Schon eine Million Amerikaner siedeln zwischen Alleghany-Gebirge und Mississippi.

Er hat es satt, als neuer Cäsar beschimpft zu werden, als Nero oder als Taschendieb, der sein Jahresgehalt von 25 000 Dollar überzöge und sich am neuen Staat bereiche. In Wirklichkeit muss er ja noch zuzahlen und Land verkaufen, um seine Ausgaben zu decken. Sein Nachfolger wird der von ihm wenig

Jeffersons Anhänger sind empört. Demonstranten verbrennen Puppen mit Jays Zügen, bewerfen Hamilton mit Steinen, umzingeln Washingtons Haus und fordern seine Abdankung. Jefferson ist bereits zurückgetreten und schließt sich offen der Opposition an. Überall wittert er jetzt den Rückfall in die Monarchie. „Die Ehre und der Glaube unserer Nation“, sagt er, stünden auf dem Spiel. Wieder unterstützen ihn die Südstaater – der Norden dagegen hört auf den Präsidenten.

DIE TEILUNG DER NATION in zwei feindliche Parteien, Washingtons Albtraum, ist vollbracht – in eine Fraktion, die in der revolutionären Hitze die Nation schmieden will, und eine, die eine zu starke Nation als Verrat an den Idealen der Revolution begreift: Die Anhänger Jeffersons lehnen ein starkes Zentrum ebenso ab wie zuvor die Bevormundung durch England.

Der Krieg hat zwar die Verfassung und das Bewusstsein der Menschen umgestülpt, die Gesellschaftsordnung aber unberührt gelassen. Die „besondere Institution“ der Sklaverei etwa, die

„Immer gehorchen“, hatte die Mutter George Washington ermahnt. Und auch auf dem Totenbett gibt er die Kontrolle nicht auf. Noch im Sterben fühlt er sich den Puls. □

Der Berliner Reporter und Schriftsteller Jörg-Uwe Albig, 43, hat für **GEOEPOCHE** schon häufiger die Geheimnisse der Macht ergründet.



Schon hinter den Bergketten am Mount Mansfield im Neuengland-Staat Vermont beginnt für viele Amerikaner des frühen 19. Jahrhunderts eine unbekannte Welt: der Westen (Sanford R. Gifford, 1858)

Bis an den Rand



Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts können die weißen Pioniere im Osten über einen großen Teil Nordamerikas nur spekulieren: In der Wildnis jenseits des Mississippi vermuten sie Mammuts, Salzberge und einen Wasserweg, der zum Pazifik führt. Um diese Passage aufzuspüren, starten die jungen Offiziere **Meriwether Lewis** (r.) und **William Clark** im Mai 1804 eine erste Expedition nach Westen – und manifestieren damit den Anspruch der Nation auf Nordamerika von Küste zu Küste

der Neuen Welt

Es ist später Morgen und schon heiß in den Rocky Mountains an diesem Dienstag, dem 13. August 1805. Captain Meriwether Lewis, 30 Jahre alt, Hauptmann der U.S. Army, ehemaliger persönlicher Sekretär des amerikanischen Präsidenten und nun, nach seiner gebräunten, wettergegerbten Gesichtshaut, seiner fransenhängten, derben Wildlederjacke und den Mokassins an den Füßen zu urteilen, das, was man einen Waldläufer nennt, steht auf einmal einem Menschen gegenüber, den er schon seit Wochen sucht.

Es ist ein Indianerhäuptling, ein Mann von entschiedenem Auftreten. Inmitten einsamer, zerklüfteter Bergwiesen, zwischen niedrigen Koniferen und Beifußsträuchern ist er wie aus dem Nichts aufgetaucht. Hoch zu Ross, fast in gestrecktem Galopp, zusammen mit 60 kampfbereiten Kriegern. Und wäre da nicht die alte Indianerfrau gewesen, die Lewis kurz zuvor in einer Schlucht überrascht hatte, so hätten der Amerikaner und seine drei Begleiter das erste Zusammentreffen mit den schwer einzuschätzenden Shoshone womöglich nicht überlebt.

Doch nun redet die Alte auf den Anführer des Indianertrupps ein. Hält die Geschenke hoch, die Lewis ihr in die Hände gedrückt hat, die prächtigen blau-

en Perlen, die praktischen Mokassin-Ahnen und dieses faszinierende Ding, das wie erstarrtes Wasser aussieht, leuchten kann wie die Sonne droben am Himmel und das mitunter sogar Gesichter zeigt. Und sie weist auf die zinnoberrote Farbe, die ihr der Fremde auf die kupferbraunen Wangen gerieben hat. Ist das nicht in ihrem Volk ein Zeichen des Friedens?

Angespannt wartet Lewis auf eine Reaktion. Die Flinte hat er bei seinen Leuten zurückgelassen. 50 Schritt ist er, mit dem Sternenbanner in der Hand, allein über die Indianer zugegangen. Es ist dies nicht seine erste Begegnung mit einem Indianer – nach all den Monaten, die er nun schon in der Wildnis verbracht hat. Doch es ist die Begegnung, die sein Schicksal entscheiden soll. Seines, das seiner Leute, der Expedition, ja, in gewisser Hinsicht auch das der Nation. „Im großen Maße“, notiert Lewis in diesen wichtigen Tagen des August 1805 nächstern in sein Reisejournal, hängt alles ab „von der Laune ein paar Wilder, die so wettwendisch sind wie der Wind“.

„Ah-hi-e“, sagt da Cameahwait, Häuptling der Shoshone: „Ich bin hocherfreut.“ Er steigt vom Pferd, geht auf Lewis zu, legt seinen linken Arm auf die rechte Schulter seines Gegenübers und drückt seine Wange an die des Fremden. Ein historischer Moment. Meriwether Lewis wird die Rocky Mountains mithilfe dieser Indianer bezwingen. Sie wer-

den ihm, dem ersten weißen Amerikaner an dieser entscheidenden Stelle, der *Continental Divide*, der Wasserscheide des Kontinents, den Weg in den Westen nicht versperren. Der Erfolg der ersten transkontinentalen Expedition der USA zum Pazifik scheint gesichert zu sein.

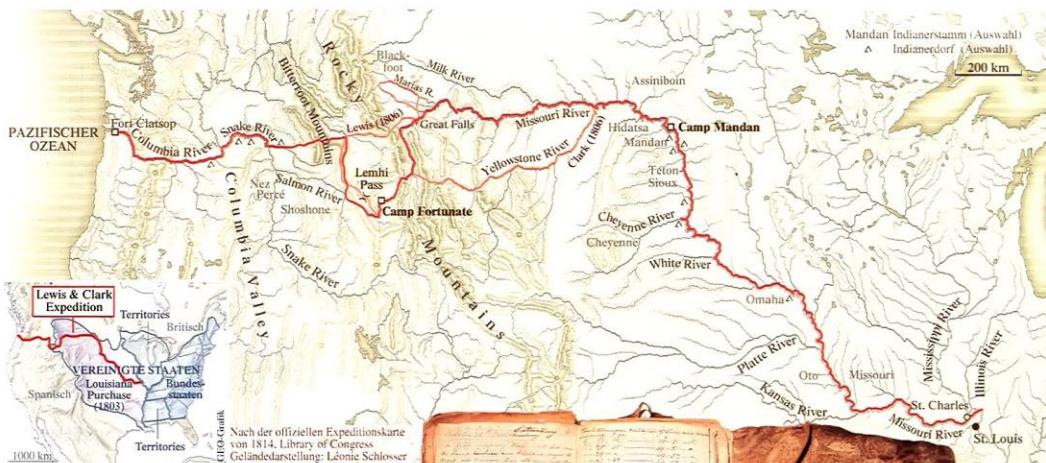
GROSSE ENTDECKER wie Christoph Kolumbus und James Cook sind im kollektiven Gedächtnis als wagemutige Grenzgänger in die *terra incognita* gespeichert. Meriwether Lewis und sein Komponist William Clark aber, die zwischen 1804 und 1806 als erste Amerikaner den Kontinent vom Mississippi bis zum Pazifik durchmessen, sind außerhalb der USA kaum bekannt. Dabei haben erst ihre Karten, ihre aufgezeichneten Beobachtungen und Beschreibungen aus der scheinbar endlosen Wildnis, von der man zu jener Zeit bestenfalls vage Vorstellungen hatte, diesen Teil des Kontinents klarer umrissen.

Keine anderen Entdecker haben die Fantasie der Amerikaner seither mehr beschäftigt. Lewis und Clark haben als Erste vom *land of plenty* im Westen berichtet, vom Land der unermesslichen natürlichen Reichtümer und der unbegrenzten Möglichkeiten. Sie haben die Kunde von fruchtbaren Prärieböden, von gewaltigen Bisonherden und anderen wilden Tieren an die Ostküste getragen.

Vor allem aber haben Lewis und Clark mit ihrer Expedition zum ersten Mal konkret den Anspruch der Vereinigten Staaten auf Nordamerika erhoben, von Küste zu Küste, vom Atlantik bis zum Pazifik.

Mit 29 Tonnen Ausrüstung bricht die Expedition am 21. Mai 1804 nordwestlich von St. Louis auf. Das große Flussboot ist komfortabel, in der Strömung des Missouri aber kaum zu manövriren – weshalb die Kapitäne es im April 1805 mit ersten Berichten und Fundstücken zurückschicken. Neues Führungsschiff wird die kleinere weiße Piroge





18 Monate lang bahnen sich Lewis und Clark mühsam eine Route zum Pazifik (rot), anfangs auf dem Missouri. Der Rückweg gelingt ihnen – trotz zweier Abstecher in Gebiete abseits der Route (hellrot) – in einem Drittel der Zeit. Alles Wissenswerte über Flussläufe, Pflanzen, Tiere und Indianervölker, auf die sie während der mehr als 13 000 Kilometer langen Reise treffen, notieren sie in einem Tagebuch



Territorium außer Indianern weniger als 50 000 Weiße leben.

Nun, an diesem 13. August 1805, setzt sich Lewis im Tal des Lemhi River mit Häuptling Cameahwait und dessen Shoshone zum rituellen Rauchen nieder. Ehe die Krieger an der von Lewis entzündeten Pfeife ziehen, streifen sie ihre Mokassins ab – ein Zeichen ihrer heiligen Aufrichtigkeit dem Fremden ge-

über die sie das Fell einer Pronghorn-Antilope als Sitzfläche breiten. In der Mitte lodert ein Feuer. Wieder kreist die Pfeife. Mit ernster Miene rauchen die Männer, vor dem Zelt drängen sich aufgeregt die Frauen und Kinder. Noch nie haben sie einen Weißen zu Gesicht bekommen.

Nun beginnt Lewis seine friedlichen Absichten darzulegen. Er erzählt, dass

Cameahwait und die Runde der Krieger verstanden haben – sie können sich mit dem Weißen nur durch Zeichen verstündigen. Doch eines erfassen sie sehr wohl: Der Amerikaner braucht Pferde. Und Lewis wird noch merken, wie gut sie seine Lage einzuschätzen wissen.

Am Tag zuvor hat er auf der Passhöhe der Wasserscheide „immense Bergketten“ im Westen eraspelt, wie er notiert. Sie waren zum Teil mit Schnee bedeckt – im Sommer! Ohne Lasttiere für den Transport über diese Berge wird ihre Expedition scheitern. Werden sie den Pazifik nie erreichen. Und deshalb sind die Shoshone so wichtig.

Die Unterhändler des »Großen Vaters« bieten den Indianern Schutz und Handel an

genüber. Denn sollten ihre Absichten nicht lauter sein, so heißt es in den Überlieferungen der Shoshone, müssten sie auf ewig barfuß über die Felsen und die scharfkantigen Gräser der Prärie laufen.

Die Indianer sind vorsichtig und neugierig zugleich. Am Nachmittag geleiten sie den müden Amerikaner in ihr Lager unten am Fluss. In ihrem einzigen Tipi haben sie frische Zweige ausgestreut,

der „Große Vater“ in Washington ihn geschickt habe, der mächtiger sei als alle anderen Menschen und dem Shoshone Schutz und Handel anbiete. Es ist jene Botschaft, die Lewis und Clark auf ihrer 15 Monate langen Reise am Lauf des Missouri auch schon anderen Indianerstämmen übermittelt haben.

Die Shoshone nehmen seine Worte gleichmütig auf. Offen bleibt, wie viel

WAS HATTE LEWIS nicht alles bedacht, als er knapp drei Jahre zuvor, im Herbst 1802, von Präsident Thomas Jefferson mit der Planung der Expedition beauftragt wurde. Jefferson persönlich unterzog seinen Sekretär einer Art Kolleg, unterrichtete den Pflanzersohn aus Virginia in Botanik, Zoologie und Mineralogie, in

Nach späteren Expeditionen gefertigte Gemälde wie Albert Bierstadts drei Meter breites Panorama »The Rocky Mountains, Lander's Peak« (1863) bringen die von Lewis and Clark erforschte Wildnis den Menschen an der Ostküste Amerikas nahe – in ihrer ganzen Schönheit und Erhabenheit







Stromschnellen
lassen die Boote mehr-
mals kentern, Gewitter
und Kälte laugen die
Körper der Männer aus.
Zu Tode aber kommt
während der gesamten
Expedition von Lewis
und Clark nur einer
der mehr als 40 Männer – durch eine Blin-
darmentzündung

Astronomie und Geographie und allem, was an Wissen über die Indianer im Westen vorhanden war.

„Furchtlos, klug und mit der Wildnis vertraut“: So beschrieb Jefferson den jungen Lewis. Doch das war nur die eine Seite des Mannes. Auf einem Ölporträt, das von ihm angefertigt wurde, blickt Lewis, ein Mann mit markanter Nase, aber weichen Gesichtszügen, dessen Stimmung tiefen Schwankungen ausgesetzt sein konnte, ins Nirgendwo, in die Ferne. Clark dagegen schaut den Beobachter auf seinem Porträt geradezu provozierend direkt an – eine Persönlichkeit mit klarem Profil und präzisen Urteilskraft, ein methodischer Charakter.

William Clark war im Juni 1803 von Lewis als gleichberechtigter Führer der Expedition angeworben worden. Lewis war sich wohl klar, dass der andere, auch ein Farmersohn aus Virginia, sein idealer Partner war. Clark konnte mit Leuten umgehen und eine Truppe führen. Vor allem aber kannte er die Indianer, jedenfalls einige Stämme, die östlich des Mississippi lebten.

Lewis hatte unter Clark in der Armee gedient und vertraute dem vier Jahre Älteren wie keinem zweiten. Sie trafen sich für den Winter in St. Louis, wo das Expeditionskorps endgültig zusammenge stellt und trainiert werden sollte. Lewis nahm weitere Astronomiestunden, um später den eigenen Standort bestimmen zu können. Er beriet sich mit Benjamin Rush, dem berühmtesten Arzt des Landes, über die Reiseapotheke. Kaufte fast 90 Kilogramm Trockensuppe ein.

Und er fuhr nach Harpers Ferry, dem Arsenal der U.S. Army, um sich mit 15 Pennsylvania Rifles auszurüsten, mit 180 Kilo Blei und 90 Kilo „bestem Flintenpulver“, mit Äxten, Messern und Angelhaken. Auch mit Whiskey für seine Leute, gut 450 Liter – die nicht einmal bis zur Hälfte der Strecke reichen sollten.

Als Tauschware für die Indianer kaufte er weiße, rote und blaue Perlen. Er hatte 288 Messing-Fingerhüte dabei, ein paar Kilo Nähgarn und 4600 Nähnadeln. Er erstand Feuerkessel, Elfenbeinkämme, Armbänder, Messingknöpfe, Ringe und Rüschenhemden. Kaufte Papier, Tintenpulven und Stifte. Und führte über alles akkurat Buch.

Lebt hinter dem Horizont einer der verlorenen Stämme Israels?

Denn Lewis und Clark sollten alles aufzeichnen, was ihnen an ihrer Expedition bemerkenswert erschien: Tiere, Pflanzen, Begegnungen mit Indianern, deren Sprache und Lebensverhältnisse, die geographischen Besonderheiten der Wegstrecke.

„Von der Mündung des Missouri an werden Sie Beobachtungen der Breiten- und Längengrade machen, alle bemer kenswerten Punkte am Fluss festhalten, besonders andere Flussmündungen, Stromschnellen, Inseln“: So formulierte Präsident Jefferson seinen Auftrag.

Alles sei „mit größtem Fleiß und mit Genauigkeit“ aufzunehmen und noch während der Reise zu kopieren, um den

Verlust der wertvollen Informationen möglichst auszuschließen. Jefferson wies Lewis sogar an, Birkenpapier zu benutzen, weil es „nicht so anfällig für Feuchtigkeit ist wie gewöhnliches Papier“.

Thomas Jefferson, ein universell gebildeter Mann, besaß über dieses riesige, unbekannte Land im Westen die wohl größte Literatursammlung seiner Zeit. Aber auch er konnte über vieles nur mutmaßen. So hielt er die Blue Ridge Mountains in seiner Heimat Virginia für die höchsten des Kontinents und glaubte, dass Lewis und Clark am Oberlauf des Missouri auf einen Berg aus reinem Salz, eine Meile lang, stoßen würden.

Andere spekulierten, dass in den Wäl dern ein jüdisches Indianervolk zu finden sei, einer der verlorenen Stämme des Volkes Israel. Und allgemein verbreitet war die Annahme, es gebe eine Verbindung zu Wasser zur Westküste des Kontinents, vielleicht getrennt durch ein paar Meilen Landweg.

Diese sagenumwobene Nord-West-Passage sollten Lewis und Clark finden. Und so unterschied sich ihr Auftrag letztlich kaum von dem, den einst Kolumbus erhalten hatte: Auch sie sollten nichts weniger als einen Wasserweg nach Indien entdecken.

Noch in Washington hatte Lewis eine Karte des Nordwestens gesehen, auf der ihm das Wagnis der Expedition klar ge-

worden sein dürfte. Der amerikanische Finanzminister Albert Gallatin hatte sie anfertigen lassen. Nur drei Punkte darauf waren geographisch fixiert:

- St. Louis, der Ausgangspunkt der Expedition;
- ihr Zielpunkt, die Mündung des Columbia River am Pazifik, die der amerikanische Kapitän Robert Gray ein Jahrzehnt zuvor vermessen hatte;
- und ein paar Indianerdörfer im großen Bogen des Missouri hoch im Norden, zu denen sich britische Pelzhändler durchgeschlagen hatten.

Dorthin, an den äußersten Rand ihrer bekannten Welt, wollen Lewis und Clark bis zum Winter 1804 kommen.

Am 21. Mai 1804, nachmittags um halb vier, brechen sie auf in St. Charles, einem kleinen Weiler am Missouri, ein paar Kilometer nordwestlich von St. Louis. Ihr fast 17 Meter langes Flussboot, mit Segel und Bänken für 22 Ruderer ausgestattet, und die zwei Pirogen liegen tief im schlammtrüben Wasser des Missouri. Die Ausrüstung wiegt schwer. Dazu kommen, in 21 wasserdichten Säcken verpackt, die Geschenke für die Indianer. Und die Truppe – mit Lewis und Clark mehr als 40 Mann. Gut fünf Kilometer legen sie an diesem Tag zurück, ehe sie an einer Bachmündung ihr erstes Nachtlager aufschlagen.

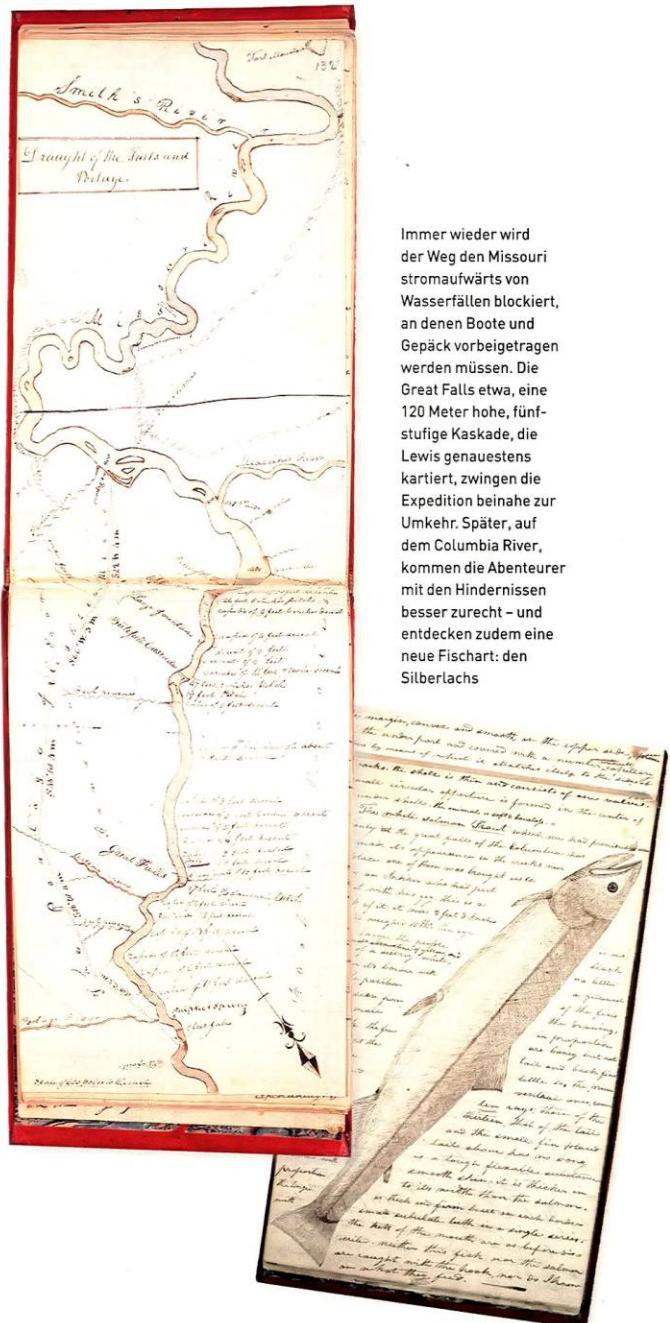
Nach zwei Tagen ist alles fast schon vorbei. Lewis ist auf Erkundungstour am Ufer, so wie er es die nächsten zweieinhalb Jahre fast täglich sein wird. Waghalsig klettert er auf einem Felskliff herum, 90 Meter hoch über dem Strom – und stürzt ab.

„Er fing sich nach 20 Fuß“, notiert sein Begleiter Clark nüchtern, „er rettete sich mithilfe seines Messers.“

Es bleibt nicht die einzige glückliche Fügung. Schon tags darauf kentert ihr Boot fast in der reißenden Strömung. Nur weil die Männer geistesgegenwärtig ins Wasser springen und den in den Fluten tanzenden Kahn ins Flache zerrten, können sie die Katastrophe verhindern.

Immer wieder entkommen sie lebensgefährlichen Situationen. Im Verlauf der Expedition stirbt nur ein einziger Mann, vermutlich an einem Blinddarmdurchbruch. Ungeheuer sind jedoch die Strapazen. Selten können sie das Segel setzen. Sie müssen gegen den mäandrierenden Strom anrudern oder die Boote an Seilen aus Hanf oder Hirschleder ziehen, die Füße oft im Wasser, die brennende Sonne im Rücken. „Die Arbeit ist unglaublich schmerhaft und anstrengend“, notiert Lewis, eine seiner typischen Untertreibungen.

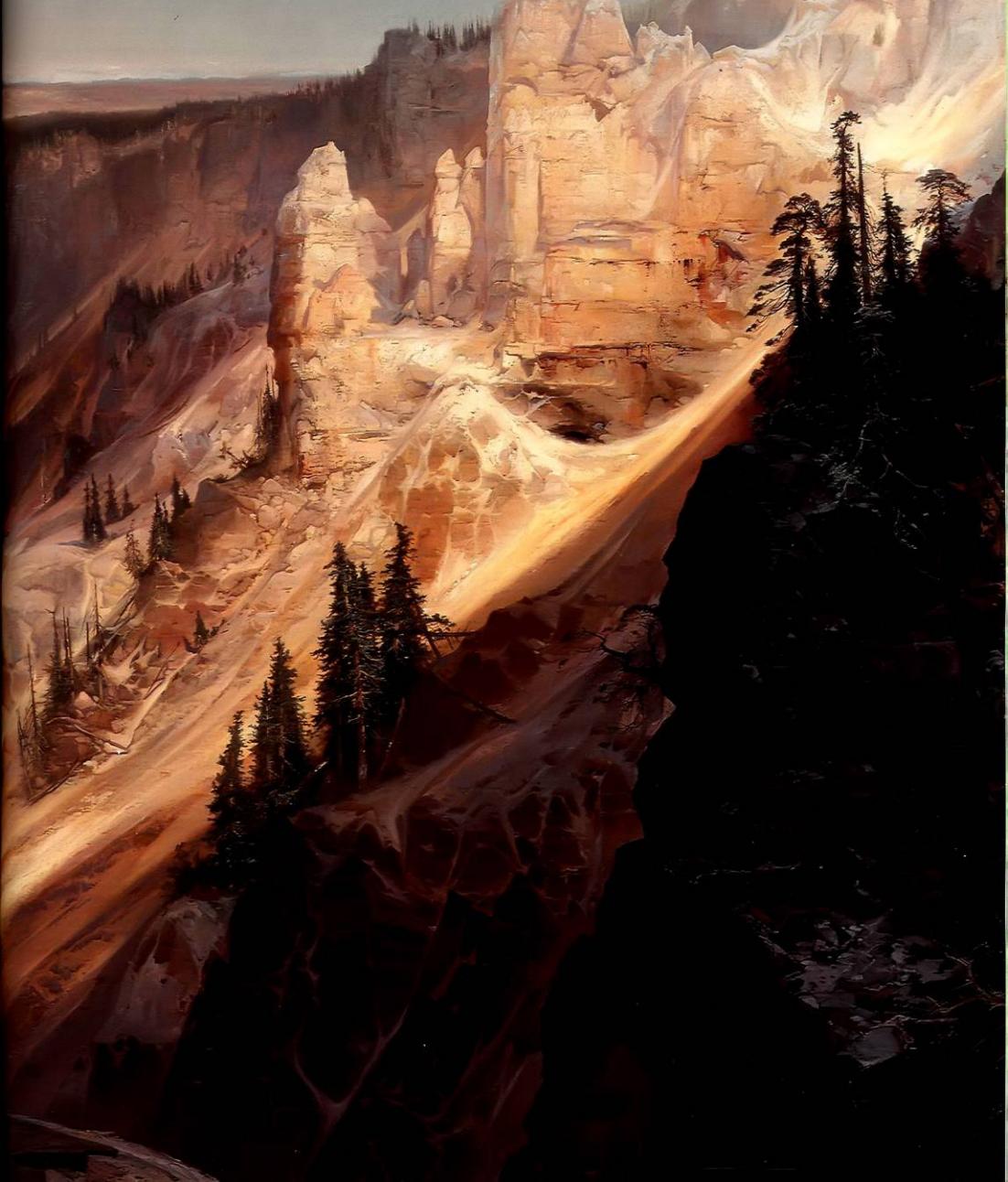
Immer wieder reißt das Zugseil, weil die Strömung oder eine Windbö das Boot zur Seite drücken. Klippen, Sandbänke, Stromschnellen und tonnenschwere Baumstämme, die kaum sichtbar den Fluss herunterschießen, machen den Missouri unberechenbar. Gewaltige Präriegewitter mit Stürmen, die den gerade noch still dahinfließenden Strom aufpeit-



Immer wieder wird der Weg den Missouri stromaufwärts von Wasserfällen blockiert, an denen Boote und Gepäck vorbeigeschafft werden müssen. Die Great Falls etwa, eine 120 Meter hohe, fünfstufige Kaskade, die Lewis genauestens kartiert, zwingen die Expedition beinahe zur Umkehr. Später, auf dem Columbia River, kommen die Abenteurer mit den Hindernissen besser zurecht – und entdecken zudem eine neue Fischart: den Silberlachs



Die größte Schlucht des Kontinents, den 450 Kilometer langen Grand Canyon, erforschen Pioniere erstmals im Sommer 1869. Zwei Jahre später dringt auch der Maler Thomas Moran bis hierher vor – und kehrt mehrfach zurück, um die Farben des Gesteins aus Dutzenden von Perspektiven einzufangen



schen, zwingen sie ans Ufer. Doch im Schnitt schaffen sie 25, manchmal 30 Kilometer am Tag.

Bald haben die Männer Eitergeschwüre und Furunkel. Sie leiden an Durchfällen, später an Skorbut – eine Folge ihrer einseitigen Ernährung. Sie essen kaum Gemüse oder Früchte, dafür aber pfundweise parasitenverseuchtes Fleisch – von Wild, das die Jäger der Truppe erlegen, während sich die Boote langsam den Strom hinaufarbeiten.

Zecken und Stechfliegen plagen die Männer und Mückenschwärme, so dicht, dass die Insekten in den Nasenlöchern, den Augen, Ohren und in der Kehle kleben bleiben. Vergebens reiben sie Hals und Hände mit stinkendem Talg ein, rücken des Nachts in den beißenden Rauch des Lagerfeuers. Manchmal brechen sie lange vor Sonnenaufgang auf, nur um den Quälgeistern zu entkommen.

Wenige Monate nach ihrer Abreise erlegen sie den ersten Büffel. Unzählige werden folgen. Manchmal, so notieren Lewis und Clark, sind die Herden so dicht, dass die Männer Steine werfen müssen, um sich einen Weg zu bahnen. Zwischen 60 und 70 Millionen Bisons ziehen damals durch die Plains.

Das Expeditionsteam trifft auch auf weniger friedliche Tiere. Immer wieder müssen sich die Männer vor Grizzlybären in Sicherheit bringen. „Diese Bären sind kaum zu erlegen“, schreibt Lewis, „sie schüchtern uns alle ein.“

Und noch etwas plagt die beiden Captains: die mangelnde Disziplin ihres wilden Haufens. Junge Rekruten und ein

paar Farmersöhne aus Kentucky sind dabei, dazu Waldläufer und Pelzhändler sowie York, Clarks Sklave. Bereits am 29. Juni 1804 berufen Lewis und Clark mitten in der Wildnis ein Kriegsgericht ein: Zwei der Männer haben sich nachts heimlich am Whiskey-Fass bedient. 100 Peitschenhiebe sind die Strafe.

Vier weitere Verfahren folgen, ehe die beiden Anführer ihre Truppe mit eiserner Zucht in den Griff bekommen und zu jenem legendären *Corps of Discovery* zusammenschweißen, das schließlich

Nur mit Peitschenhieben können sie anfangs die Disziplin der Truppe aufrecht erhalten

die Rocky Mountains bezwingen und den Pazifik erreichen soll.

Am 2. August 1804 trifft die Expedition zum ersten Mal auf Indianer des Westens. „Jedermann ist auf der Hut & auf alles gefasst“, notiert Clark. Es sind Männer von den Stämmen der Otto und Missouri, sie nähern sich in friedlicher Absicht. Bereitwillig versammeln sich sechs Häuptlinge mit Gefolge tags darauf zu einem Treffen mit den Weißen. Es findet unter dem Großsegel des Kahns statt, das Lewis und Clark zum Schutz gegen die Sonne zwischen Bäumen haben aufspannen lassen.

Lewis verkündet den Indianern, dass die „roten Kinder“ nun einen neuen Vater hätten, den „großen Häuptling von 17 Nationen“ im Osten, der „eine gemeinsame Familie“ mit ihnen gründen, Frieden unter den verfeindeten Indianervölkern

stifteten und mit ihnen Handel treiben wolle. Der Tag endet mit Geschenken und Whiskey und der Vorführung eines Luftgewehrs.

Die Indianer sind freundlich, doch nicht leicht zu beeindrucken. Ein paar Tage später erscheint Häuptling Big Horse nackt im Lager der Amerikaner. Das soll zeigen, wie arm er ist. Für ein Bündnis mit den Weißen verlangt er mehr Gegenleistungen: statt der Münzen, die Präsident Jefferson zeigten, „einen Löffel voll von eurer Milch“. Whiskey!

Ein anderer Häuptling klagt, er habe fünf Medaillen bekommen: „Aber ich möchte von euch fünf Pulverfässer.“ Waffen! Die Weißen lehnen ab.

Immer wieder machen Lewis und Clark Station, laden Indianer ein. Getreu der Anordnung des Präsidenten, der sie angewiesen hatte, die „Eingeborenen auf das freundschaftlichste und zuvorkommend zu behandeln“.

Nur einmal kommt es zu Auseinandersetzungen. Die kriegerischen Teton-Sioux – „die Piraten des Missouri“, wie Clark schreibt – wollen ihre Gäste eines Morgens nicht weiterziehen lassen. Am Vorabend haben die „herausgeputzten Squaws“ vor einem mächtigen Feuer einen Tanz aufgeführt, in ihren Händen die Scalps gerade getöteter Omaha.

Aber nun verlangen sie Tabak als Tribut. Es kommt zum Showdown. Alle Männer in den Booten sind gefechtsbereit. Clark hält die Lunte an die Bordkanone. Zögernd geben die Sioux das Boot frei. Doch so viel ist nach dem Vorfall klar: Die Sioux, das einflussreichste Volk am Unterlauf des Missouri, denken nicht daran, ihre Vormachtstellung den neuen Herren zu überlassen.

Und wie alle Indianer verstehen sie unter Frieden etwas ganz anderes als Lewis und Clark. Frieden ist kein Zustand von Dauer, sondern ein befristeter Waffenstillstand. Präsident Jeffersons Vision eines dauerhaft befriedeten Indianerlandes wird niemals realisiert werden. In dieser Hinsicht ist die Mission, zu der Lewis und Clark aufgebrochen sind,



Nach 2500 Kilometern Reise lassen Lewis und Clark Ende Oktober 1804 bei einem Dorf der Mandan-Indianer das erste Winterlager errichten. Hier harren sie monatelang aus, bis das Eis auf dem Missouri wieder geschmolzen ist

bereits im Herbst 1804 bei den Sioux gescheitert.

DIE TAGE WERDEN KÜRZER, in den Nächten herrscht Frost. Ende Oktober erreicht die Expedition die Dörfer der Mandan- und Hidatsa-Indianer im heutigen North Dakota. Gerade noch vor Einbruch des Winters können die Weißen sich hier ein kleines Holzfort zimmern.

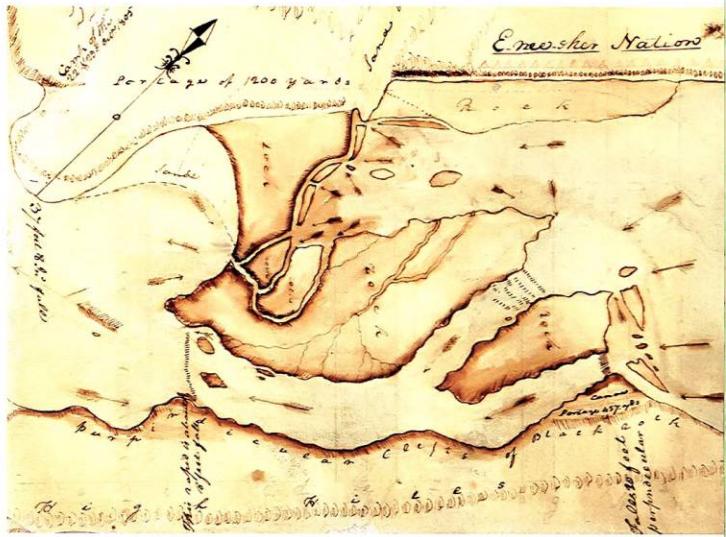
Diese Dörfer der Mandan und Hidatsa sind die Marktplätze des weiten Landes, Knotenpunkte eines Handelsnetzes, das sich über Tausende von Kilometern erstreckt. Aus allen Richtungen kommen Indianerstämme hierher. Es gibt Mais und Tabak zu tauschen, Lederkleidung und Schmuck, englische Gewehre und spanische Pferde. Und die Weißen werden als Verwandte auf Zeit in die Großfamilie aufgenommen.

Es ist dies der für die Männer vielleicht angenehmste Teil der Expedition. Sie feiern Weihnachten und Neujahr in den geheizten Stuben ihrer Blockhäuser, tanzen und musizieren. Täglich kommen Indianer zu Besuch, denen sie ihre Waffen und wissenschaftlichen Instrumente vorführen. Und sie werden in die Erdhütten der Indianer gebeten, wo alles sich für die Nacht um ein großes Feuer in der Mitte schart: Pferd, Hund und Mensch.

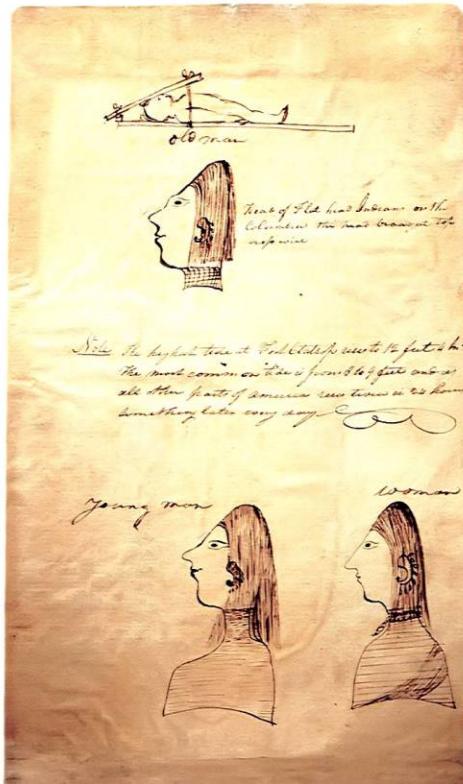
Von den jungen Frauen werden die Fremden freundlich empfangen. „Die Männer verbringen nur wenige Nächte, ohne sich zu amüsieren“, notiert Clark – für die Indianer gehört Sex zur Gastfreundschaft. Viele Männer nehmen die Angebote gern an – und leiden für den Rest ihres Lebens unter Syphilis.

Bitterkalt wird es. Der Strom friert zu. Es ist der härteste Winter, den die Weißen jemals erlebt haben. Minus 29 Grad Celsius messen sie Mitte Dezember. Es ist so kalt, dass die Atemluft gefriert. Bei minus 24 Grad Celsius gehen sie gemeinsam mit den Mandan auf Büffeljagd. Frostbeulen an den Füßen – bei Clarks Sklaven York sogar am Penis – sind die Folge.

Und nicht alle Indianer sind ihnen freundlich gesonnen. Händler berichten, dass die Teton-Sioux, die nur ein paar Tagereisen entfernt siedeln, sie „im Frühjahr alle ermorden wollten“, wie ein Sergeant der Truppe in seinem Tagebuch

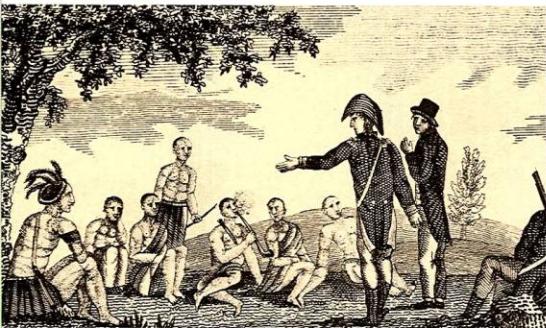


Im November
1805 erreicht die
Expedition endlich
Ihr Ziel: die Mün-
dung des Columbia
River in den Pa-
zifik (oben). Von den
Clatsop-Indianern,
die hier schon lange
mit weißen Seefah-
rern handeln, erhal-
ten sie Brot, Früchte
und Lachs – und
einen Einblick in eine
fremdartige Kultur:
Staunend notiert Le-
wis, dass die Clatsop
die Schädel ihrer
Kinder in einer höl-
zerernen Apparatur zu
einer hohen Stirn
pressen – und sie so
als freie Menschen
kennzeichnen





Lewis und Clark sind davon überzeugt, den »praktikabelsten« Weg über die Rocky Mountains aufgespürt zu haben. Für die Siedler aber, die später mit ihren Planwagen nach Westen ziehen, ist diese Passage unbefahrbar. Zu Tausenden folgen sie stattdessen dem »Oregon Trail«, der sie durch ein 32 Kilometer breites Tal der Rockies führt (Albert Bierstadt, 1869)



Wie von Präsident Jefferson angeordnet, begegnen die Entdecker den Indianern stets „freundschaftlich und zuvorkommend“. In der Prärie des heutigen Iowa versuchen sie sogar, zwischen den verfeindeten Stämmen der Omaha und der Oto zu vermitteln

notiert. Am 14. Februar 1805 überfallen Indianer tatsächlich eine Jagdgruppe der Weißen, rauben ihnen aber nur zwei Pferde.

Das Lagerleben geht weiter. Die Männer reparieren die Ausrüstung, nähen Mokassins und Lederkleidung. Lewis und Clark schreiben einen Bericht für den Präsidenten, den ersten systematischen Überblick über Land und Leute entlang des Missouri. Alles soll mit einem Dutzend Männer auf dem Flussboot zurück nach St. Louis und dann weiter nach Washington geschickt werden, sobald der Missouri eisfrei ist.

Fast 50 Stammesverbände zählen die beiden in ihrem Bericht auf; sie vervollständigen 14 Vokabellisten und kategorisieren die Indianer nach Sprache und Erscheinung. Doch ernsthaft für ihre Kultur, ihre Religion, ihre Traditionen interessieren sich Lewis und Clark nicht; ihre Urteile sind oft geringschätzig.

Sie packen Pfeile und Bogen sowie Büffelroben ein, dazu 108 botanische Proben, 68 Stück Mineralien, Skelette und Häute zahlreicher Tiere. Auch vier Elstern, ein Rebhuhn und ein Prärehund gehen mit auf die Reise.

Vor allem aber liefern Lewis und Clark eine Einschätzung des mit den jeweiligen Stämmen möglichen jährlichen „Handelsvolumens in Dollar gemäß den Preisen von St. Louis“. Und Clark zeichnet die erste halbwegs verlässliche Karte der Regionen westlich des Mississippi.

Am 7. April 1805, einem windigen Tag, geht es weiter. „Wir sind dabei, in ein Land von mindestens 2000 Meilen

Weite einzudringen“, schreibt Lewis, „in das noch kein zivilisierter Mann seinen Fuß gesetzt hat.“ Er könne nicht anders, „als diesen Moment zu den glücklichsten meines Lebens zu rechnen“. Nachmittags um vier brechen sie mit einer Flottille von acht Kanus auf: 31 Männer sowie eine Frau und ein Kind. Denn im Fort ist ein Übersetzer zu ihnen gestoßen, ein franko-kanadischer Waldläufer, gemeinsam mit seiner indianischen Frau, der Shoshonin Sacagawea, und deren Säugling.

Die Truppe ist ausgeruht und motiviert. Am 25. April passiert sie den Yellowstone River. Es ist morgens noch immer so kalt, dass das Wasser auf den Ruderblättern gefriert. Allmählich langsam sicht ihr Tempo. Die Männer haben Gegenwind. Immer wieder müssen sie Klippen passieren. Eine Flussbie-

gung fügt sich an die nächste. Und vor allem, der Missouri ist immer noch so breit wie an seiner Mündung. Wäre er nicht viel flacher, „würde ich langsam daran zweifeln, jemals seine Quelle zu erreichen“, notiert Lewis am 9. Mai.

Sie zwingen sich voran. Passieren die Great Falls, fünf Wasserfälle, an denen vorbei sie mühsam Boote und Gepäck hochschleppen müssen. Eine Wegstrecke von vielleicht einer halben Meile haben ihnen die Indianer in Fort Mandan prophezeit. In Wirklichkeit sind es 18 an-

strengende Meilen, für die sie fast einen Monat brauchen. Schon hier müssen sie die Hoffnung auf eine direkte Wasserverbindung in den Westen begraben.

Es geht weiter über glitschige Uferfelsen. Die Männer verstauchen sich die Knöchel. Die Wege sind von Kakteen gesäumt. Die Stacheln entzünden sich in der Haut ihrer Füße. Das Flusstal zwischen hohen Felsen ist eng und dunkel. Die Stimmung der Truppe ist auf dem Tiefpunkt. „Wenn wir nicht die Shoshone oder ein anderes Indianervolk treffen, die Pferde besitzen, zweifle ich am Erfolg unserer Reise“, notiert Lewis am 27. Juli. Dabei weiß er nicht einmal, ob sie ihnen freundlich gesonnen sind.

Dann erkennt Sacagawea, die Frau des Waldläufers, einen Lagerplatz als die Stelle wieder, an der sie fünf Jahre zuvor von Indianern entführt und in die Gegend von Fort Mandan verschleppt worden ist. Die Shoshone können nicht mehr weit sein.

Lewis geht voraus, um die Indianer zu finden. Erst nach Tagen entdeckt er mit dem Fernglas einen Krieger hoch zu Ross. Doch der Indianer verschwindet kurz darauf. Dann überrascht er in einer Schlucht eine alte Shoshone-Frau. Mithilfe von Geschenken – darunter einem Spiegel – gelingt es ihm, sie von seinen friedlichen Absichten zu überzeugen. Und so trifft er am 13. August 1805 auf Häuptling Cameahwait und raucht mit ihm die Friedenspfeife.

Der Captain kann Cameahwait überreden, dem Expeditionskorps entgegen-

Ohne die Pferde der Shoshone sind die verschneiten Berge nicht zu überwinden

zukommen. Vier Tage später trifft Lewis in Begleitung der Shoshone wieder auf seine Truppe. Und nun nimmt die Geschichte eine Wendung, wie man sie keinem Romanautor abnehmen würde: Plötzlich lutscht Sacagawea an den Fingern, als Zeichen, dass sie einen Verwandten erkannt hat – Cameahwait ist ihr Bruder. Sie springt auf, läuft zu ihm hin, umarmt ihn und wirft ihre Decke über ihn, schluchzt an seiner Brust.

„Große Zeichen der Freude“, vermerkt Lewis nüchtern in seinem Tagebuch.

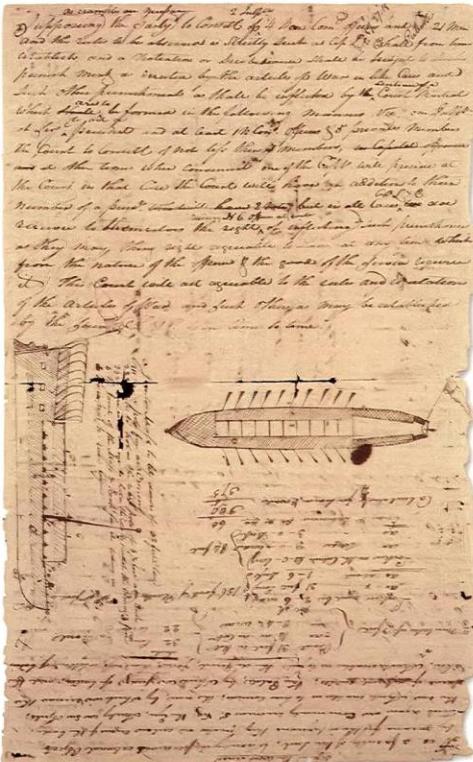
Die Freude dürfte bei Lewis und Clark kaum geringer gewesen sein. Sie nennen die Stelle „Camp Fortune“. Denn nun ist gesichert, dass die Shoshone ihnen ein paar ihrer 400 Pferde überlassen werden. Schon tags darauf kaufen sie die ersten drei. Allerdings treiben die Indianer, denen die Notlage der Weißen nicht verborgen geblieben ist, die Preise hoch (oder, anders gesehen: Sie lassen sich nicht betrügen).

Anfangs geben die Shoshone ein Pferd hoch gegen ein altes, abgerissenes Hemd, eine abgetragene Hose und ein Messer her. Am Ende muss Lewis eine Pistole, ein Messer und 100 Schuss Munition für ein Pferd bieten. So bekommen sie 29 Tiere zusammen. Und wie sich erweist, werden die Rücken fast aller Tiere, fast nur junger Pferde oder klappriger Mähren, rasch wund.

Mit ihnen machen sich Lewis und Clark am 30. August 1805 auf den Weg nach Westen, durch die Bitterroot Mountains, den beschwerlichsten Teil der Reise. Ein alter Indianer führt sie über Bergkämme und felsige Abhänge, durch Dickicht und Tannenwälder. Umgestürzte Stämme versperren den Weg. Selten ist ein Pfad zu erkennen. Sie trotten durch den Schneeregen. Ständig gleiten die Pferde aus, rutschen ins Dickicht, steiler Abhänge. Nachts ist es bereits wieder so kalt, dass Lewis die Tinte einfriert. Am 16. September wachen sie drei Stunden vor Sonnenaufgang auf, weil es zu schneien begonnen hat.

Die Strapazen nehmen zu. Die Männer finden keine Quelle, müssen Schnee schmelzen, um trinken zu können. Sie sind hungrig. Aber ihre Jäger treffen in dieser Ödnis kein Wild. Sie verfügen nur noch über ein wenig Trockensuppe, etwas Bärenöl und ein paar Kilo Kerzen. Sie erschießen drei der jungen Pferde, um zu überleben. Sie schleppen sich voran, 20 Kilometer vielleicht am Tag. Es ist so neblig, „dass man auf wenige Schritte niemanden sehen kann“. Aber eine Umkehr ist undenkbar. Den Weg zurück auf die andere Seite der Berge würden sie nicht mehr schaffen.

Schließlich entdecken sie, nach 20 Tagen und am Rande des Zusammenbruchs, auf einer Lichtung Indianerhütten: ein Dorf der Nez Percé. Sie werden



Mit ihren Aufzeichnungen verfassen Lewis und Clark eines der bedeutendsten Wissenschaftswerke der jungen USA: Sie beschreiben mehr als 50 Indianerstämme sowie 300 bis dahin unbekannte Tiere und Pflanzen – darunter den Kalifornischen Kondor (oben, links) und das Beifußhuhn. Zudem bauen sie 26 Boote, deren Konstruktionspläne überliefert sind.







Der Blick auf so überwältigende Landschaften wie das Yosemite-Tal, dessen Granittürme Tausende von Metern hoch zum Himmel ragen, verändert im 19. Jahrhundert auch das Nationalgefühl vieler Amerikaner – die erstmals das Ausmaß ihres Landes wahrnehmen und daraus einen imperialen Anspruch ableiten (Albert Bierstadt, 1865)

freundlich aufgenommen und fallen über das ihnen angebotene Brot aus den Zwischen der Prärielilien sowie den luftgetrockneten Lachs her. Ein Zeichen, dass sie sich dem Pazifik nähern, aus dem die Fische die Flüsse hochgewandert sein müssen. Doch nach all den Strapazen können ihre Körper die ungewohnte Nahrung nicht vertragen. Tagelang liegt die Truppe flach.

Für die Nez Percé, denen die Waffen der Fremden aufgefallen sind, wären die geschwächten Weißen ein leichter Gegner. Wieder haben Lewis und Clark ihr Schicksal einer Indianerin zu danken. Einer alten Frau, die einst von einem anderen Stamm entführt und an weiße Händler verkauft worden war. Sie wirbt für die Weißen, weil die Händler sie damals gut behandelt hätten; nun müssten sie, die Nez Percé, ihnen helfen.

Lewis und Clark erfahren davon nie; erst sehr viel später werden Indianerforscher von dieser Begebenheit hören, als ihnen Nez Percé von ihrer mündlich überlieferten Geschichte erzählen.

Den Entdeckern folgen Pelzjäger und Siedler in den Westen. Und bald auch Soldaten

Dann geht alles ganz schnell. Am 7. Oktober brechen die Männer auf. In fünf Kiefernkanus, die sie aus Baumstämmen gehöhlten haben und von den Nez Percé mit Instruktionen für den weiteren Weg ausgestattet. Sie nehmen Stromschnellen so waghalsig, dass die Indianer am Ufer staunen. Vier Katakate am Columbia River passieren sie, müssen wieder das Gepäck über Land tragen. Doch sie kommen voran. Sie rasten in Indianerdörfern nur noch, um getrockneten Fisch zu kaufen und Hunde zum Schlachten.

Am 7. November 1805 trägt ein überwältigter Clark ins Reisejournal ein: „Ozean in Sicht. Oh! Diese Freude.“ Es ist allerdings erst der Mündungstrichter des Columbia River, den er vor sich sieht. Doch der Pazifik ist nah. Eine gute Woche später erblicken die Männer tatsächlich die dunkelbraunen Felsen der Pazifikküste, „an die die hohen Wellen des immensen Ozeans klatschen“.

Nach all den Strapazen ein paar unspektakuläre Momente: Lewis sieht das

Meer als Erster auf einer Erkundungstour, ritzt seinen Namen in einen Baum an der Steilküste. Clark folgt ihm ein paar Tage später, setzt seinen Namen dazu. 6680 Kilometer haben sie zurückgelegt. Und vollbracht, was vor ihnen noch niemanden gelungen ist.

DOCH DER WESTEN empfängt die Expedition alles andere als freundlich. Es ist ein langer, feuchter Winter, den die Truppe in einem weiteren Holzfort zubringen muss. Die Beziehungen zu den Indianern werden zunehmend gespannt. Am 23. März 1806 treten Lewis und Clark den Rückweg an. Anfang Juli überqueren sie die Rocky Mountains, passieren Mitte August ihr einstiges Winterlager bei den Mandan.

Weil sie den größten Teil stromabwärts reisen können, bewältigen sie jene Strecke, die sie zuvor in andenthalben Jahren durchkämpft hatten, nun in sechs Monaten. Auf dem Rückweg erforschen sie den Yellowstone River und im Norden das Gebiet fast bis zur heutigen

kanadischen Grenze. Hier kommt es zum einzigen bewaffneten Zusammenstoß mit Einheimischen: Zwei Blackfoot-Indianer werden beim Versuch, Waffen zu erbeuten, erschossen.

Am 23. September 1806 gegen 12 Uhr mittags trifft das *Corps of Discovery* schließlich wieder in St. Louis ein. Noch am Abend setzt sich Meriwether Lewis hin, um dem Präsidenten in einem Brief den Erfolg der Mission zu vermelden: „Sir, Ihren Anordnungen gemäß haben wir den Kontinent von Nord-Amerika bis zum Pazifischen Ozean durchquert.“ Der Weg nach Westen ist eröffnet.

Als Erstes folgen die Trapper, die Fallesteller. „Der Missouri und alle seine Nebenflüsse beherbergen mehr Biber und Otter als jeder andere Strom auf der Welt“, hat Lewis in seinem Brief geschrieben. Weiße Pioniere machen nun den Indianern als Jäger Konkurrenz in der Prärie und den Rocky Mountains.

In dem Brief hat Lewis eine der großen Hoffnungen Jeffersons zertrümmert.

Die Nord-West-Passage, den Wasserweg nach Westen, gibt es nicht. Nur einen Landweg, über eine Strecke von „,60 Meilen mit ewigem Schnee bedeckt“. Doch Lewis und Clark haben das geographische Wissen über den Kontinent enorm erweitert. Der amerikanische Westen ist nach dieser Expedition mehr denn je ein Land der Verheißung, ein agrarisches Utopia.

Die USA erheben nun Anspruch auf Nordamerika von Küste zu Küste. Bereits im Januar 1807 spricht Thomas Jefferson von „unserem Land, vom Mississippi bis zum Pazifik“. Die Beschreibungen und Karten der zwei Captains konkretisieren Jeffersons Ideal: einen geeinten Kontinent zu schaffen, wo man „dieselbe Sprache spricht und nach vergleichbaren Regierungsformen und ähnlichen Gesetzen regiert“ wird. Der Expeditionsbericht liefert damit auch ein Wissen, das die zukünftige Herrschaft über Land und Ureinwohner vorbereitet.

Lewis (der bald darauf zum Gouverneur des Louisiana Territory ernannt wird und 1809 unter ungeklärten Umständen stirbt) und Clark (der 1813 Gouverneur des neuen Missouri Territory wird und bis 1838 lebt) werden auf vielen Banketten und Empfängen gefeiert. Man nennt sie bald „die größten Entdecker in der Geschichte Amerikas“.

Doch als ihre wissenschaftlichen Aufzeichnungen 1814 erstmals in Auszügen veröffentlicht werden, bleiben sie Ladenhüter. Zwar haben die beiden auf ihrer Expedition 178 neue Pflanzenarten sowie 122 neue Tierarten und -rassen erfasst und eine unglaubliche Menge geographischer, ethnologischer, botanischer und zoologischer Informationen gesammelt. Aber an wissenschaftlichen Erkenntnissen ist die junge Nation offenbar nicht interessiert.

Und auch nicht an der friedlichen Mission der beiden Pioniere. Schon wenige Jahrzehnte danach beginnen die Indianerkriege, in denen die U.S. Army die Völker der Prärie dezimiert und nach und nach in immer kleinere Reservate treibt. □

Reymer Klüver, 43, ist Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ in Hamburg und regelmäßiger Mitarbeiter von GEO und GEO EPOCHE.



Die Bücher des Jahres.

- Bestseller-Thema Amerika: Die wichtigsten Neuerscheinungen im Herbst
- Lesezeichen: Hinter den Kulissen der Buchwelt
- Gastland Russland: Porträt einer Literatur-Nation

Dazu über 100 Rezensionen und Lesetipps für Belletristik, Sachbücher, Bildbände, Kinder- und Jugendliteratur sowie Hörbücher.

Jetzt in SPIEGEL special.

SPIEGEL special
DAS MAGAZIN ZUM THEMA

No. 3 | 2003

Über 100 Rezensionen
und Lesetipps zur Buchmesse
Bücher 2003
Belletristik · Sachbücher
Sonderteil Russland

AMERIKA –
Der Schatten der
Weltmacht

Jetzt im Handel
oder direkt bestellen unter
www.spiegel.de/shop

Fast vier Millionen Sklaven leben Mitte des 19. Jahrhunderts in den Südstaaten der USA. Sie schuften auf den Plantagen der Baumwollbarone und erwirtschaften Vermögen für ihre weißen Herren. Norbert Finzsch, Professor für Anglo-Amerikanische Geschichte, über die Willkür, die das Leben der Schwarzen bestimmte, über ihren Alltag – und ihren Widerstand

Fluch des

GEO EPOCHE: Herr Professor Finzsch, wie kam es zur Einführung der Sklaverei in Nordamerika?

FINZSCH: Die Sklaverei hat sich aus der so genannten „Indentur“ entwickelt, einem freiwilligen Arbeitsverhältnis, bei dem sich *Indentured Servants* – anfangs ausschließlich Weiße – für mehrere Jahre verpflichteten, einem Herrn Dienst zu leisten. Während dieser Zeit waren ihre persönlichen Freiheitsrechte eingeschränkt, auch die Möglichkeit, Besitz zu erwerben.

Und diese Indentur begann mit der Kolonisierung?

Sie war entscheidend dafür, dass überhaupt Arbeits-

die Monokulturen als landwirtschaftliche Produktionsformen heraus – vor allem die ungemein arbeitsintensive Baumwollproduktion.

Wer verpflichtete sich zur Indentur?

Leute, die kein Geld für die Überfahrt nach Nordamerika hatten. Auch Kriminelle, die vor der Wahl standen, ins Gefängnis zu gehen oder sich zu verpflichten.

Und die ersten Afrikaner, die 1619 nach Nordamerika gebracht wurden...

...waren auch nichts anderes als solche *Indentured Servants*. Sie kamen unter dem Eindruck, nach einigen Jahren der Dienstverpflichtung die Freiheit zu erhalten. Aus

Ja. Man muss dabei vor allem beachten, welche Vorstellung Afrikaner damals gemeinhin von Sklaverei hatten. Es gab ja einen innerafrikanischen Menschenhandel. Oft handelte es sich bei den Sklaven um „Kriegsbeute“, die in die Haushalte der Sieger übernommen wurde. Diese Menschen hatten durchaus die Chance, in die neue Familie integriert zu werden, ja sogar dort einzuhiraten.

Möglicherweise haben also die ersten Afrikaner in Nordamerika gedacht, dass sie dort eine ähnlich „weiche“ Form der Sklaverei erwarte.

Und im Prinzip hatten sie damit ja auch Recht, denn die Indentur verwandelte sich ja erst langsam in ein System, in dem Unfreiheit, Ausbeutung, Gewalt vorherrschten.

Wie war der transatlantische Sklavenhandel organisiert?

In der hohen Zeit des Menschenhandels von 1808 entführten afrikanische Sklavenhändler ihre Opfer aus deren Dörfern im Innern des Kontinents und brachten sie an die Küsten, wo sie von weißen Kapitänen übernommen wurden – anfangs vor allem von Niederländern, später auch von Briten, die 1673 in den Sklavenhandel einstiegen.

Sie wurde dadurch eingeleitet, dass für Afrikaner die Dienstzeiten verlängert wurden, dass sie nur mit besonderer Genehmigung die Plantagen verlassen durften, dass ihnen sexuelle Kontakte mit Weißen oder gar Heirat verboten wurden.

Ist die Vorstellung, die Afrikaner seien von Anfang an gegen ihren Willen nach Amerika verschleppt worden, demnach falsch?

Es ist eine Vorstellung, die nicht stimmt. Die Afrikaner waren freiwillig, aber unterdrückt. Sie waren in einer ungemein harten, sozialdarwinistischen Auswahl. Wer die ersten fünf Jahre überstand, konnte weiterver-

kauf werden. Wer nicht, der war eben tot, um es ganz klar zu sagen.

Von welchen Gewinnen spannen konnten die Menschenhändler ausgehen?

Im Durchschnitt von mindestens 20 Prozent.

Das klingt nicht sehr beeindruckend...

...war aber im Vergleich zu anderen Handelsgeschäften dennoch relativ hoch. Man muss sich klarmachen, dass die Versicherungsprämien für Sklaven schiffen sehr teuer waren und dass auf diesen Schiffen sehr viel mehr Männer Dienst taten als normalerweise, um die Verschleppten zu bewachen. Zudem bestand immer die Gefahr, dass ein erheblicher Teil der menschlichen Ladung auf dem Transport durch Krankheiten, Seuchen oder Aufstände „verloren ging“ – manchmal starb mehr als die Hälfte der Afrikaner schon während der Fahrt in die Karibik.

Wie viele Menschen wurden zwischen 1619 und 1808 – dem offiziellen Ende des Sklavenimports in die USA – ihrer Freiheit beraubt?

Etwa 15 Millionen. Man darf aber nicht vergessen, dass fast ebenso viele in Richtung Osten entführt wurden, nach Arabien und Asien. Und von den 15 Millionen Sklaven im Westen kam die Mehrzahl nach Mittel- und Lateinamerika und nur ein kleiner Teil nach Nordamerika.

Wie haben die Weißen, die gläubige Christen waren, die Sklaverei vor sich und anderen gerechtfertigt?

Es gab mehrere Rechtfertigungsstrategien. Zum einen die biblische: Im Alten Testamente steht ja, dass Noah seinen Sohn Ham zur Sklaverei verflucht. Und Ham galt als Stammvater der dunkelhäutigen

Südens

kräfte in die Kolonien kamen. Als die ersten englischen Siedler nach Virginia kamen, waren sie nämlich überhaupt nicht darauf vorbereitet, dort auch zu arbeiten. Sie waren Angehörige der englischen Oberschichten, zum Teil Adelige, und gingen davon aus, dort schon irgendwelche Dienstboten zu finden, etwa Indianer – was natürlich nicht der Fall war.

Aber es gab doch eine starke Migration von nicht-adeligen Engländern, die durchaus zu arbeiten verstanden.

Gewiss, aber mit der englischen Revolution 1688 und den größeren Freiheiten, welche die Puritaner danach in England genossen, verebbte der Zustrom von Menschen, die aus religiösen Gründen nach Nordamerika kamen. Zudem bildeten sich dort im Laufe des 18. Jahrhunderts

Die Sklaverei entwickelt sich aus einem freiwilligen Arbeitsverhältnis

gen Menschen. Zum anderen die kulturelle: Man erklärte, die Schwarzen seien primitiv, und man könne ihnen Zivilisation nur nahe bringen, wenn man ihnen Arbeitsethos einpflanze und sie christianisiere. Und das wiederum ginge am besten in der Sklaverei.

Acht der ersten zwölf Präsidenten der USA waren Sklavenhalter. Wie konnten sie die Freiheitsparolen der *Founding Fathers* mit den Sklaven auf ihren eigenen Plantagen vereinbaren?

Sie wollten dieses Übel schon irgendwann beenden, aber bitte nicht sofort. Es ging ihnen um eine graduelle, allmähliche Emanzipation. Zudem wären Männer wie Washington oder Jefferson mit dem Ende der Sklaverei auf einen Schlag verarmt gewesen. Ein Schwarzer war damals zwischen 300 und 600 Dollar wert – das war mehr als der Jahresverdienst eines Arbeiters. Und auf den Plantagen gab es manchmal 300, 400 Unfreie.

Wer konnte sich überhaupt die Handelsware Mensch leisten?

Selbst im Süden besaß zur Blütezeit der Plantagenwirtschaft um 1820 nur eine kleine Minderheit mehr als 300 Sklaven – wahrscheinlich weniger als zehn Prozent der *landowner*.

Gibt es Berechnungen, wie viel die Plantagenbesitzer mit der Ausbeutung schwarzer Arbeit verdienten?

Man hat geschätzt, dass zwischen 1790 und 1860 von Sklaven unbezahlte Arbeit im Gegenwert von etwa 40 Millionen Dollar verrichtet wurde, was heute einer Wirtschaftsleistung von 1,4 Billionen Dollar entsprechen würde.

Viele sterben schon während des Transports

Wie sah der Alltag auf einer Plantage aus?

Zur Ernte begann die Arbeit bei Sonnenaufgang und hörte oft erst in der Nacht auf. Das waren 15, 16 Stunden am Tag. Frauen und Männer hatten die gleichen Aufgaben – Bäume fällen, roden, Ochsen gespanne führen. Nur während einer Schwangerschaft und kurz danach wurden die Frauen etwas geschont. Auch Kinder mussten spätestens mit zehn Jahren anfangen zu arbeiten.

Wie lebten die Sklaven?

In kleinen, ungeheizten Hütten ohne Fenster. In der Regel lebte dort eine Familie zusammen – wenn der Besitzer Familien auf seiner Plantage duldet.

Das war nicht selbstverständlich?

Nein, denn es gab nach der Vorstellung der Weißen keine legale Heirat zwischen Sklaven; das hätte ihnen ja den Status von Personen gegeben. Sklaven aber waren Sachen – und Sachen können nicht heiraten.

Was den Status des einzelnen Sklaven angeht...

...so muss man differenzieren: Es gab durchaus so etwas wie Fachkräfte – Handwerker zum Beispiel oder Haussklaven, die in engem Kontakt mit ihren weißen Besitzern lebten. Es gab Sklaven, die außerhalb der Plantagen arbeiteten, in den Städten, und solche, die von ihren Besitzern an andere vermietet wurden und einen Teil des Lohns selbst kaschierten. Die sparten das Geld

und schafften es manchmal sogar, ihre Familie freizukaufen.

Unter diesen Freigelassenen gab es verblüffenderweise schon bald auch schwarze Sklavenhalter.

Im Zensus von 1830 wurden 3775 freie Schwarze gezählt, die 12 740 Sklaven besaßen. Um 1860 soll es etwa 10 000 bis 12 000 schwarze Sklavenhalter geben haben – natürlich immer noch eine winzige Minderheit angesichts der damals 4,5 Millionen in den USA lebenden Schwarzen.

Und hat sich deren Haltung zur Sklaverei von jener der weißen Plantagenbesitzer unterschieden?

Offenbar nicht. Auch sie haben Sklaven als Investition gesehen, die in erster Linie Profite produzieren sollte.

Wer kontrollierte die Sklaven auf einer Plantage?

Der Besitzer oder ein Aufseher – und das konnte durchaus ein privilegierter Sklave sein. Diese Aufseher hatten weitgehende Strafrechte. Auspeitschen war die Regel. Es gibt ein berühmtes Gemälde einer schwangeren Sklavin, die mit dem Bauch in einer Mulde liegt, damit der Fötus beim Auspeitschen nicht geschädigt wird. Ein fürchterlicher Nebenaspekt dieses Systems waren die medizinischen Experimente an Sklavinnen.

Fast alles, was amerikanische Gynäkologen des 19. Jahrhunderts über den weiblichen Körper wussten, stammte aus diesen Experimenten.

Was waren das für Experimente?

Es gab Operationen, es gab Vivisektionen, es wurden Elterleiter durchtrennt. Es kam zu experimentellen Pocken- und Typhusimpfungen. Sklaven wurden mit heißem Wasser überschüttet, um zu studieren, wie Brandverletzungen am besten zu heilen sind. Es galt ja gemeinhin nicht als Verbrechen, einen Sklaven umzubringen.

Haben die Schwarzen je Widerstand geleistet?

Ja, zum Beispiel wurde die Arbeit verschleppt. Darüber gab es unter Sklavenhaltern andauernd Beschwerden – und auch Merkbücher, wie man Sklaven am besten zur Arbeit anhält: durch Auspeitschen oder durch Motivation.

Kam es zu aktiver Sabotage?

Regelmäßig, durch Zerstören von Werkzeugen und Maschinen, durch das Verletzen von Vieh. Es gab Sklaven – vor allem im Westen, wo viele Plantagen abgelegen waren –, die mal für zwei Tage oder auch ein halbes Jahr im Wald verschwanden und von der Jagd lebten. Die wurden hinterher natürlich fürchterlich bestraft. Damit rechneten sie auch. Aber sie hatten sich für mehrere Tage oder sogar Wochen ein Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit ermöglicht.

Gab es auch gewalttätige Aufstände?

Zwischen 1619 und 1865 wurden etwa 300 *uprisings* gezählt, die alle schnell niedergeschlagen wurden. Das

Erst von afrikanischen, dann von weißen Menschenhändlern verschleppt: vier Sklaven, die ein Naturforscher 1850 in South Carolina fotografieren lässt. Vater (o.r.) und Tochter stammen aus dem Kongo, der Mann im Profil kommt aus Guinea, die vierte Person ist unbekannt

ist für einen Zeitraum von fast 250 Jahren relativ wenig – aber die Sklavenhalter verfügten nach und nach über sehr viel Erfahrung, wie man Aufstände unterbindet. Es gab da zum Beispiel die *Night Riders*. Das waren weiße Männer, die auf Patrouillen zu Pferde, vor allem nachts, verhindern sollten, dass es zu Unregelmäßigkeiten kam. Es war präzise festgelegt, wann Sklaven sich außerhalb der Plantage bewegen durften und welche Form von Ausweispapieren sie vorlegen mussten, wenn sie von den *Night Riders* angehalten wurden. Denn manchmal trugen diese Sklaven ja Waffen –

etwa, wenn sie mit ihren Herren auf die Jagd gingen.

Am meisten aber hat den Sklavenhaltern das Christentum geholfen, ihre Leute gefügt zu machen.

Wie das?

Die Pflanzer merkten, dass christliche Sklaven gefügiger waren, in ihr Schicksal ergeben, weil sie an ein Nachleben glaubten, in dem dann jedem sein Leiden entgelten wird. Deshalb spernten sich die Plantagenbesitzer auch nicht gegen die Missionierung von Sklaven. Es haben sich dann im Laufe des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts schwarze Prediger etabliert. Das waren mit-

unter von Plantage zu Plantage ziehende Leute, aber sehr oft auch lokale Sklaven, die lesen und schreiben konnten und die Bibel in einer Weise interpretierten, die man synkretistisch nennen könnte: Sie verwoben Elemente afrikanischer Kultur und der Bibel miteinander. Jesus und Maria und die Apostel waren dann auf einmal schwarz. Oder Moses wurde als Führer ins gelobte Land verstanden, nämlich nach Afrika. Ein schwarzer Moses, der die in Gefangenschaft lebenden Schwarzen befreit und in eine bessere Zukunft führt.

Ist die Rechnung der Sklavenhalter aufgegangen?

Ich habe den Eindruck, dass das Christentum die Willenskraft der Schwarzen tatsächlich geschwächt hat.

Aber es entwickelte sich dennoch so etwas wie eine eigene schwarze Kultur.

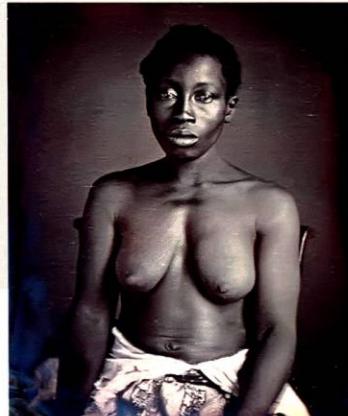
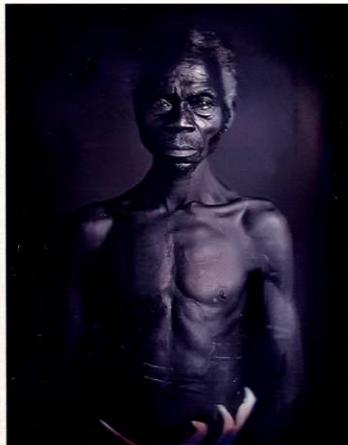
Mit der Zeit schon. Das war eine Kultur, die zum großen Teil nicht schriftlich fixiert war, sondern mündlich überliefert. Denn nur etwa zehn Prozent der Schwarzen konnten lesen und schreiben, obwohl ihnen das verboten war. So mussten die meisten ihre kulturellen Transferleistungen durch gemeinsames Musizieren oder auf mündliche Weise erbringen. Und das geschah oft durch das Erzählen von Geschichten, die sich etwa auf ein mythisches Afrika bezogen.

Wie hat die Sklaverei den Süden geprägt? Welchen Einfluss hatte sie auf die Mentalität der Weißen?

Es war eine zutiefst rasenbewusste Gesellschaft. Jeder noch so schlichte Angehörige der weißen Unterschicht hielt sich noch bis weit ins 20. Jahrhundert für etwas Beseres als der gebildete Schwarze. Zudem entwickelte sich eine Kultur der Gewalt, in der Konflikte nicht durch Kompromisse oder die Rechtsprechung geregelt wurden. Das hat den Süden nachhaltig geprägt.

Bis heute?

Bis heute. Etwas pauschal gesagt: Die Tatsache, dass in Texas noch im vergangenen Jahr 33 Menschen hingerichtet wurden – und zwar überproportional viele Schwarze –, hat auch damit zu tun, dass Gewalt im Süden einen ganz anderen Stellenwert hat als im Norden. Die Sklaverei war ja ein System, das sich nur durch Gewalt aufrecht erhalten ließ.



Und diese Billigung der Gewalt hat alle Schichten der Gesellschaft erfasst?

Nicht zuletzt deshalb ist es zwischen 1865 und 1918 im Süden zu 3000 Fällen von Lynchjustiz an Schwarzen gekommen. Diese Lynchings wurden wie Picknicks begangen, bei denen man seine Kinder auf die Schulter hob, damit sie besser sehen konnten. So etwas setzt eine Bejahung von Gewalt voraus, die weit über das hinausgeht, was zur selben Zeit im Norden der USA möglich war.

Wo es schon relativ früh eine massive Gegnerschaft zur Sklaverei gab...

...ja, bereits seit der Revolutionszeit. Zur organisierten politischen Kraft, die das sofortige Ende der Sklaverei verlangte, wurde diese Opposition aber erst durch den „Abolitionismus“ des Publizisten William Lloyd Garrison, der 1831 die Zeitung „The Liberator“ gründete und dem es mit seinen Artikeln und Reden gelang, die Menschen aufzurütteln.

Mit welchen Argumenten?

Garrison argumentierte christlich, vor allem mit dem Gleichheitsgebot. Deshalb gewann er bei den gebildeten protestantischen Menschen im Norden auch so viel Rückhalt. Vor allem bei den Frauen.

Die freilich selbst nur eingeschränkte Rechte hatten.

Gerade in ihrer Auseinandersetzung mit der Sklaverei merkten die Frauen nach und nach, wie benachteiligt sie selbst waren: dass sie bei öffentlichen Versammlungen nicht reden, sich nicht politisch organisieren, nicht wählen durften. Insofern ist der Abolitionismus eng mit der Entstehung der Frauenbewegung in den USA verbunden.

Als sich 1860 der Süden abspalte, zog der Norden in den Krieg, um die Einheit wiederherzustellen – nicht etwa, um die Sklaverei abzuschaffen. Drei Jahre später machte Abraham Lincoln dann doch das Ende der Sklaverei zu einer entscheidenden Kriegsforderung. Wie kam es zu diesem Sinneswandel?

Lincoln war zwar schon sehr früh ein Gegner der Sklaverei, aber kein Abolitionist – ein wichtiger Unterschied. Er verurteilte die Knechtschaft der Schwarzen, aber er hätte deren Abschaffung nicht von sich aus betrieben. Er trat als amerikanischer Präsident an mit der Forderung, dass sich die Sklaverei nicht weiter ausbreiten sollte – vor allem nicht in den neuen Territorien der USA im Westen. Dort aber, wo es die Knechtschaft schon gab, wollte er sie weiter existieren lassen, denn Lincoln war der Meinung, sie habe sich ohnehin überlebt und werde sich von selbst erledigen.

Und wieso wurde aus ihm dann doch ein überzeugter Abolitionist?

Das ist Lincolns Größe und macht ihn zu einem der größten Präsidenten in der Geschichte der Vereinigten Staaten: Er war lernfähig – was man ja von den anderen Präsidenten nicht unbedingt sagen kann. Er kam aus dem Norden, aus Illinois, und hatte anfangs praktisch keinen Kontakt zu Afroamerikanern. Als Politiker kam er dann zunehmend mit Schwarzen zusammen und musste einen Teil seiner Vorurteile – durch-

aus auch rassistische Vorurteile – revidieren. Darüber hinaus erkannte er, dass er den Krieg politisch nur dann gewinnen konnte, wenn er sich für die Abschaffung der Sklaverei aussprach.

Die Abspaltung des Südens reichte als Argument für den Krieg nicht mehr aus?

Nein, zumal sich die Kämpfe ja bereits seit Jahren hinzogen. Es wurde immer schwerer, Rekruten zu finden. Ein so langer Krieg war mit der Einheit der Union allein nicht mehr zu begründen. Zudem drohten London und Paris, auf Seiten des Südens in den Krieg einzutreten, denn sie waren von den Baumwolllieferungen des Südens abhängig, und ihre Wirtschaft drohte durch den Krieg Schaden zu nehmen.

Nebenbei bemerkt: Manchmal wünschte ich, es wäre so gekommen.

Weshalb?

Weil dann der Süden gewonnen hätte und es heute zwei Vereinigte Staaten gäbe. Weltpolitisch wäre das doch eine interessante Konstellation, um es vorsichtig auszudrücken.

Zurück zu den Franzosen und Briten: Es bestand also die Gefahr, dass sich die beiden europäischen großen Mächte auf Seiten des Südens engagieren würden...

...und das wollte Lincoln unter allen Umständen verhindern. Die Ausweitung des Bürgerkriegs zu einem Kampf gegen die Sklaverei hat zum einen dafür gesorgt, dass der Krieg eine moralische Bedeutung bekam. Vor

allem aber trug sie dazu bei, dass Großbritannien – wo es eine starke Bewegung gegen die Sklaverei gab – nicht in den Krieg eintrat. Und ohne England wollte auch Frankreich sich nicht einmischen.

Kann man sagen, wie es ohne den Bürgerkrieg mit der Sklaverei weiter gegangen wäre?

Sie wäre spätestens Ende des 19. Jahrhunderts international nicht mehr haltbar gewesen.

Was geschah im Süden mit den Schwarzen nach deren Befreiung?

Das ganze System der Unterdrückung brach zusammen. Hundertausende ehemalige Sklaven irrten über Land und suchten ihre Familien oder versuchten in die Städte zu ziehen, um dort ein Auskommen zu finden. Das war eine Form der Anarchie, die der Norden sehr schnell zu unterdrücken versuchte. Das geschah unter anderem durch die Armee, die den Ex-Sklaven Jobs gab, als Hilfsköche zum Beispiel.

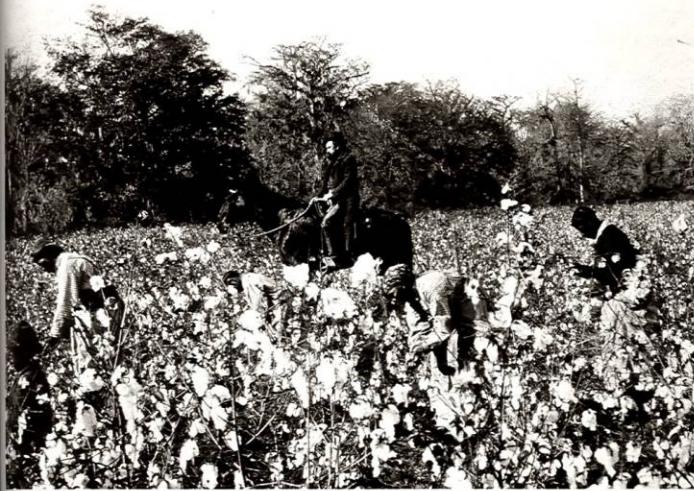
Zog die Armee nun mit einem Tross befreiter Sklaven über Land?

Die Sklaven blieben immer im Dunstkreis der Soldaten, weil sie wussten: Da sind wir sicher, da können uns unsere alten Herren nicht mehr greifen. Aber die Freigelassenen mussten ja auch eine Perspektive erhalten. Deshalb versuchte der Norden, mit den ehemaligen Sklavenbesitzern Arbeitsverträge auszuhandeln.

Die ehemaligen Sklaven sollten wieder für ihre alten Herren arbeiten?

Dazu hatten die natürlich überhaupt keine Lust. Viele Ex-Sklaven leisteten Widerstand. Aber die Armee setzte

Die Kultur der Gewalt prägt den Süden noch heute



Schwarze schuften, meist als Baumwollpflücker, bis zu 16 Stunden am Tag. Auf manchen Plantagen gibt es mehr als 300 Sklaven

ihrer Vorstellungen von Lohnarbeit durch.

Änderten sich die Lebensbedingungen der Schwarzen?

Sie waren nun formal frei, hatten etwa das Recht, vor Gericht zu gehen. Ökonomisch aber blieben sie abhängig von den Plantagenbesitzern.

Professor Finzsch, was ist das Erbe der Sklaverei?

Es gibt so etwas wie eine weiße Schuld, die aber nur sehr indirekt eingestanden wird. Das sieht man unter anderem an Gleichstellungsprojekten, bei denen die Bewerber an Elite-Universitäten in ihren Aufnahmetests bevorzugt werden, wenn sie schwarz sind.

Eigentlich ein klarer Verstoß gegen das Gleichheitsprinzip.

Das ist nur verständlich vor dem Hintergrund einer nicht eingestandenen Schuld – über die im übrigen nicht gesprochen wird. So gibt es

in Washington, D.C., zwar ein Holocaust Memorial Museum, aber kein Slavery Memorial Museum.

Wie kommt das?

Es hat eine Diskussion um ein nationales Museum zur Sklaverei gegeben. Es sollte im Süden errichtet werden. Aber bisher ist nichts daraus geworden. Es gibt durchaus Orte der Erinnerung – etwa Plantagen, die rekonstruiert worden sind. Aber eben keine nationalen Gedenkstätte. Das liegt vermutlich daran, dass eine Gedenkstätte die politische Anerkennung einer Schuld wäre. Und diese politische Anerkennung hätte sofort auch juristische Folgen.

Sie meinen, die Nachkommen der Sklaven könnten gewissermaßen Reparationen fordern?

Ja, und ich glaube, dass sie im Verlauf der nächsten 20

Jahre auch Erfolg haben werden. Die USA können nicht einerseits andauernd überall auf der Welt die Beachtung der Menschenrechte einfordern und andererseits diese Menschenrechte im eigenen Land zum Teil ignorieren.

Wie wird man sich diese Reparationen vorzustellen haben?

Es wird sicher nicht zu einer klaren Aufrechnung aller ökonomischen Vorteile kommen, welche die Vereinigten Staaten aus der Sklaverei gezogen haben. Aber ich glaube, dass es eine Form der Anerkennung geben wird, eine offizielle Entschuldigung, und dass diese Entschuldigung verbunden sein wird mit einer Form der finanziellen oder sonstigen Kompensation.

Kann das mehr als eine symbolische Geste sein?

Wohl kaum. Diese Entschuldigung wird nicht dazu führen, dass Texas, Florida und Teile von New Orleans abgetreten werden an eine noch zu gründende schwarze community. Ich glaube auch nicht, dass es zu direkten Zahlungen an die Nachfahren von Sklaven kommen wird. Aber es wird möglicherweise einen Fonds geben, in den die US-Bundesregierung und die Einzelpolitiker einzahlen werden, möglicherweise auch die Erben großer Kapitalvermögen, die in dieser Zeit entstanden sind. Dieser Fonds könnte dann für „schwarze Projekte“ verwendet werden.

Wie stehen die Schwarzen zu dieser Frage?

Die Mehrheit, etwa 55 Prozent der Befragten, unterstützt eventuelle Zahlungen der Regierung an die Nachfahren der Sklaven. Es gibt einflussreiche Politiker wie den früheren Präsidentschaftskandidaten Jesse Jackson, die einen Memorial Slavery Fund befürworten, mit dem man beispielweise ein Slavery Memorial Museum realisieren könnte. Und es gibt eine Minderheit konservativer Afroamerikaner, die sagen: So etwas wie eine offizielle Entschuldigung ist doch kalter Kaffee. Es interessiere sie überhaupt nicht mehr, ob ihr Ur-Urgroßvater Baumwolle gepflückt habe oder nicht. Die sind inzwischen Rechtsanwälte oder Ärzte, und was da früher gewesen ist, seien alte Kamellen. Diese Leute sagen: Wir schaffen den Aufstieg aus eigener Kraft. □

Dr. Norbert Finzsch, 52, ist Mitverfasser einer Geschichte der Schwarzen in Amerika: „Von Berlin nach Baltimore“ (Hamburger Edition). Das Gespräch führten Christoph Kucklick und Jens-Rainer Berg. Eingerichtet wurde es von Michael Schaper.



Allein in Gettysburg, wo sich im Juli 1863 das Kriegsglück zugunsten der Nordstaaten wendet, bleiben 51 000 Tote und Verwundete auf dem Schlachtfeld liegen

Der **Bruderkampf** Nord gegen Süd



Unter der Präsidentschaft des früheren Provinzadvokaten Abraham Lincoln entflamm im April 1861 der blutigste Krieg der amerikanischen Geschichte. Drei Millionen Soldaten ziehen ins Gefecht: der Norden für die Einheit und gegen die Sklaverei, der Süden für seine Unabhängigkeit. Der vier Jahre dauernde Sezessionskrieg kostet 618 000 Menschen das Leben und zerstört das halbe Land. Am Ende aber geht daraus eine neu geformte Nation hervor – die für lange Zeit mit dem Trauma der damals entfesselten Gewalt zu kämpfen hat

Ein grauer Winterhimmel hing über Springfield, der kleinen Hauptstadt des großen Staates Illinois. Es war noch früh am Morgen, doch trotz des kalten Nieselregens hatte sich eine tausendköpfige Menschenmenge am Bahnhof der Great Western Railroad eingefunden. Die Leute drängten sich um den Sonderzug, der dampfend auf dem Gleis stand, und blickten zu dem Mann empor, der jetzt die Plattform am Ende des Zuges bestieg.

Er überragte die Umstehenden um einen Kopf und trug noch dazu einen schwarzen Zylinder, der seine Gestalt ins Groteske verlängerte. Seine Arme schlankerten um ihn herum wie nicht da-zugehörig, doch seine ganze Erscheinung wurde beherrscht von den brennenden dunklen Augen, die tief in ihren Höhlen lagen und dem knochigen Gesicht eine Aura von abgrundiger Melancholie verliehen.

Wer ihn nicht kannte, hätte ihn in seinem schwarzen zerknitterten Anzug für einen Leichenbestatter halten können. Doch die meisten, die an diesem Morgen zu seiner Abreise gekommen waren, kannten ihn seit Jahren. Er war einer von ihnen: Abraham Lincoln – Rechtsanwalt, Notshelfer in allen Wechselfällen des Lebens, unerschrockener Verteidiger der Gestrauchelten, Diener der Gerechtigkeit in einer ungerechten Welt.

In ganz Illinois kannte man seinen Namen, und jetzt kannte ihn die Welt. Der Provinzadvokat schickte sich an, ins Weiße Haus zu ziehen: Im November 1860 war er zum 16. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählt worden. Dieser Zug würde ihn nach Washington bringen. In drei Wochen sollte er das Amt übernehmen.

Er war jetzt 52 Jahre alt, sein volles dunkles Haar noch nicht ergraut. Als junger Bursche war er aus einem gottverlassenen Kaff am Sangamon River nach Springfield gekommen, zu Pferde, seine ganze Habe in zwei Satteltaschen verstaut – ein Mann ohne Geschichte, ohne Geld, ohne ordentliche Schulbildung, aufgewachsen in einer Blockhütte als Sohn eines armen Grenzlandfarmers,

aber ausgestattet mit einem unersättlichen Wissensdurst, einem harten Durchsetzungswillen und einer tiefen politischen Leidenschaft.

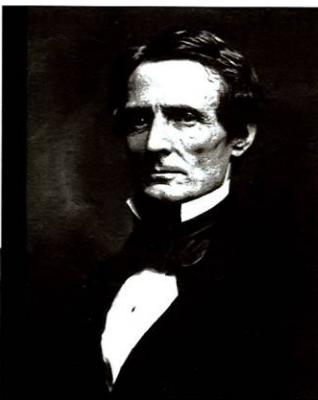
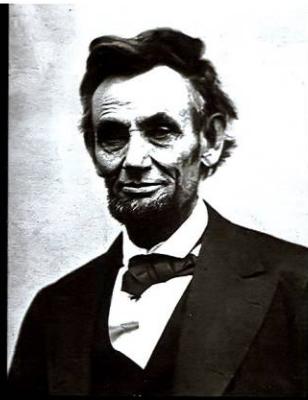
Alles was er war, verdankte er sich selbst. Nie hatte ein Förderer ihm den Weg geebnet. Jahrelang arbeitete er als Gehilfe in einem Kramladen und studierte nachts bei Kerzenlicht die Grundlagen der Staatswissenschaft – Verfassung, Recht, Geschichte. Die Eltern des Mädchens, das er heiraten wollte, verboten dem Nobody das Haus, obwohl er damals schon das Anwaltspatent in der Tasche hatte. Er heiratete seine Mary dennoch und zog mit ihr in ein möbliertes Zimmer.

Jetzt hatte er – zu seiner eigenen Verwunderung – den Gipfel erreicht. Aber es lag kein Glanz über diesem Augenblick. Kein amerikanischer Präsident hatte je unter bedrückenderen Auspizien die Führung der Republik übernommen: Die Vereinigten Staaten befanden sich 85 Jahre nach ihrer Gründung in voller Auflösung, und er, Abraham Lincoln, war der Kristallisierungskern der Krise.

Nicht die „Nation“ hatte ihn gewählt, sondern nur die nördliche Hälfte. Für den Süden war er der Todfeind. In zehn Südstaaten stand sein Name nicht einmal auf den Stimmzetteln. Niemand hätte ihn dort wählen können, selbst wenn er gewollt hätte. Sie hätten diesen Präsidentschaftskandidaten geteert und gefedert, hätte er sich dort unten sehen lassen.

Die Zeitungen des Südens nannten ihn einen Irren, einen Affen, den „Orang Utan von Illinois“, das „größte Arschloch“ der Vereinigten Staaten, „dreckig“, „schurkisch“, einen „Nigger-Freund“, der die weißen Frauen den Schwarzen ausliefern und die Yankees samt ihren Gottlosen Banken und ihrem ausländischen „Lumpenpack“ zu Herren über den freien Süden machen wollte.

Lincolns Wahl war der Funke, der in Jahrzehnten akkumuliertes Hasspotenzial zur Explosion brachte. In den vier Monaten zwischen Wahltag und Amtsumbernahme war das Undenkbare geschehen: Sieben Südstaaten erklärten ihren Austritt aus der Union und schlossen sich zu einem unabhängigen Staatenbund zusammen, den „Confederate States of America“, den Konföderierten



Zwei Anführer, ein Land: Abraham Lincoln, Sohn eines Farmers, hat sich mühsam an die Spitze der Union gekämpft. Der Südstaaten-Präsident Jefferson Davis ist ein Großgrundbesitzer

Staaten von Amerika. Die Republik George Washingtons war zerbrochen.

Dies war die Lage, als Abraham Lincoln am 11. Februar 1861 den Zug nach Washington bestieg. Eine Mischung aus Beklommenheit und trotziger Zuversicht lag über der Menge, die ihn auf dem Bahnhof verabschiedete. Es schien eine Ewigkeit her zu sein, dass sie in einer Novembernacht den Wahlresultaten entgegen fieberten, die der tickende Telegraf ausspuckte. Sie waren sehr stolz auf ihren „Abe“ in dieser Nacht und feierten mit ihm den Sieg: Er war der erste Präsident, der westlich der Appalachen geboren wurde, und dazu der erste Kandidat der Republikanischen Partei, der ins Weiße Haus einzog. Und nun stand das Land vor dem Bürgerkrieg.

Das Wort hing wie ein dunkles Verhängnis in der Luft. Lincoln spürte, dass er etwas sagen musste, ehe dieser Zug losdampfte. Er nahm den Zylinder ab und ließ den Blick über die Gesichter schweifen, die zu ihm aufschauten wie zu einem Retter.

„Liebe Freunde“, sagte er, „niemand kann mein Gefühl der Traurigkeit bei diesem Abschied ermessen. Diesem Ort und diesen Menschen verdanke ich alles. Hier habe ich ein Vierteljahrhundert gelebt. Hier wurden meine Kinder geboren,

und eines ist hier begraben. Ich gehe jetzt fort, und ich weiß nicht, wann und ob ich jemals zurückkommen werde, mit einer Aufgabe vor mir, die schwerer ist als die, die auf George Washington lastete. Ohne den Beistand des Höchsten Wesens kann ich nichts vollbringen, doch mit Seinem Beistand wird es mir nicht misslingen. Lass uns vertrauensvoll hoffen, dass sich alles zum Guten wendet. Ich empfehle euch Seiner Obhut, so wie ich hoffe, dass ihr mich Ihm in euren Gebeten empfehlt – ich sage euch herzlich Lebewohl.“

Mit einem gellenden Pfiff setzte sich der Zug in Bewegung und tauchte in den Regendunst der Prärie ein. Die Passion des Abraham Lincoln hatte begonnen.

DAS ÜBEL, DAS DIE NATION spaltete, war alt – älter als die Vereinigten Staaten selbst. Sein Name war Sklaverei. Die „besondere Institution“, wie sie im offiziellen Sprachgebrauch des Südens hieß, hatte den Staatenbund schon kurz nach seiner Gründung in zwei Zonen geteilt: die „freien“ Staaten des Nordens, in denen Sklaverei verboten war, und die „Sklavenstaaten“ südlich von Pennsylvania, wo sie die Existenzgrundlage der agrarischen Gesellschaftsordnung bildete. Die Verfassung der Union schwieg

sich über das Problem aus: Viele der Gründerväter, an der Spitze Washington und Jefferson, waren selbst wohlhabende Plantagenbesitzer und Sklavenhalter aus dem Süden gewesen.

Im Jahre 1808 war zwar der Import von Sklaven aus Afrika verboten worden, dafür aber nahm die Zahl der im Lande geborenen Leibeigenen ständig zu. Zu Beginn des Bürgerkrieges waren die USA das größte Sklavenhalter-Land der Welt. In den Baumwollstaaten des Südens stellten die schwarzen Leibeigenen mit 3,5 Millionen mehr als ein Drittel der Bevölkerung.

Sie waren allerdings höchst ungleich unter die weißen Herren verteilt: Drei Viertel der weißen Haushalte im Süden besaßen gar keine Sklaven, und das restliche Viertel, mehrheitlich kleine und mittlere Farmer, konnte sich nur wenige Sklaven leisten. Die Masse der schwarzen Leibeigenen „gehörte“ den rund 2200 Großgrundbesitzer-Familien, in deren Händen seit Washingtons Zeiten auch die politische Macht konzentriert war.

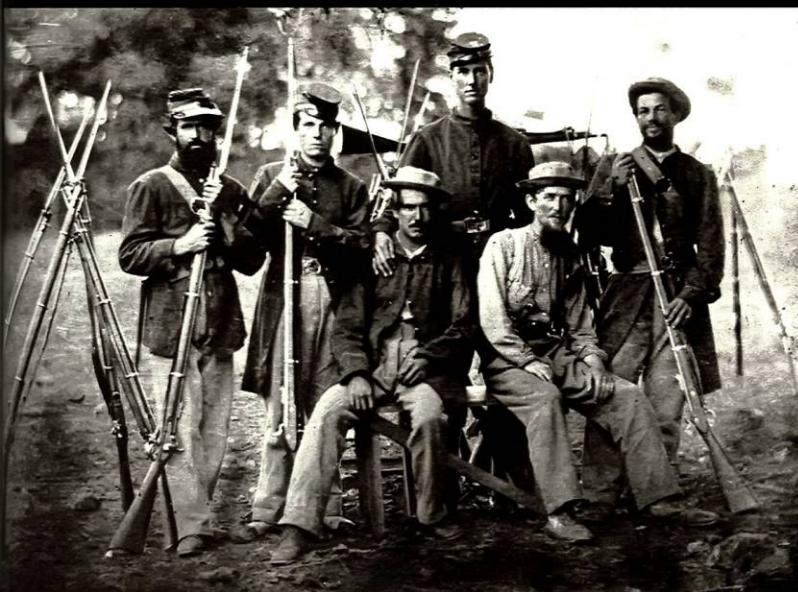
Diese Sklavenhaltergesellschaft stand im krassen Widerspruch zu den ehren Prinzipien der amerikanischen Staatsphilosophie. Denn die Unabhängigkeitserklärung hatte die Gleichheit aller Menschen postuliert. Nirgendwo aber wurde der zentrale Glaubensartikel der amerikanischen Revolution auf so zynische Weise missachtet wie in seinem Geburtsland: Die Schwarzen, soweit sie Sklaven waren, galten nicht als amerikanische Staatsbürger, ja nicht einmal als Menschen im Sinne der Verfassung.

Sie waren „Eigentum“ ohne eigenen Willen, eine bewegliche Sache, die man nach Belieben kaufen und verkaufen konnte, so wie ein Pferd, eine Kuh. Aus diesem Status des „Eigentums“ kam der Sklave sein Leben lang nicht heraus, es sei denn, sein Besitzer ließ ihn „frei“.

Alle amerikanischen Präsidenten waren mit dem Problem konfrontiert, aber auch diejenigen, die die Sklaverei ablehnten, drückten sich um eine Lösung. Denn was würde geschehen, wenn man die Schwarzen tatsächlich freiließe? Was würde aus der Baumwolle werden, was aus den Südstaaten, was aus dem Norden, wohin sich die Flut der Freigelassenen vermutlich ergießen würde?



Die Industrie im Norden versorgt die Soldaten der Unionsarmee (oben) reichlich mit Waffen, Uniformen, Zelten und 600 Tonnen Nahrung pro Tag. Die Freiwilligen der Gegen-seite dagegen (links) ziehen oft ziemlich abgerissen in den Kampf. Jagdgewehre, Messer sowie Pferde bringen viele selbst mit. Und ein eigenes Paar Stiefel erbeuten manche erst in der Schlacht



Die weißen Bürger in New York oder Baltimore hatten in ihrer Mehrheit keineswegs größere Sympathien für die Schwarzen als die Baumwollbarone des Südens. Die Vorstellung einer schwarzen Invasion jagte ihnen Panik ein. Der weiße Industriearbeiter sah im „Nigger“ seinen natürlichen Feind, einen Konkurrenten und Lohndrücker, den man am besten dahin zurückjagte, woher er gekommen war. Auch der freigelassene Schwarze im Norden blieb ein Paria auf der untersten Stufe der Gesellschaft.

Doch 1852 erschien ein Buch, das die Menschen wie ein Blitzschlag traf. Es hieß „Onkel Toms Hütte“ und schilderte das Leben der schwarzen Amerikaner auf den Baumwollplantagen des Südens. Verfasserin war die Weiße Harriet Beecher Stowe, Gattin eines frommen Lehrers, Mutter von sechs Kindern, wohnhaft in Brunswick, Maine, im äußersten Nordosten der Vereinigten Staaten.

Das Buch machte sie über Nacht berühmt. Innerhalb eines Jahres waren in den USA 300 000 Exemplare verkauft, und weder die Autorin noch ihre Leser verstanden den Roman als Literatur, sondern als Kampfschrift, als Aufruf zur Befreiung der Sklaven.

Das Sklavereiproblem war bis dahin eine Sache der Politik gewesen – das Buch ergriff die Herzen. Man konnte es nicht lesen, ohne zu weinen. Plötzlich wusste man, was das war, die Sklaverei: die weißen Menschshinder, die duldsamen Schwarzen, die Misshandlungen, die Rechtlosigkeit, die Ohnmacht und das unerschütterliche Gottvertrauen der Geschundenen.

Das Buch mochte sentimental und kitschig sein und die Realität nur verzerrt widerspiegeln – aber es machte das Sklavereiproblem zur Gewissensfrage. Wie lange wollen wir diese Schande noch ertragen? Das war die Botschaft von „Onkel Toms Hütte“, und sie fand millionenfachen Widerhall.

Im Norden erhielten die militärischen „Abolitionisten“ Zulauf, die für die bedingungslose Freilassung aller Sklaven eintraten und flüchtigen Schwarzen gesetzeswidrig Hilfe leisteten. Eine Todeschwadron unter Führung eines Desperados namens John Brown ermordete Weiße, die öffentlich gegen die Sklaven-

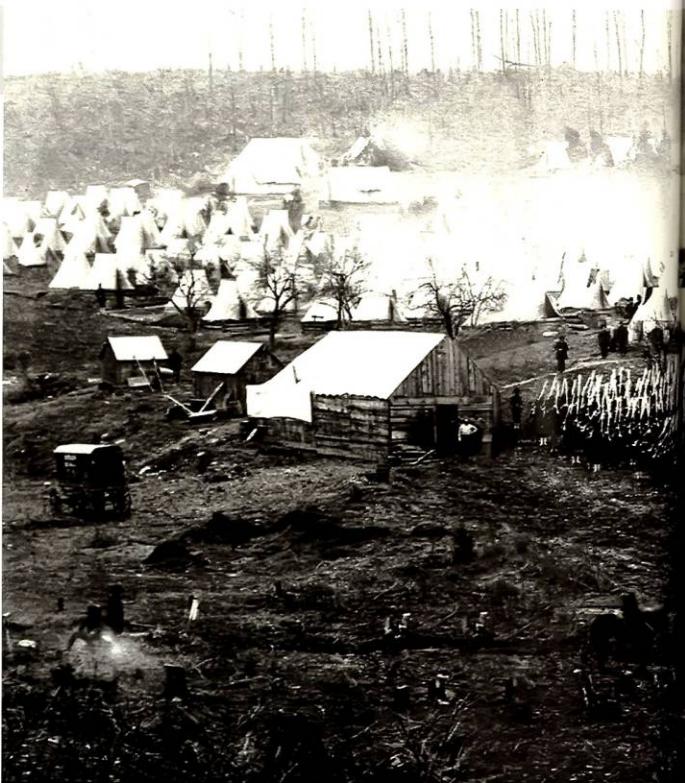
befreiung Stellung nahmen. Die Armee musste eingreifen, um die Bande zu zerstören. John Brown endete am Galgen, aber sein Mythos wurde im Bürgerkrieg von den Unionssoldaten in einem beliebten Lied besungen.

Die Aggressionen schaukelten sich gegenseitig hoch. Der Süden betrachtete die feindselige Agitation des Nordens als Angriff auf das Selbstbestimmungsrecht der Bundesstaaten und drohte unverhohlen mit dem Austritt aus der Union.

Das Thema hing seit langem in der Luft. Rechtlich gesehen waren die USA bei ihrer Gründung 1776 ein freiwilliger Zusammenschluss von 13 eigenständigen Kolonien gewesen, die nach der ersten Verfassung von 1777 als Bundesstaaten ihre Selbstregierung behielten. Warum

sollte jetzt, 1852, einer der inzwischen 31 Mitgliedsstaaten die Föderation nicht verlassen dürfen, wenn seine freigewählten Volksvertreter dies beschlossen? In der Verfassung fand sich jedenfalls nichts, was dem entgegenstand.

Die politischen Realitäten sprachen eher für Trennung als für Einheit. Die „Vereinigten Staaten“ waren alles andere als vereinigt. Nord und Süd lebten in verschiedenen Welten und drifteten immer weiter auseinander. Während der Norden sich in rasanter Entwicklung zur kapitalistischen Industriegesellschaft befand, verharrete der Süden in einer vorindustriellen Ordnung. Sein Lebensrhythmus war geprägt von der patriarchalischen Welt der Baumwollplantagen, von dem wärmeren Klima, von dem weiten Land,



Zwei Millionen Soldaten der Nordstaaten strömen in den Krieg, angetrieben von pathetischen Parolen

in dem es keine großen Städte und kaum Industrie gab.

Die Konfrontation machte sich an der Sklavereifrage fest, aber daneben standen handfeste ökonomische und politische Interessenkonflikte: Der Süden brauchte den Freihandel, weil er mit der Baumwolle gute Geschäfte in Europa mache und damit seine Importe bezahle. Der Norden dagegen war protektionistisch und zog die Zollmauern hoch, um seine Industrie vor europäischer Konkurrenz abzuschütten. Der Norden sah im Süden den Markt der Zukunft, der Süden sah im Norden die Revolution, den Umsturz aller Dinge.

Letztlich ging es um die politische Vorherrschaft in der Union. Seit Washington waren die meisten Präsidenten aus den Sklavenstaaten gekommen und

hatten Schlüsselstellungen im Staatsapparat bis hinauf zum Obersten Gerichtshof mit ihren Leuten besetzt. Eine Klausel in der Verfassung gewährte den Vertretern des Südens im Abgeordnetenhaus mehr Sitze, als ihnen nach der Zahl der weißen Wähler zugestanden hätte, indem man drei Fünftel der völlig rechtlosen Schwarzen hinzurechnete. Politiker im Norden hatten wegen dieser parlamentarischen Bevorzugung immer wieder gemurrt, doch die entscheidenden Kämpfe wurden nun mit Blick auf den Senat ausgetragen, wo jeder Einzelausschuss gleichberechtigt mit zwei Senatoren vertreten war.

Schon 1820 hatte die beginnende Westexpansion einen Kompromiss der beiden Lager nötig gemacht. Der Antrag

Missouris, als Sklavenstaat in die Union aufgenommen zu werden, gefährdete das Gleichgewicht von elf „freien“ und elf Sklavenstaaten. Nach langen Debatten wurde Missouri zwar als Sklavenstaat zugelassen, mit Maine zugleich aber auch ein weiterer „freier“ Staat. Zudem definierte man eine Grenze, über die die Sklaverei nicht in den Norden expandieren sollte (siehe Karte Seite 176). Doch die Balance blieb prekär. Die Südstaater nutzten nach dem Beitritt von Texas ihre zeitweilige Mehrheit im Senat, um Gebiete, die im Krieg gegen Mexiko erobert worden waren, für die Sklaverei offen zu halten. Der Norden reagierte verärgert und prangerte die Dominanz des Südens an.

Zur offenen Kraftprobe kam es 1854, als Kansas und Nebraska Territorien



und manchmal auch durch die Fanfaren eines Musikkorps – wie beim 96th Pennsylvania Regiment



Die Waffen der Union sind denen der Rebellen überlegen: Der Mörser »Dictator« etwa schießt rund vier Kilometer weit. Und auf dem Mississippi lässt die Navy schwimmende Festungen kreuzen

werden sollten. Sollten sie „freie“ oder Sklavenstaaten werden? Die regierenden Demokraten peitschten ein Gesetz durch, das die Entscheidung den Einwohnern überließ. Damit war der alte Kompromiss dahin. Wenn sich Kansas und Nebraska dem Süden anschlossen, könnte der Albtraum der meisten Nordstaater wahr werden: die Ausdehnung der Sklaverei über den Westen der USA. Der sektionale Konflikt wurde nun in

ungeahnter Härte vor Ort ausgetragen. Eine Flut von Sklavenhaltern, Sklaveriegegnern und Abenteurern aus dem benachbarten Missouri ergoss sich in die menschenleeren Gebiete. Kansas versank im Chaos. Mord, Plünderung, Brandstiftung, Terror und Gegenterror waren an der Tagesordnung.

Das politische Klima in den USA erreichte Siedehitzte. In dem Hexenkessel formierte sich eine neue Partei, die der

„Republikaner“. Sie war sklavereifeindlich, industriefreudlich und zentralistisch und repräsentierte damit alles, was der Süden hasste.

Einer ihrer Matadore wurde der Rechtsanwalt Abraham Lincoln aus Springfield, Illinois. Er hatte sich vor Jahren schon einmal in der Politik versucht, saß als Abgeordneter im Parlament seines Heimatstaates und zwei Jahre lang sogar im Repräsentantenhaus in Washington, hatte sich dann aber, abgestoßen von den Niederungen der Politik, aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen.

Nun war er wieder da, leidenschaftlich bewegt von der Berufung, die er in sich spürte, einer der besten Redner der neuen Partei. Er war kein radikaler „Abolitionist“ und kein Südstaatener-Fresser. „Sie sind genau so, wie wir in ihrer Situation wären“, sagte er.

Aber in der Sklavereifrage bezog er klar Stellung: „Vor fast 80 Jahren haben wir verkündet, dass alle Menschen gleich geschaffen sind, und jetzt sind wir so weit gesunken, dass wir sagen: Das Recht Einiger, Andere zu versklaven, ist ein geheiligtes Recht der Selbstregierung. Unser republikanisches Gewand ist befleckt und durch den Dreck gezogen. Lasst es uns weiß waschen und zu den Prinzipien der Gründerväter zurückkehren.“

1860 nominierte ihn die Partei für die Präsidentschaft. Lincolns Wahlkampfthema war die bedrohte Einheit der USA: „Rettet die Union“, stand auf seinen Wahlplakaten. Der Slogan blieb die Leitidee seines Handelns bis zum Ende. Über die Sklavereifrage könne man mit ihm reden, sagte er, über die Einheit der Union nicht.

Als die Urnen am 6. November 1860 geleert wurden, hatte Lincoln mit 40 Prozent der Stimmen gesiegt – kein berauscheinendes Ergebnis. Er schaffte es nur, weil die in sich zerrienen Demokraten mit zwei konkurrierenden Kandidaten ins Rennen gegangen waren. Umso größer war der Hass, der ihm nun entgegenschlug. Überall im Süden wurde seine Puppe vor den Rathäusern verbrannt.

Die Wahl Lincolns, schrieb der „Richmond Whig“ in Virginia, „ist zweifellos das größte Unglück, das dieses Land jemals getroffen hat“.



Im Herbst 1864 sind die Südstaatler bereits auf dem Rückzug: In Atlanta müssen sie ihre mit Palisaden bewehrten Munitionsdepots aufgeben

AM 4. MÄRZ 1861 trat Abraham Lincoln sein Amt an. Seine Inaugurationsrede war ein letzter Appell an den Süden: „In euren Händen, meine unzufriedenen Landsleute, und nicht in meinen, liegt die Frage des Bürgerkrieges. Die Regierung wird euch nicht angreifen. Es wird keinen Krieg geben, es sei denn, ihr selbst seid die Aggressoren.“

Die Konföderierten, berauscht von ihrer neuen Unabhängigkeit, hörten gar

nicht mehr hin. Abraham Lincoln war nicht mehr ihr Präsident, und sie waren nicht mehr seine *fellow citizens*, seine Mitbürger. Noch war kein Schuss gefallen, aber die Lunte brannte schon. Sie zündete in Charleston, South Carolina, dem Ursprungsherd der Sezession.

In der Hafeneinfahrt von Charleston lag ein Sperrfort, Fort Sumter. Dessen Kommandant, Major Anderson, weigerte sich, die Festung den konföderierten

„Rebellen“, wie sie nun genannt wurden, zu übergeben. Die Sezessionisten fuhren schwere Artillerie auf und stellten Anderson am 12. April 1861, kurz nach Mitternacht, ein Ultimatum: Wenn er bis 4 Uhr morgens nicht kapituliert habe, werde das Feuer eröffnet. Anderson lehnte ab. Um 4.30 Uhr krachte die erste Salve in die Festungsmauern.

Anderson hielt 34 Stunden stand, dann streckte er die Waffen. Die Rebellen ge-

währten der Besatzung freien Abzug und erlaubten Anderson, die Fahne mitzunehmen. Dann hissten sie ihr eigenes Banner, die „Stars and Bars“. Die Konföderierten hatten sich endgültig abgespalten, der Bürgerkrieg hatte begonnen.

Ein Siegestaumel ergriff den Süden. Virginia, stolzer Gründerstaat der USA, Heimat George Washingtons, schloss sich den Rebellen an, es folgten Arkansas, North Carolina und Tennessee. Elf Rebellenstaaten standen nun 23 Unionstaaten gegenüber. Regierungssitz der Konföderierten wurde Virginias Hauptstadt Richmond, nur 170 Kilometer von der Unionskapitale Washington entfernt.

Mit dem Abfall Virginias wurde diese über Nacht zur Frontstadt. Vom obersten Stock des Weißen Hauses aus konnte Lincoln die Biwakfeuer der Rebellen am anderen Ufer des Potomac sehen. In der Stadt machte sich Panik breit. Im Bundesdistrikt standen noch keine Truppen, hastig aufgestellte Milizstreifen patrouillierten um das Weiße Haus.

Lincoln behielt die Nerven. Er traf drei Maßnahmen. Erstens: Aufstellung einer Freiwilligen-Armee von 75 000 Mann. Zweitens: Verhängung einer Seeblockade gegen den Süden. Drittens: zeitweilige Suspendierung des Habeas-Corpus-Rechtsgrundsatzen, der jeden Bürger vor willkürlicher Haft schützt.

Dass nun die Exekutive jedermann ohne richterlichen Befehl für unbegrenzte Dauer einsperren konnte, war glatter Verfassungsbruch – wie der Oberste Richter befand. Insgesamt wurden unter dem Dekret im Verlauf des Krieges mehr als 13 000 Personen in Haft genommen, manche nur, weil sie „Hurra für Jeff Davis“ gerufen hatten.

Jefferson Davis war der Präsident der Konföderierten – ein distinguiertes Südstaaten-Aristokrat, der zum politischen Establishment der Vorkriegszeit gehörte. Im Unterschied zu Lincoln verstand er etwas vom Kriegsführen. Er war Berufsoffizier gewesen, im mexikanischen Feldzug zu Ruhm und Ehren gekommen und 1853 Kriegsminister geworden. Er kannte alle höheren Offiziere der Armee und zog viele auf seine Seite, darunter General Robert E. Lee, den Lincolns Oberkommandierender Scott für den besten Mann der Armee hielt.

Lincoln bot Lee den Befehl über die Regierungstruppen an, aber Lee, der einer der ältesten Familien Virginias angehörte, lehnte ab. „Ich kann meine Hand nicht gegen mein Geburtsland, mein Heim und meine Kinder erheben“, schrieb er einem Freund auf der anderen Seite und fügte hinzu: „Was immer das Ergebnis dieser Konfrontation auch sein mag, ich sehe eine schreckliche Prüfung für unser Land voraus, eine notwendige Sühne für unsere Sünden als Nation.“

Lee übernahm das Kommando über die Rebellenarmee. Er wurde die dominierende militärische Figur dieses Bürgerkrieges.

KEINE DER BEIDEN SEITEN war für einen großen Konflikt gerüstet. Die U.S. Army zählte 1860 knapp 16 000 Mann, von denen die meisten in den Grenzforts des Wilden Westens stationiert waren. Die Bewaffnung war veraltet und lag weit unter den europäischen Standards. Das Gros des Offizierskorps hatte keine Felderfahrung, abgesehen von den Scharfmützeln mit den Indianern. Von zeitgemäßer Taktik und Truppenführung konnte keine Rede sein. Zu Beginn des Krieges ging man aufeinander los wie zu Napoleons Zeiten – in Linie, aufrecht, ohne Deckung, der feindlichen Artillerie schutzlos preisgegeben: Die Hauptwaffe war das Bajonett. Der Feind wurde im Nahkampf niedergemacht.

Niemand rechnete mit einem langen Krieg. Die „freien“ Staaten zählten 22 Millionen Einwohner, die Rebellenstaaten neun Millionen, davon mehr als ein Drittel Schwarze, die als Soldaten ausfielen. Dazu lag das Gros der Rüstungsindustrie im Norden. Der Süden würde nach drei Monaten am Ende sein.

Doch der Norden, einschließlich des Präsidenten, unterschätzte die Kampfmalor des Gegners. Sie war der anderen Seite deutlich überlegen. Viele Yankees waren nur mit halbem Herzen dabei – was gingen die Schwarzen in Alabama sie an?

Die Südstaatler dagegen verteidigten ihren Heimatstaat, ihre Familien, ihre Lebensform und ihr Recht auf Unabhängigkeit. Dies verlieh ihnen, über die enormen Klassenunterschiede hinweg,

ein starkes Identitäts- und Solidaritätsgefühl.

IM SOMMER 1861 war Lincolns Freiwilligen-Armee aufgestellt, ein abenteuerlicher Haufen hastig ausgebildeter Milizionäre. Ihr Kommandeur, General McDowell, warnte den Präsidenten, damit loszuschlagen: „Das ist noch keine Armee, das sind Grünschnäbel.“ Darauf Lincoln: „Die anderen sind auch Grünschnäbel, ihr seid beide gleich.“

Der Präsident wollte einen Sieg, hier und jetzt. Man musste kurzen Prozess machen. Richmond einnehmen, Jeff Davis und seine ganze Bande verhaften, dann wäre es aus mit der Rebellion.

Und so traten 30 000* Mann in neuen blauen Uniformen den Marsch nach Richmond an. Ein Tross von Journalisten, Kongressabgeordneten und gewöhnlichen Neugierigen folgte dem Heerwurm. Die Damen hatten Picknickkörbe und Champagner mitgebracht. Man wollte einen richtigen Krieg erleben.

Es wurde ein blutiger Ausflug. Einen Tagesmarsch von Washington entfernt, an einem Flüsschen namens Bull Run, standen Lees Truppen in den grauen Uniformen der Konföderierten. Die Blauen warfen die Rebellen im ersten Ansturm zurück, aber dann traten die Grauen zum Gegenangriff an. Zum ersten Mal stürmten sie mit dem *rebel yell*, einem lang gezogenen gellenden Schrei, gegen die Front der Nordstaater. Die Schlacht endete in einem Desaster, der Rückzug der Blauen schlug in wilde Flucht um. 5000 Tote und Verwundete waren die Bilanz der dilettantischen Operation.

Nach dieser Ouvertüre war allen klar, dass der Krieg länger als drei Monate dauern würde. Es wurde der blutigste der amerikanischen Geschichte. Er forderte 618 000 Todesopfer – mehr als alle anderen Kriege, die Amerika bis heute geführt hat, zusammengekommen.

Erstmals wurden die technischen Errungenschaften des Industriezeitalters systematisch in einem Krieg eingesetzt. Der Telegraf revolutionierte das Meldesystem, die Eisenbahn transportierte ganze Armeen von einer Front zur anderen. Beide Seiten bauten Panzerschiffe –

*Zahlen über Truppenstärken und Verluste beruhen meist auf Schätzungen.

unförmige Kolosse, die sich erbitterte Schlachten lieferten. Die Konföderierten konstruierten das erste U-Boot, das allerdings beim ersten Einsatz verloren ging.

Nach dem Desaster von Bull Run rütteten beide Seiten auf. Lincoln ließ 187 000 Freiwillige anwerben und verlängerte die Dienstverpflichtung von drei Monaten auf drei Jahre. Als auch dies nicht ausreichte, führte er, ebenso wie sein Gegenspieler Davis, die allgemeine Wehrpflicht ein. Am Ende waren drei Millionen Mann durch den Krieg gegangen. Jeder Dritte wurde getötet oder verwundet.

Ein Jahr nach Kriegsbeginn konnte Lincoln endlich einen Sieg verbuchen: New Orleans wurde von See her erobert. Damit kontrollierte die Unionsarmee die

Mississippi-Mündung und eröffnete eine zweite Front.

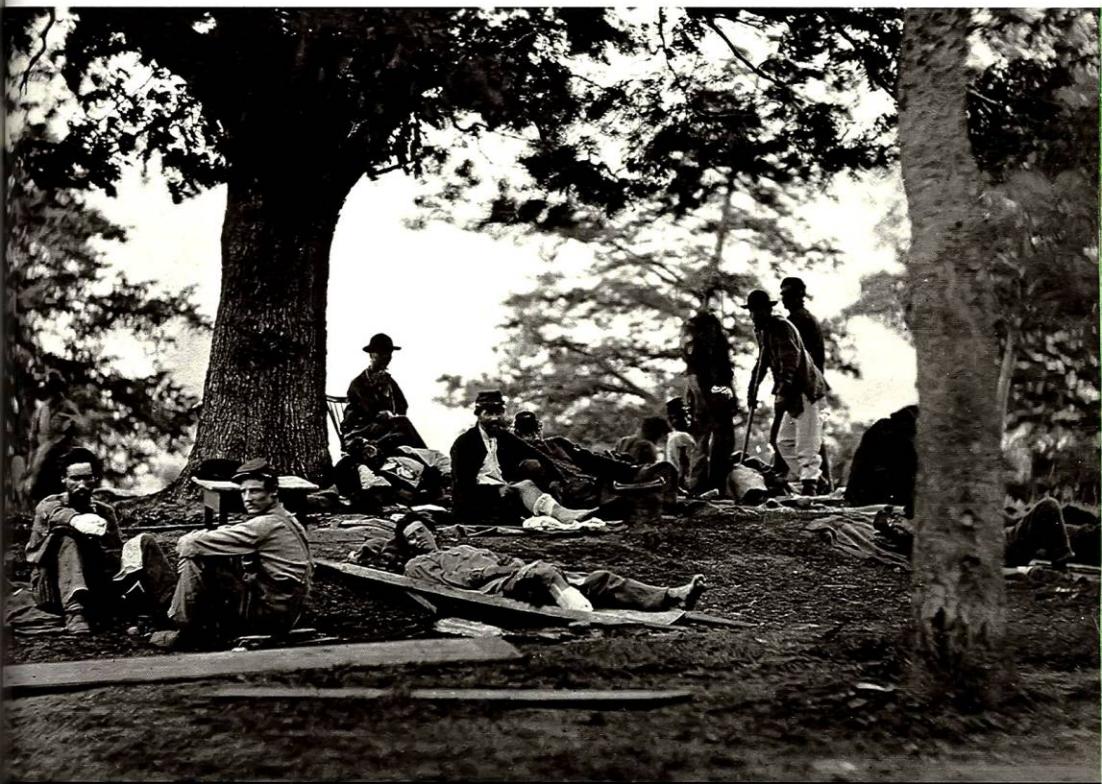
Hauptkriegsschauplatz blieb jedoch Virginia, das Scharnier zwischen Nord und Süd. Lee ließ erstmals befestigte Stellungen mit Schützengräben und Erdbunkern anlegen. Die Konföderierten befanden sich in der besseren strategischen Lage: Sie mussten nur den Status quo halten, um zu siegen. Der Norden war dagegen zu einem Eroberungskrieg verurteilt. Er musste den gesamten Süden besetzen, um sein Kriegsziel, die Wiederherstellung der Union, zu erreichen. Die Rebellion musste bis auf den Grund ausgerottet werden – das machte diesen Krieg so tollwütig.

Die Namen der Schlachten sind Synonyme grauenhafter Blutbäder, die meis-

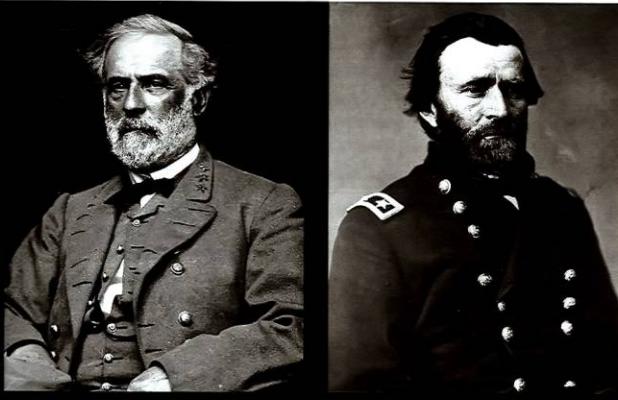
ten davon in Virginia: Antietam (23 000 Tote und Verwundete), Fredericksburg (15 500), Chancellorsville (22 000), Spotsylvania (25 000).

Mit fortschreitendem Krieg mehrten sich in England und Frankreich die Stimmen für eine Anerkennung der Konföderierten. Wenn der Süden noch eine Weile durchhielt, würde der Schritt nicht zu vermeiden sein. Lincoln brauchte dringend einen Erfolg, um die diplomatische Katastrophe zu verhindern.

Bisher war sein erstes Kriegsziel die Wiederherstellung der Union. In der Sklavereifrage hielt er sich zurück, um den Widerstand des Südens nicht noch zu verstärken. Inzwischen beherrschten jedoch die radikalen „Abolitionisten“ den Kongress und kritisierten den Präsi-



Noch auf dem Feld werden die Verwundeten versorgt: Die 500 Lazarette des Landes sind in den letzten Kriegsjahren hoffnungslos überfüllt



Kaltblütige Strategen: General Ulysses S. Grant [r.] steigt zum Heeresführer der Union auf – und bezwingt am 9. April 1865 seinen Gegner im Süden: Robert E. Lee

denten wegen seiner zögerlichen Haltung. Um sie ruhig zu stellen, verkündete Lincoln am 22. September 1862 als neues Kriegsziel die bedingungslose Aufhebung der Sklaverei. Ab 1. Januar 1863 seien alle Schwarzen in den Rebellenstaaten als „frei“ zu betrachten.

Um der neuen Gleichberechtigung der Schwarzen sichtbaren Ausdruck zu geben, stellte die Armee ab 1863 schwarze Freiwilligenregimenter auf. Die kampfunferahnenen Truppen schlügten sich tapfer, erlitten aber schwere Verluste, wie das 54. Massachusetts-Bataillon, das beim Sturm auf Fort Wagner in South Carolina dezimiert wurde.

Das Emmanzipationsdekret wurde in London und Paris wohlwollend aufgenommen. Die europäischen Großmächte schwenken auf die Linie der Union ein. Die Konföderierten waren nun weltweit isoliert. Ihre Sache war verloren, doch sie dachten nicht daran aufzugeben. Der Krieg ging weiter, verbissener denn je.

Der Unionssoldat Theodor Heinrich Brandes, ein Auswanderer aus dem Münsterland, der an der Westfront bei Vicksburg lag, schilderte den Kriegsalltag in den Feldpostbriefen an seine Frau:

„Es ist nicht zu beschreiben, was für ein elendiges Leben wir führen müssen. Ich habe in vier Wochen keine drei Näch-

te geschlafen. Von Frost und Kälte werden wir alle krank. Wir sind alle so abgemagert, dass wir kaum mehr gehen können. Wir sehen alle aus wie Schatten an der Wand. Das Wasser, das man trinken muss, saufen nicht mal die Schweine bei uns“ (Januar 1863).

„Seit wir von Memphis fort sind, sind über 5000 von der Westarmee gestorben, ohne die in den zwei Schlachten Gestorbenen, das sind gewiss auch 5000. So müssen wir alle sterben. Gott erbarm sich über das arme Land Amerika“ (Februar/März 1863).

„War 8 Stunden in heftigem Kampfe. Wir wurden niedergeschossen, als wenn man Gras mährt. Aber keine Kugel hat mich getroffen. Es sind viele von unserem Regiment gefallen“ (Juni 1863).

„Das Camp, wo ich jetzt bin, da sind lauter Verwundete und Kranke, und ich bleibe da, bis ich wieder gesund bin. Für ganz Amerika gehe ich nicht wieder bei die Soldaten. Alle, die noch am Leben sind, bitte ich: Schreiben Sie mir noch einen Brief“ (Juni 1863).

Der Unionssoldat Brandes hat seine Frau nicht wiedergesehen. Er starb zwei Wochen nach seinem letzten Brief.

GENERAL LEE VERSUCHTE, das Blatt noch einmal zu wenden. Er wollte den Krieg,

der sich bisher auf dem Territorium der Südstaaten abgespielt hatte, in das Hinterland des Feindes tragen. Im Juni 1863 startete er eine Großoffensive und marschierte in Pennsylvania ein.

Bei Gettysburg, gut 100 Kilometer nördlich von Washington, kam es zur Entscheidungsschlacht. 90 000 Soldaten aus dem Norden standen 75 000 Südstaatler gegenüber. Das Gemetzel dauerte drei Tage, dann war Lee, der Unbesiegbare, geschlagen. Er verlor mehr als ein Drittel seiner Armee: 28 000 Tote und Verwundete, die Unionsarmee mit 23 000 Opfern nicht viel weniger.

Noch im selben Jahr weihte Lincoln einen Heldenfriedhof auf dem Schlachtfeld als Gedenkstätte ein. In seiner Rede, die seither jedes amerikanische Schulkind kennt, gelobte er, „diese Nation mit Gottes Hilfe wieder zu einem Hort der Freiheit zu machen und zu verhindern, dass die Herrschaft des Volkes, durch das Volk und für das Volk von der Erde verschwindet“. Genau dies war freilich auch das Glaubensbekenntnis des Südens.

Nach Gettysburg begann der Stern des Südens zu sinken. Aber noch immer lagen fast zwei Jahre Krieg vor dem gequälten Land. Sie wurden zum Duell zwischen zwei gleichrangigen Heerführern, den Generälen Lee und Grant.

Ulysses S. Grant, 15 Jahre jünger als Lee, hatte eine wechselvolle Laufbahn hinter sich. Wegen Trunksucht und anderer Disziplinlosigkeiten hatte er als junger Offizier den Dienst quittieren müssen. Danach schlug er sich, mehr schlecht als recht, mit verschiedenen Unternehmungen durch. Als der Krieg ausbrach, meldete er sich wieder zur Armee.

Die konnte jeden Mann gebrauchen und schickte Grant an die Mississippi-Front, wo er sich als kaltblütiger Truppenführer bewährte und schnell zum General aufstieg. Mit seinem Gegner Lee teilte er die Skrupellosigkeit, mit der er seine Leute ins Feuer schickte – beide verheizten Zehntausende von Soldaten in oft sinnlosen Schlachten.

Im Juli 1863 eroberte Grant nach sechswöchiger Belagerung das hart umkämpfte Vicksburg am Mississippi. Damit war er der neue Held der Unionsarmee. Er gewann das Vertrauen des



Monatelang attackieren Rebellen fast täglich das Yankee-Fort Sedgewick bei Petersburg, Virginia – und hinterlassen eine Spur der Verwüstung.

Präsidenten. Lincoln übertrug ihm den Oberbefehl.

Grant suchte die Entscheidung an der Virginia-Front. Viermal stürmte er gegen Lees Stellungen, viermal wurde er zurückgeworfen. Im Juni 1864 erlitten die Unionssoldaten eine verheerende Niederlage: 60 000 Mann schickte Grant zum Sturmangriff auf die verbarrikadierten Schützengräben Lees, doch sie wurden aus nächster Nähe von Artillerie und Infanterie niederkartätscht und buchstäblich zersiebt. Innerhalb von acht Minuten sollen mehr als 5000 Mann gefallen sein. „Die Erde schien zu kochen unter den pausenlosen Einschlägen, die den Sand in Geysiren emporschleuderten“, berichtete ein Überlebender.

Anschließend stieß Lee in einer letzten großen Kraftanstrengung noch einmal nach Washington vor. Er kam bis auf acht Kilometer an die Hauptstadt heran. Lincoln fuhr an die Front, um dem Feind

ins Auge zu sehen. Den Zylinder auf dem Kopf, verfolgte er den Schusswechsel über die Schützengräben. Der Frontbesuch stärkte seine Entschlossenheit: „Wir werden weitermachen bis zum Sieg, auch wenn wir dazu noch einmal drei Jahre brauchen.“

Die Schlussphase des Krieges war kein Ruhmesblatt für die Armee der Union. Grant wollte den Gegner im Rücken angreifen und von Süden her aufrollen. Das Kommando über die Operation übertrug er General William T. Sherman. Dessen Name überschattet den Sieg des Nordens bis heute.

Sherman sah sich als Racheengel des Nordens. Sein Feldzug war kein Krieg mehr, sondern eine barbarische Strafexpedition gegen eine wehrlose Zivilbevölkerung. Sein erstes Opfer war Atlanta, die Hauptstadt Georgias, die er sieben Wochen lang belagerte. Vor seinem Weitemarsch befahl Sherman die Evaku-

ierung der verbliebenen Einwohner. Dann ließ er die Stadt niederbrennen.

Sherman setzte danach seine 60 000 Mann in Marsch – quer durch Georgia bis zum Atlantik. Feindliche Truppen gab es hier kaum mehr. Der „Feldzug“ hatte keinen anderen Sinn, als Terror zu verbreiten. Sherman teilte seine Armee in zwei parallel marschierende Heeresgruppen, die eine 100 Kilometer breite Schneise der Verwüstung hinterließen.

Alles, „was dem Feind dienen könnte“, wurde vernichtet. Sämtliche Eisenbahnstrecken, einschließlich der Bahnhöfe, wurden zerstört, die Lokomotiven gesprengt. Nicht die kleinste Werkstatt entging der Vernichtung. Den Truppen war die Beute zur Plünderung freigegeben. Sie verwüsteten die Hütten der Schwarzen wie die Herrensitze der Weißen.

„So weit das Auge reichte“, schrieb eine Augenzeugin, „war der Himmel von den Flammen brennender Häuser er-

hellt. Von der Veranda aus konnte ich über zwei, drei Meilen zusehen, wie sich die Yankees näherten. Ich konnte (an den Flammen) erkennen, wenn sie das Haus dieses oder jenes Freundes erreichten.“

Der Schreckensruf „Die Yankees kommen!“ pflanzte sich entlang der 700 Kilometer langen Strecke bis zum Atlantik fort, und von dort weiter, die Küste hinauf bis South Carolina, wo die Rebellion begonnen hatte. „Wenn ich durch South Carolina komme“, sagte Sherman, „wird es eine der schrecklichsten Sachen der Weltgeschichte werden. Nicht einmal der Teufel wird meine Leute brennen können.“ Der General hielt Wort. Georgia war nichts gegen South Carolina. Kein Haus wurde verschont. Über die Ruinen senkte sich die Stille des Todes.

WÄHREND SHERMAN den Süden verwüstete, stellte sich Lincoln im November 1864 zur Wiederwahl – und gewann. Die Opposition und beträchtliche Teile seiner eigenen Partei drängten auf Friedensverhandlungen, aber Lincoln blieb unbeugsam. Eine Verhandlungsdelegation der Konföderierten musste unverrichteter Dinge nach Richmond zurückkehren.

Ende März 1865 kesselte Grant seinen Gegner Lee im Osten Virginias ein. Das Ende war abzusehen. Lincoln wollte dabei sein. Grant lud ihn in sein Hauptquartier am James River ein. Der Präsident kam in Begleitung seiner Frau und seines jüngsten Sohnes mit einem Flussdampfer herunter und mache von Bord aus Frontbesuche. Am 3. April wurde ihm gemeldet, dass Lee sich aus Richmond zurückgezogen habe und Grant in die Rebellenhauptstadt einmarschiert sei. Lincoln war bewegt: Richmond gefallen – das musste er sehen.

Dunkle Rauchwolken standen über der Stadt, als der Präsident mit einem Kanonenboot eintraf. Hunderte von Schwarzen umringten ihn, als er aussieg, sangen „Glory halleluja“, fielen vor ihm auf die Knie und versuchten, ihm die Hände zu küssen. Peinlich berührt hob der Präsident die Leute auf und erklärte ihnen, dass man nur vor Gott knien dürfe.

Nirgendwo war ein weißes Gesicht zu sehen. Grant hatte eine Ausgangssperre über die Rebellenhauptstadt verhängt. Verängstigt standen die Menschen hinter

den geschlossenen Fenstern ihrer Häuser und spähten stumm nach draußen.

Der Präsident ließ sich zum Regierungsbau führen, über dem jetzt wieder die „Stars and Stripes“ wehten. Er ging durch die verlassenen Amtsräume und setzte sich schließlich an den Schreibtisch von Jefferson Davis. Vier Jahre lang hatte ihm der Präsident der Konföderierten die Stirn geboten, jetzt war er auf der Flucht, irgendwo in den Wäldern. Das Duell war zu Ende. Er, Abraham Lincoln, hatte gewonnen – aber um welchen Preis.

Der Präsident sah blass und erschöpft aus, als er wieder auf die Straße trat. Ihm blieben noch zwölf Tage zu leben.

General Lee verbrachte die letzte Nacht des Krieges mit seinen Offizieren am Lagerfeuer. Grant hatte ihn 170 Kilometer westlich von Richmond mit 115 000 Mann umzingelt. An Ausbruch war nicht zu denken. Die Truppe war am Ende ihrer Kräfte, die Munition verbraucht. Gegen Mittag des 9. April schickte der Oberbefehlshaber einen Parlamentär mit einem weißen Handtuch über die Linien zu Grant: Er war bereit, die Waffen zu strecken.

Die Kapitulation wurde in einem abgelegenen Landhaus vollzogen. Lee hatte seine beste Uniform angezogen und einen Degen umgeschnallt. Grant, dem militärisches Brimborium nicht lag, kam eine halbe Stunde später, in einem zerknautschten Waffenrock, Hose und Stiefel lehmverschmiert.

Die Gegner begrüßten sich mit Handschlag. Vor Jahrzehnten hatten sie beide in Mexiko gekämpft. Ob er sich erinnere, fragte Grant. Natürlich, antwortete Lee. Fast wären sie ins Plaudern gekommen. Ein Adjutant fertigte die Kapitulationskarte aus.

Grant, der vier Jahre später zum 18. Präsidenten der USA gewählt wurde, erwies sich als großmütiger Sieger. Die Offiziere der Konföderierten konnten ihre Waffen und Pferde behalten, die Mannschaften unbefleckt nach Hause gehen. Ob die Leute etwas zu essen hätten, fragte Grant. Nein, sagte Lee. Dann werde er ihm 25 000 Tagesrationen schicken, sagte Grant – für jeden Mann eine. Sie gaben sich noch einmal die Hand, dann stieg Lee auf sein Pferd und ritt zurück.

Lees Soldaten standen Spalier, als der General ins Lager zurückkehrte, mit verhängten Zügen, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Sie hatten vor, ihren Feldherrn mit Hochrufen zu empfangen, aber die Stimmen versagten ihnen. Tränen ließen ihnen über das Gesicht. „Bärtige Männer“, erzählte ein Offizier, „warf en sich zu Boden, bedeckten das Gesicht mit den Händen und weinten wie Kinder.“

„Jungs“, sagte Lee, „ich habe getan, was ich tun konnte. Geht jetzt nach Hause, und wenn ihr so gute Bürger werdet, wie ihr Soldaten wart, wird es euch gut gehen. Ich werde immer stolz auf euch sein. Gott segne euch.“ Dann trat er in sein Zelt. Der Krieg war aus.

Nein, der Krieg war nicht aus, nur die Kanonen schwiegen. Der Hass lag wie ein erdrückender Panzer über dem Land. Vor dem Krieg hatte eine unsichtbare Wand zwischen den beiden Amerikas gestanden, jetzt trennte sie ein Wall von 618 000 Toten.

500 BÖLLERSCHÜSSE MELDETEN den Einwohnern Washingtons am Morgen des 10. April 1865 den Sieg der gerechten Sache. Ein Freudentaumel erfasste die Stadt. Tausende versammelten sich vor dem Weißen Haus und riefen nach dem Präsidenten. Lincoln befand sich in seltsam abwesender Verfassung. Er erschien nur kurz, und es gab in dieser Stunde des Sieges keine mitreißende Rede, die dem historischen Moment Ausdruck verliehen hätte, kein pathetisches Wort, das sich in Stein meißeln ließe.

Der Präsident war gezeichnet von der zermürbenden Last dieser vier Jahre. Sein Gesicht war noch kantiger geworden, die Augen lagen noch tiefer in den Höhlen. Seit er in das Weiße Haus eingezogen war, hatte er nur Krieg gekannt, und jetzt, da der äußere Feind besiegt war, stand ihm ein neuer Kampf an der inneren Front bevor, und es war fraglich, ob er ihn gewinnen würde.

Lincoln wollte einen Versöhnungsfrieden mit dem Süden. Die Einzelstaaten sollten die Chance bekommen, ihre Autonomie zu behalten und selbst entscheiden, ob die Schwarzen das Wahlrecht bekommen sollten. Dagegen lechzte eine zunehmende Mehrheit im

Kongress nach Rache und forderte die gnadenlose Bestrafung der Rebellen. Die Feindstaaten sollten unter Militärverwaltung gestellt werden. Die Schwarzen sollten das Stimmrecht erhalten, während es allen Weißen, die die Rebellion mitgemacht hatten, aberkannt werden sollte – wie einige forderten. Auch die Falken im Kabinett, wo Kriegsminister Edwin Stanton den Ton angab, waren für einen Straffrieden. Der Präsident stand mit der Vision einer Versöhnung fast allein da.

Er war all dessen unendlich müde. Er hatte Todesahnungen. Er erzählte seiner Frau von einem Albtraum: Er war allein im Weißen Haus und hörte unterdrücktes Schluchzen, ohne Menschen zu sehen. Er ging den Seufzern nach und kam zu einem Raum, wo ein Toter aufgebahrt

lag. Er trat heran und sah, dass er selbst es war, der da lag.

Am Tag nach der Siegesfeier war eine Rede des Präsidenten vom Balkon des Weißen Hauses angesagt. In seltsamer Verkennung der Situation hielt er den Leuten einen trockenen Vortrag über seine künftige Politik. Für den Senat wäre es die richtige Rede gewesen, aber die feiernden Menschen erwarteten etwas anderes – einen Fanfarenstoß, einen Gefühlsausbruch, eine Danksagung. Viele wandten sich enttäuscht ab und gingen, noch ehe er geendet hatte.

Unter denen, die bis zum Schluss blieben, war sein Mörder. Der Schauspieler John Wilkes Booth, ein adretter junger Mann von 26 Jahren. Er hörte dem Präsidenten aufmerksam zu. „Er meint Staats-

bürgerschaft für den Nigger“, sagte er zu seinem Begleiter, „aber dies ist die letzte Rede gewesen, die er gehalten hat.“

Der adrette junge Mann meinte es ernst. Wenn es so etwas wie ein Werkzeug kollektiven Hasses gibt, dann war John Wilkes Booth dieses Werkzeug.

Booth war ein aufstrebender Star der Theaterszene. Sein Vater und einer seiner Brüder waren berühmte Schauspieler, er selbst bereits ein Publikumsliebling, der 20 000 Dollar im Jahr verdiente. Auch Lincoln hatte ihn schon auf der Bühne gesehen. Politisch stand der Shakespeare-Darsteller mit glühender Leidenschaft auf Seiten des Südens. Sein ganzer Hass galt dem Mann im Weißen Haus, in dem er, wie viele andere auch, die Ursache für das Unglück Amerikas



Einzelne Scharfschützen sollen den Rückzug der Südstaaten sichern. Nur wenige kehren von solchen Einsätzen zurück



Den Krieg steht Abraham Lincoln durch, den Frieden erlebt er nur eine Woche:
Am 14. April 1865 verübt der Schauspieler John W. Booth ein Attentat auf den Präsidenten

sah – eine Inkarnation des Bösen, die vernichtet werden müsse. Bereits im Herbst 1864 hatte Booth einige Mitverschwörer um sich gesammelt. Ein Versuch, den Präsidenten zu entführen, war fehlgeschlagen, und nun war er entschlossen, Lincoln auszuschalten.

Am Morgen des 14. April 1865 – Karfreitag – kam Booth wie immer ins Theater, um seine Post abzuholen. Beim morgendlichen Schwatz erfuhr er, dass der Präsident und seine Frau an diesem Abend in die Vorstellung kommen würden. Auf dem Programm stand ein englisches Boulevardstück, man durfte ja nur endlich wieder lachen. Für Booth war die Nachricht ein Fingerzeig Gottes. Er musste handeln. In aller Eile versammelte er die kleine Gruppe der Verschwörer und teilte jedem seine Aufgabe zu.

Zu dieser Stunde tagte Lincoln mit dem Kabinett im Weißen Haus. Als der Kriegsminister abermals die Unterstellung der Feindstaaten unter sein Ministerium forderte, erhob Lincoln überraschenderweise keinen Widerspruch mehr. „Vielleicht bin ich zu voreilig mit meinem Verlangen (nach Versöhnung) gewesen“, sagte er. Aber er wünschte keine „blutige Sache“ – „keine Kriegsgerichte, keine Galgen, keine Erschießungskommandos“. Die Verantwortli-

chen sollten lieber „aus dem Land grau“ werden.

„Öffnet die Tore, zieht die Schranken hoch, scheucht sie raus“, sagte der Präsident, indem er mit den Händen wedelte, so wie man Hühner wegjagt. Damit war die Kabinettsitzung beendet.

Als Stanton sich verabschiedete, warnte er den Präsidenten dringend vor dem geplanten Theaterbesuch. Die Sicherheitslage sei äußerst kritisch. Attentatsgerüchte schwirrten durch die Luft. Auch Mary Lincoln wollte lieber zu Hause bleiben, weil sie Kopfschmerzen hatte. Aber der Präsident wollte nicht kneifen. Die Zeitungen hatten seinen Besuch angekündigt, er konnte die Leute jetzt nicht enttäuschen.

Die Vorstellung hatte schon begonnen, als Lincoln mit seiner Frau im „Ford's Theatre“ eintraf. Das Publikum erhob sich zu einer *standing ovation*, und das Orchester intonierte „Hail to the Chief“. Booth ließ sich Zeit. Er kannte das Stück und wusste, wann die Leute am angespanntesten auf die Bühne schauen würden.

Gegen 22 Uhr, während des dritten Aktes, betrat er das Theater, bewaffnet mit Revolver und Dolch. Er war zu Pferde gekommen. Er lief die Treppe hinauf zum Rang. Der Stuhl vor der Präsiden-

tenloge war leer, der gelangweilte Sicherheitsbeamte hatte seinen Platz verlassen – wieder ein Fingerzeig Gottes.

Booth betrat die Loge und zog die Tür hinter sich zu. Mary Lincoln hatte die Hand auf den Arm ihres Mannes gelegt. Neben dem Präsidentenpaar saß ein Major mit seiner Begleiterin. Booth richtete den Revolver auf den Hinterkopf des Präsidenten und drückte ab. Lincoln sank lautlos nach vorn. Der Major sprang auf. Booth stieß ihm das Messer in den Arm.

Mit einem Riesensatz sprang er über die Brüstung auf die Bühne, kam hart auf, brach sich das linke Schienbein, schrie etwas Unverständliches, was manchen hinterher so klang wie „Der Süden ist gerächt“, und verschwand humpelnd hinter der Kulisse. Am Bühnenausgang bestieg er sein Pferd und galoppierte davon.

Im Theater brach Panik aus. Lincoln lag ohne Bewusstsein in den Armen seiner Frau. Man schleppte ihn über die Straße in eine billige Absteige gegenüber. Mary Lincoln und ihr ältester Sohn wachten die Nacht hindurch, während der Kriegsminister von einem Nebenzimmer aus eine Großfahndung einleitete. Die Ärzte konnten nichts mehr tun. Am Morgen, um 7.22 Uhr, hörte das Herz des Präsidenten auf zu schlagen. Es war Ostersonntag, der 15. April 1865.

LINCOLNS LETZTE REISE wurde zur größten Trauerkundgebung, die das Land je erlebte. Ein Sonderzug mit flatternden Fahnen fuhr den Toten durch die Staaten des Nordens, über eine 2600 Kilometer lange Strecke bis Springfield, Illinois, wo seine alten Freunde ihn erwarteten. Die Fahrt dauerte 14 Tage.

Bei jedem Halt wurde der Sarg aufs Neue aufgebahrt. Sieben Millionen Menschen erwiesen Lincoln die letzte Ehre. Sie hatten ihn zu Lebzeiten nicht geliebt, hatten ihn hinterwäldlerisch und diktatorisch, inkompotent und animos genannt. Doch nun war alles anders. Das Land war schockiert, beschämmt, schuldbewusst – und rachedurstig.

Lincolns Versöhnungspolitik wurde mit ihm begraben – auch wenn sein Nachfolger, Vizepräsident Andrew Johnson, zunächst versuchte, sie forzuzusetzen. Doch der mächtige Kriegsminis-

***26.3.1956**

***25.2.2002**





1865 liegt Richmond, die Hauptstadt der Konföderierten, in Trümmern. Viele Jahre lang bleibt der Süden ruiniert, besetzt und machtlos

ter Stanton glaubte bei dem Mord an eine weit verzweigte Verschwörung des Südens und wollte Exempel statuieren. Booth wurde zwölf Tage nach der Tat in einem Tabakschuppen in Virginia aufgespürt und bei der Festnahme erschossen. Man trieb acht Mitverschwörer auf und stellte sie vor ein Militärgericht. Vier der Angeklagten wurden zum Tode verurteilt und gehängt.

Jefferson Davis, der Präsident der Konföderierten, wurde in Georgia verhaftet. Man brachte ihn auf die Festung Monroe in Virginia, legte ihm Fußketten an und spererte ihn in eine feuchte Käsematte. Er sollte wegen Hochverrats angeklagt werden, doch der Prozess fand nie statt, weil man fürchtete, Völkerrechtler könnten die Sezession der Südstaaten für legal erklären. Nach zwei Jahren wurde Davis entlassen.

Der Kriegsminister hätte am liebsten auch General Lee verhaftet. Nur die per-

sönliche Intervention seines einstigen Gegners Grant bewahrte den Kriegshelden des Südens vor dieser Demütigung.

Für die Geschlagenen brach die Zeit der Bestrafung an. Die Rebellenstaaten wurden unter Besatzungsrecht gestellt und von Militärgouverneuren regiert. Ihre Städte lagen in Ruinen, ihre Wirtschaft war vernichtet, die alte Gesellschaftsstruktur zum Teil zerschlagen.

Die Schwarzen waren nun frei. Aber sie blieben Bürger zweiter Klasse. Es dauerte noch 100 Jahre, bis sie die Gleichberechtigung erkämpft hatten.

Der Bürgerkrieg machte aus den Vereinigten Staaten ein anderes Land. Der alte Süden war für immer tot, der Norden drückte nun der ganzen Nation seinen Stempel auf. Seine Werte wurden die Werte aller, der Yankee zum Prototypen der neuen Gesellschaft.

„Aus der Union wurde die Nation“, schreibt der Historiker James McPher-

son. „Die alte föderative Republik, in der nur das Postamt den Durchschnittsbürger in Berührung mit der nationalen Regierung brachte, wich einem zentralisierten Gemeinwesen.“

Der Süden hatte darin keinen Platz mehr. Er blieb für lange Zeit von der politischen Macht ausgeschlossen. Es verging fast ein Jahrhundert, bis mit Lyndon B. Johnson wieder ein Politiker aus den Südstaaten ins Weiße Haus einzog.

Die USA als Ganzes gingen gestärkt aus den blutigsten Jahren ihrer Geschichte hervor. Mit dem Bürgerkrieg hatten sie ihr inneres Problem gelöst – um den Preis der Zersetzung des halben Landes. Vor ihnen lag der Weg zur Weltmacht. Das dunkle Erbe dieses Krieges, das sie mit in die Zukunft nahmen, war die Gewalt. □

Heinrich Jaenecke, Jahrgang 1928, ehemaliger „Stern“-Reporter, schreibt vor allem über Themen der Zeitgeschichte.

GEO WISSEN

DIE WELT VERSTEHEN

www.geo.de

GEO WISSEN NR. 32 · Persönlichkeit & Verhalten



Verhalten Persönlichkeit Psyche

Auf der Suche nach uns selbst

TESTS

Lernen Sie sich
genauer kennen

LEBENSLAUF

In sechs
Schritten zum
besten Ich

WISSENSCHAFT

Die neu
entdeckte Macht
der Gefühle

ERKENNTNIS

Agressiv
durch falsches
Essen

ERWÄRMUNG

Die Karriere
eines
Einschmeichlers

Machen Sie
den großen
Persönlichkeitstest!

Kohl-Reith

DIE WELT VERSTEHEN MIT GEO

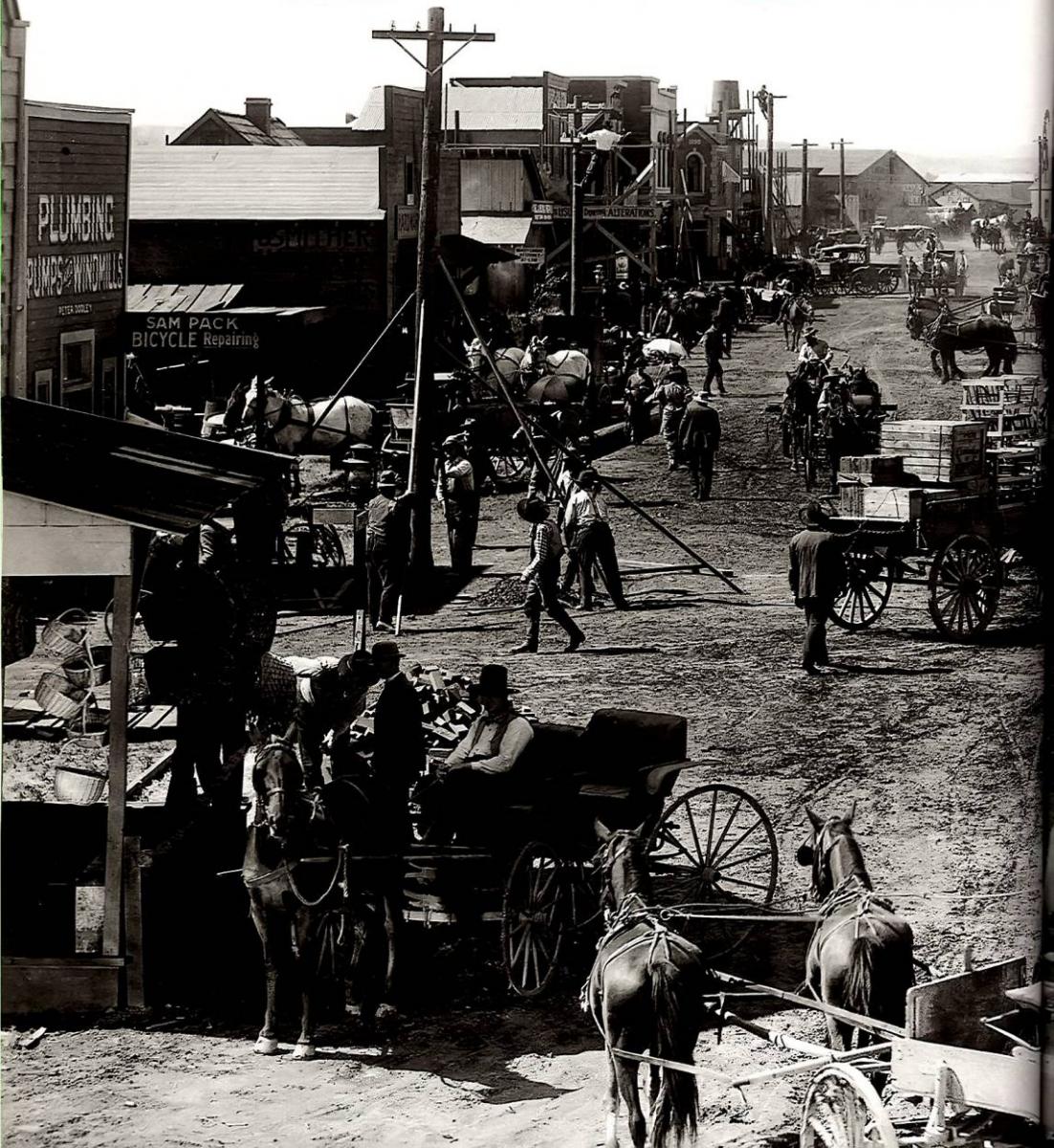
Wie sie den Menschen dressieren. Gedankenlesen: Mit Hirnscanner bald möglich? Gefühle: Welche Macht sie über uns haben. Stufenplan: Wie man in sechs Schritten ein neuer Mensch werden kann. Essen: Aggressiv durch falsche Ernährung? Hunde:

Wer Lesegewohnheiten ändern kann, kann auch sein Verhalten ändern.



Jetzt im Handel

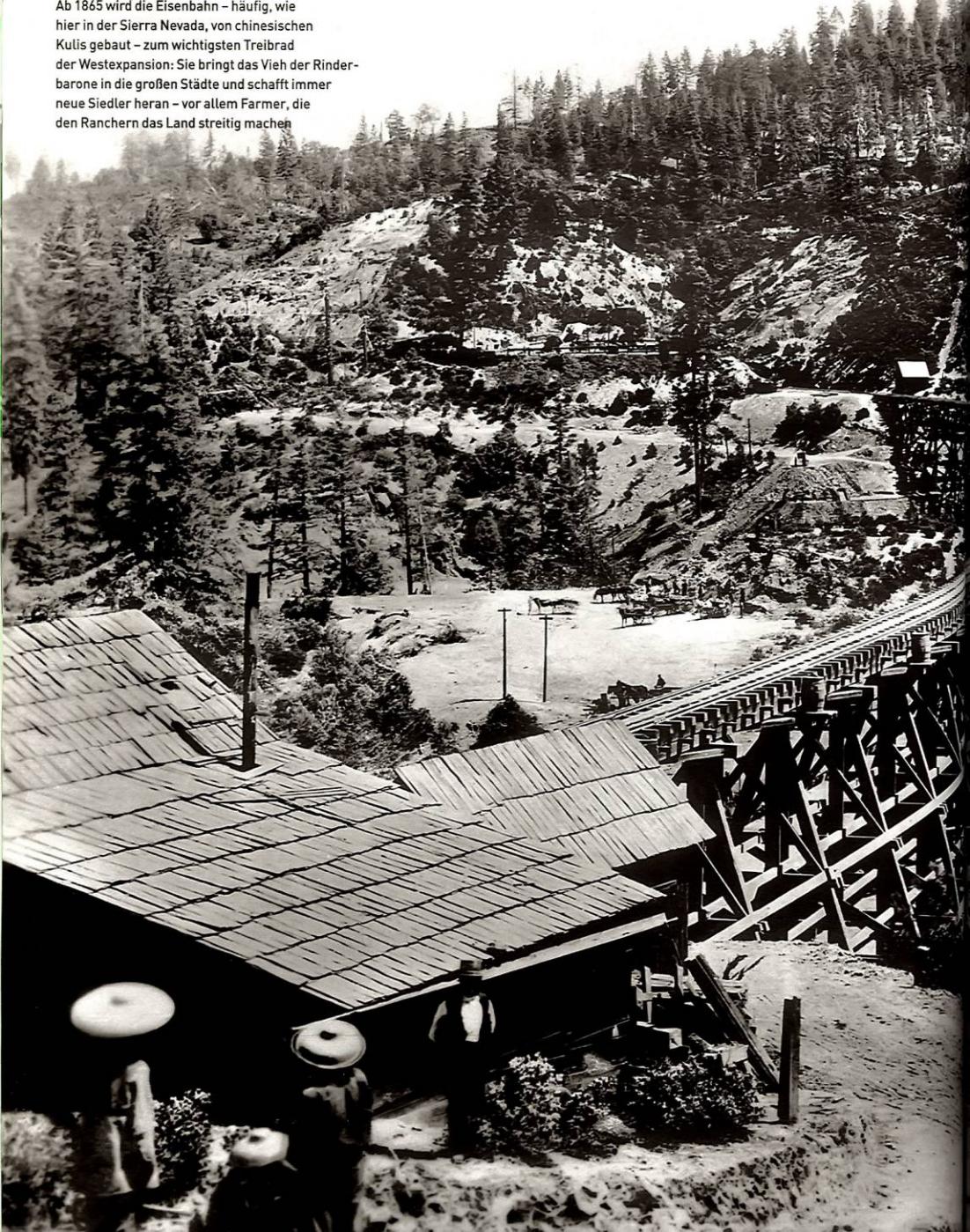
Für eine Hand voll Dollar



Ein paar Zelte, ein Bahngleis und die Hoffnung auf schnellen Reichtum:
In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehen überall im Westen,
wie etwa in Oklahoma, Städte fast über Nacht. Sie sind Ziele der Cow-
boys, die Rinderherden zu den Zügen treiben, der Spekulanten und der
Abenteurer. Und oft gilt hier nur ein einziges Gesetz – das des Stärkeren



Ab 1865 wird die Eisenbahn – häufig, wie hier in der Sierra Nevada, von chinesischen Kulis gebaut – zum wichtigsten Treibrad der Westexpansion: Sie bringt das Vieh der Rinderbarone in die großen Städte und schafft immer neue Siedler heran – vor allem Farmer, die den Ranchern das Land streitig machen





Der Cowboy, der Rancher, der Spieler, der Marshal. Sie alle treten auf, aber erst später. Die Geschichte einer Westernstadt beginnt meistens mit einem anderen Mann – dem Spekulanten. In Abilene, Kansas, heißt dieser Mann Charles H. Thompson.

Thompson findet einen Flecken Land vielversprechend, weil er an der Militärstraße, einer der wenigen Verkehrsräder in Kansas, und am Flüsschen Mud Creek liegt. Sein Instinkt rät ihm, hier Grund zu kaufen. Thompson lässt ein paar Straßenzüge anlegen, im Schachbrett muster, das William Penn, der Gründer von Pennsylvania, in Amerika eingeführt hat. Penn wollte saubere und gesunde Städte bauen, anders als die europäischen. Ein halbes Jahr später besteht Abilene aus einem Laden, einer Schmiede, einem Hotel, einer Post und einer Hand voll tapferer Familien. Viel ist das nicht.

Zwei Entscheidungen sind schicksalhaft für das junge Abilene: Es gewinnt die Abstimmung um die Kreishauptstadt, wird *county seat*, mit 66 Stimmen. Uniontown, auf Platz zwei, hat gerade mal 28 Stimmen. So dünn besiedelt ist Kansas. Und, noch viel wichtiger: Abilene bekommt Anschluss an die Eisenbahn.

Die Europäer erobern im 19. Jahrhundert Kolonialreiche in Afrika oder Asien. Die weißen Amerikaner kolonisieren das Innere des eigenen Kontinents – das heißt, noch ist es nicht ihrer, nicht ganz jedenfalls. Schon lange vor dem Bürgerkrieg dringen

Farmer und Landspekulanten nach Westen vor, zunächst bis zum Mississippi. Erste urbane Zentren entstehen an dem wachsenden Transportnetz aus Straßen, Flüssen und Kanälen. Dann kommt, um die Jahrhundermitte, der Goldrausch und mit ihm die Gründung von Grubenstädten auf der anderen Seite des Kontinents, in Kalifornien und im Gebiet der Rocky Mountains.

Die europäischen Städte sind langsam gewachsene Marktplätze und Residenzen, der Motor ihres Aufstiegs sind meist die Bedürfnisse einer Region oder der Wille eines Fürsten. In Amerika wachsen und wuchern Städte oft ungezügelt und schnell, in der Hoffnung auf schnellen Profit.

San Francisco zum Beispiel, der Hafen für alle, die der kalifornische Goldrausch anlockt, hat 1850 gerade mal 5000 Einwohner, 1870 sind es 150 000. Auch Virginia City und Denver werden im Goldrausch geboren. Pittsburgh steigt mit dem Stahl und dem Schiffbau auf, bei Winston-Salem ist es der Tabak.

Die typische amerikanische Stadt hat ein Thema, eine Grundmelodie wie ein Jazzstück; sie ist Goldgräberstadt, Viehzüchterstadt, später Stahlstadt oder Autostadt, was auch immer. Abilene wird *cattle town*, eine Rinderstadt.

Mitten im Bürgerkrieg denkt die Regierung der Vereinigten Staaten schon wieder an die Expansion des Landes. Das riesige Gebiet jenseits des Mississippi, eine Region ebenso groß wie alles zuvor Besiedelte, kommt in den Blick – „the New West“. Seit 1862 gibt es den „Homestead Act“, der allen Siedlern

im Westen eine bestimmte Fläche Land garantiert – fast kostenlos. Die Eroberung und Besiedelung des Kontinents verlangsamt sich dennoch für ein paar Jahre an den Grenzen der großen Ebene, der trockenen, fast baumlosen Great Plains in der Mitte des Kontinents.

Dort leisten die Indianer erbitterten Widerstand, dort gibt es die gewaltigen Büffelherden. Für die Landwirtschaft scheinen die Klimaverhältnisse zu extrem zu sein. Aber die Indianer und die Büffel werden allmählich dezimiert, am Ende liegen die Great Plains groß und fast leer da. Was gibt es dort? Gras. Die Weißen merken, dass sogar Gras eine Art Gold sein kann.

Im Süden, in Texas, hat schon in den 1850er Jahren die große Zeit der Longhorns begonnen. 1860 grasen vier Millionen Rinder dieser Rasse auf Flächen, über die früher die Büffelherden ge-

zogen sind, ohne Zäune, völlig frei. Viele der Rinder haben nicht einmal ein Brandzeichen. An der Ostküste gibt es Gerüchte über sagenhafte Reichtümer, der da draußen auf mutige Rancher wartet, fast wie in den Goldminen.

Berge von Fleisch. Gutes, billiges Fleisch. Das Futter ist gratis, die Rinder vermehren sich von selbst. Natürlich verschwinden immer einige von ihnen. Viehdiebe, Stürme. Wenn auf einen harten Winter ein trockener Sommer folgt, kommt ein Teil des Viehs um, manchmal sogar ein großer Teil.

Es gibt einen englischen Ausdruck für dieses Phänomen: *die-up*. Hin und wieder gibt es ein *die-up*, das ist nun mal so.

Das größte Problem für die Rancher sind die riesigen Entfernung: Texas liegt am südlichen Ende der amerikanischen Welt. Wie kommt das Fleisch auf den Markt, in die großen Städte, an die



Als ab 1848 westlich der Rocky Mountains, in Nevada und Kalifornien, Gold gefunden wird, ziehen Zehntausende von Abenteurern in die Wildnis. Die meisten von ihnen bleiben, obwohl nur wenige reich werden



Der »Homestead Act« von 1862 verschafft Siedlern im Westen, etwa im Pazifikterritorium Washington, eigenes Land zu günstigen Konditionen

Ost- oder Westküste? Manche Rancher treiben ihr Vieh in die Häfen – Indianola, Galveston, Corpus Christi – und verschiffen es nach New Orleans, das ist teuer. Eine Zwei-Tage-Reise, jedem Rind müssen vorher die Hornspitzen gekappt werden, damit es die anderen Tiere nicht verletzt.

An der Küste liegen auch ein paar Fleischfabriken. Doch Pökelfleisch bringt nicht so viel ein wie frische Ware. Einige Cowboys versuchen es auf dem Landweg Richtung New Orleans oder

Kansas City, das dauert lange und ist nicht nur wegen der Indianer ziemlich gefährlich.

Nach dem Bürgerkrieg sammeln die Texaner ihre versprengten, verwilderten Herden wieder ein. Erst jetzt beginnt der Boom so richtig, mit der Eisenbahn, die sich endlich nach Kansas vorgefressen hat, nördlich von Texas, aber nicht allzu weit nördlich. Von Omaha im Osten baut die Union Pacific, die vor allem Iren als Arbeiter beschäftigt. Von Sacramento im Westen kommt die Central Pacific, für die Chi-

nesen schuften. In Kansas City beginnen zwei Trassen, die sich nach Westen vorarbeiten. Eine davon führt nach Denver und Abilene.

Die Eisenbahn wird in diesen Jahren das wichtigste Treibrad der Westexpansion. Sie ist, besonders nachdem

1869 die erste transkontinentale Strecke eingeweiht worden ist, eine wertvolle Verkehrsader, die Waren und Menschen schnell und über große Entfernungen miteinander verbindet. Das beschleunigt die Besiedlung und wirtschaftliche Entwick-

In den boomtowns des Westens ist Geld in den 1850er Jahren oft knapp. Deshalb drucken manche Gemeinden eigene Dollarnoten – die aber, wie sich bald herausstellt, nichts wert sind



lung. Großzügige Schenkungen der Regierung machen die privaten Eisenbahngesellschaften zudem zu den größten Landbesitzern des Westens. Es liegt in ihrem eigenen Interesse, Siedler anzulocken und die neu erschlossenen Regionen zu kolonisieren.

Längs der Bahn entstehen auch die *cattle towns*. Marktplätze für lebendes Fleisch. Dorthin werden die gewaltigen Longhornherden getrieben, ein kurzer Trip von nur zwei oder drei Monaten, dort werden sie verkauft, auf die Bahn geladen oder von ihren neuen Besitzern weitergetrieben. Abilene wird 1867 *cattle town*, eine der ersten. Die vier berühmtesten heißen Wichita, Dodge City, Ellsworth und Caldwell.

Der Viehhändler Joe McCoy, 29 Jahre alt, ist einer der Pioniere von Abilene. Ein tüchtiger Bursche. Er baut Gatter, Ställe und Büros, die er später verkaufen oder vermieten wird. Und er überredet – wie auch immer – den Gouverneur, ein Gesetz nicht anzuwenden.

Denn eigentlich liegt Abilene in einer Quarantänezone: Viele texanische Longhorns sind mit einer tödlichen Krankheit infiziert, gegen die sie selber immun sind, nicht aber die Rinder in Kansas. Die Rancher nennen sie „Texasfieber“.

Der Gouverneur drückt also beide Augen zu, und den Ranchern in Kansas ver-



Auf dem Rindermarkt von Kansas City, einem der wichtigsten der USA, werden um 1885 pro Jahr mehr als 500 000

spricht McCoy großzügige Entschädigung für alle Tiere, die sie verlieren. Die großen Trecks aus Texas versprechen somit ein Riesengeschäft, für jeden, für alle.

McCoy startet eine Werbekampagne. Er schickt ei-

nen Ponyreiter zu den Ranchern nach Texas. Potentielle Viehkäufer lädt er zur Büffeljagd. In St. Louis gibt er Zeitungsanzeigen auf und lässt die vielleicht erste Wild-West-Show überhaupt auftreten, bestehend aus drei Büffeln, einem Wapiti-Hirsch und drei Ponys. Botschaft: Kommt nach Abilene, kauft Longhorns!

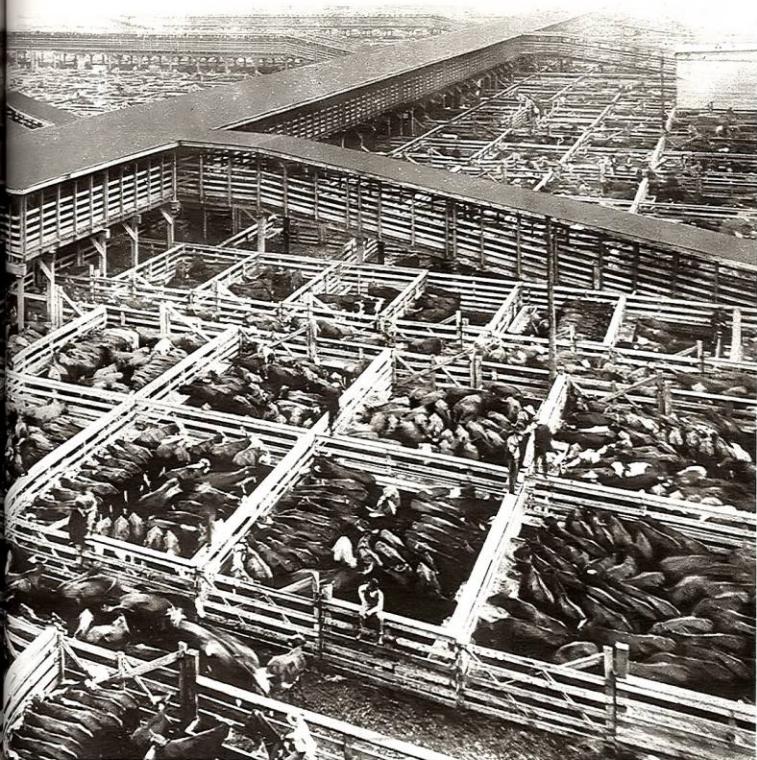
Die texanischen Rancher sind kleine Könige, und der vielleicht reichste heißt sogar so, Richard King, Herr über vermutlich 65 000 Rinder und 10 000 Pferde. King oder

Chisum, wer ist reicher? John Chisums Herden produzieren 18 000 Kälber pro Saison. Chisum besitzt wahrscheinlich die größte Ranch, die es in der Geschichte jemals gegeben hat, sie umfasst den Südosten des heutigen Bundesstaates New Mexico und stattliche Teile von West-Texas.

Draußen auf den Weiden, so heißt es, hilft man einander; die Konkurrenten verkaufen auch mal in Kommission das Vieh des jeweils anderen, für Gold- oder Silberdollars, denn von Papier-



Die seit 1836 verbreiteten selbstladenden Revolver wie diese Smith & Wesson oder der legendäre Colt werden zur Waffe der Cowboys und gun men



Stück Vieh verkauft. Die Pferche nehmen eine Fläche von rund 40 Hektar ein

geld halten die Rancher nicht viel. Ihre Cowboys verpassen versprengten Tieren das Brandzeichen der Konkurrenzranch, wenn sie es dem anderen Rancher zuordnen können. Wer ein totes Stück Vieh findet, darf es häuten und die Haut behalten, egal welches Brandzeichen es trägt. Streit gibt es vor allem um Wasser, Land und Gras sind im Überfluss vorhanden, um den Wasserzugang wird gerungen.

Dodge City beginnt als ein Blockhaus. Als die Bahn kommt, wird in einer Hütte

neben dem Blockhaus Alkohol an die Arbeiter verkauft. Die Hütte verwandelt sich in einen Laden. Schließlich steht dort ein kleiner Bahnhof. 1877 steigt Dodge City groß ins Viehgeschäft ein. In der Zeitung steht der Satz: „Wir leben hier, um reich zu werden.“

Die ersten Herden ziehen meist Ende April in Texas los. Anfang November geht die Saison zu Ende. Die Herden sind 1000 oder 2000 Tiere groß, manchmal noch größer, bewacht von einem Dutzend Cowboys, deren Boss und ei-

nem Manager, der für alles Geschäftliche zuständig ist. Die Cowboys erhalten 25 oder 30 Dollar im Monat.

Es kommt vor, dass auf dem Weg die Hälfte der Herde zugrunde geht. Es kommt vor, dass wütende Farmer versuchen, den Boss zu hängen, weil die Rinder bei der Passage ihre Felder ruinierten oder weil sie Angst haben vor dem Texasfeieber. Banden sind unterwegs, oft Bürgerkriegs-Veteranen.

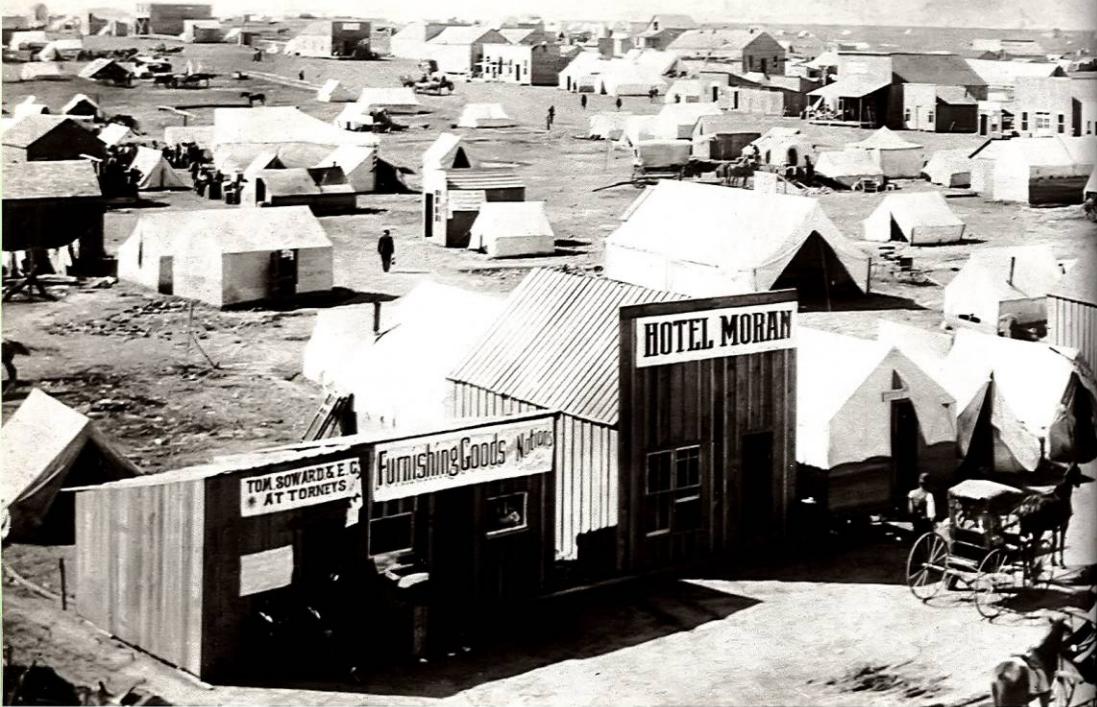
1867 kommen 35 000 Rinder in Abilene an, bis 1871 erhöht sich die Zahl auf

700 000. Die Kalkulationen des Viehhändlers M. A. Withers aus dem Jahre 1868 sind erhalten geblieben. Er hat in Texas eine Herde Longhorns für neun Dollar je Tier gekauft, für den Transport nach Abilene kalkulierte er vier Dollar Kosten pro Kopf. Erzielter Preis in Abilene: 28 Dollar.

Innerhalb kürzester Zeit hat sich die Stadt völlig verändert, plötzlich gibt es Hotels – das größte gehört McCoy –, Ärzte, Wäschereien, Friseure, Apotheken, Anwälte und Makler. Und es gibt jede Menge Sünde. So klein die Städte auch sind – sowohl Abilene als auch Dodge City verfügen über ein Rotlichtviertel, auch wenn es nur aus ein paar Häusern besteht. Einige behaupten sogar, dass der Begriff in Dodge City entstanden ist. Fest steht, dass es dort ein Bordell gibt, dass „The Red Light“ heißt und mit seinen rot strahlenden Glasfenstern auf sich aufmerksam macht.

Anfang der 1870er Jahre sind in Abilene zehn Saloons im Betrieb und drei Bordelle, die *sporting houses*, Sporthäuser, genannt werden, eines davon neben der Schule. Dort arbeiten 21 hauptberufliche Huren, die *sporting women* oder „Prairie-Nymphen“.

Es gibt nur wenige Bäume in Abilene und kein fließendes Wasser. Ein paar Brunnen und Zisterne müssen reichen. Hinter den Häusern stehen Holzhütten, das sind die Toiletten. Die Straßen sind staubig, ohne Bürgersteige. Nur wenige Frauen leben in diesem Nest, das in Europa kaum jemand „Stadt“ nennen würde. Ein stattlicher Teil von ihnen sind Prostituierte. Sie wohnen nur wäh-



rend der Saison hier, im Sommer; den Winter verbringen sie in New Orleans oder sonst wo. Sie gehören allen möglichen Nationen an, die jüngsten sind 14, die ältesten meist Mitte 20. In diesem

Alter heiraten sie, häufig einen ihrer Kunden.

Ein paar Namen werden im Westen fast legendär – Fatty McDuff, Little Lost Chicken, Irish Molly, The Galloping Cow, Big Nose

Kate Elder. Das Mädchen Prairie Rose macht sich unsterblich, als es, um eine Wette zu gewinnen, nur mit zwei geladenen Pistolen bekleidet, auf der Hauptstraße von Ellsworth spazieren geht.

Dodge City, an der Santa Fe Railroad, hat 20 Saloons. Die Besitzer heuern oft Berufsspieler an, um Kunden anzulocken, die beliebtesten Spiele heißen Poker, Monte und Faro. Außerdem wird heftig gewürfelt, und es gibt Keno, eine Art frühes Bingo.

Eine beliebte Alternative zum Bordell ist das Dance

House. Die Tänzer zahlen Eintritt, die Tänzerinnen sind Angestellte des Hauses. Für Sonderwünsche sind Hinterzimmer vorhanden.

Viele Cowboys sind Farmersöhne, für die auf der Farm des Vaters kein Platz mehr ist. Andere haben im Bürgerkrieg gekämpft und wissen nicht, was sie jetzt tun sollen. Entweder werden sie Cowboys, oder sie werden Banditen.

Wieder andere sind aus Mexiko gekommen, auf der Suche nach irgendeinem Job. Fast alle sind sie jung, zwi-

In den meisten Westernstädten betreibt der lokale Arzt auch einen »Drugstore«, in dem er selbst gefertigte Arzneien wie diese Pflaster und Kindermedizin verkauft





1889 verwandelt sich das Zeltlager von Guthrie, Oklahoma, innerhalb weniger Monate in eine Stadt. Schon bald eröffnet der erste »General Store«, in dem es von Gemüse bis zu Herrenschuhen fast alles zu kaufen gibt. Und auch die »Prärie-Nymphen« siedeln sich an – obwohl ihre Dienste offiziell verboten sind



schen 20 und 30. Sie sind monatelang geritten, jetzt haben sie Geld in der Tasche und wollen etwas erleben. Zuerst nehmen sie im Hotel ein Bad, danach gehen sie zum Friseur. Haare schneiden und rasieren. Danach sieht man weiter.

Sie setzen einen weißen Hut auf. Sie tragen Lederhose und Wollhemd. Stiefel mit hohen Absätzen. Sporen, so groß wie Untertassen. Ein paar von ihnen haben gelernt, die marksschütternden Schreie der Indianer nachzuhahmen. Das probieren sie jetzt aus. Einige von ihnen trinken zum ersten Mal Alkohol, einige drehen nach dem langen Treck durch, wie jener Cowboy, der 1869 mit seinem Pferd in einen Saloon von Abilene hineinreitet und um sich zu schießen beginnt.

Die echten Saloons sehen anders aus als die Saloons in den Westernfilmen. Meistens sind es lange, dunkle, schluchtartige Räume, notdürftig beleuchtet von ein paar Kerosinlampen. Nur wenige kleine Tische, eine Hand voll Stühle. Die Sa-

loons sind schmutzig, es stinkt nach Tabak, Alkohol, Pferd und Schweiß. Die meisten Kunden stehen an der Bar. Das übliche Getränk ist Whiskey, Marke „Squirrel“ oder „Old Crow“.

Texaner und die Leute aus Kansas gehen einander aus dem Weg, sie besuchen verschiedene Saloons. Edel und deswegen berühmt ist der „Alamo Saloon“ von Abilene, mit Glastür, mit Tizian- und Tintoretto-Kopien an den Wänden, die nackte oder halb nackte Frauen zeigen, mit Piano- und Geigenmusik.

Die Namen der Saloons wiederholen sich in den *cattle towns*. Ein „Alamo“ – benannt nach dem Schauplatz der historischen Schlacht zwischen Texanern und Mexikanern – gibt es fast überall, auch wenn es nicht überall so nobel aussieht, auch ein „Lone Star“, ein „Old Fruit“, ein „Bull's Head“.

Die Stadtverwaltung von Abilene gibt allein die Hälfte ihrer Einnahmen für die öffentliche Ordnung aus – ein Marshal verdient in jenen Jahren häufig mehr als der



Bürgermeister. Die Polizisten sind oft zweielichtige Figuren. Revolverhelden. Sie interpretieren das Gesetz in der Regel recht frei und sind dem Glücksspiel und Alkohol keineswegs abgeneigt.

An schlimmsten läuft es in Caldwell, wo zwei Jahre lang ein ehemaliges Mitglied der Bande Billy the Kids als Marshal amtiert. Er wird gemeinsam mit seinem Stellvertreter im Nachbarort gelynkt, als er bei einem Bankraub den Bankdirektor und den Kassierer erschießt. In Ellsworth herrscht „Happy Jack“ Morco, der wegen Mordes gesucht wird. Dessen Kollege, der legendäre Wyatt Earp, der später zu Filmruhm kommt, wird dadurch bekannt, dass er Bußgelder von Prostituierten in die eigene Tasche steckt.

Von den 45 bekannten Morden, zu denen es zwischen 1870 und 1885 in den fünf *cattle towns* kommt, werden 16 von Polizisten begangen – Tötungen aus Notwehr oder aus Versehen sowie Unfälle nicht eingerechnet. Abilene wählt „Wild Bill“ Hickok zum Marshal, der trotz seines Namens während seiner Amtszeit lediglich zwei Männer erschießt, einen davon aus Versehen.

In den meisten Westernstädten sind Waffen, Glücksspiel und Prostitution offiziell verboten. Aber die Cowboys sind Kunden – davon,



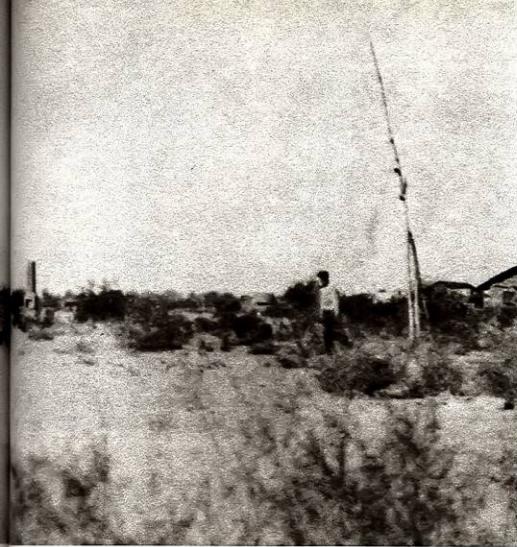
dass sie im nächsten Jahr wiederkommen, hängt der Wohlstand der Stadt ab. Sie dürfen nicht verärgert werden. Das setzt allen Bemühungen der Gesetzesküter eine Grenze.

Prostituierte und Spieler zahlen eine Art Sondersteuer, die der Ordnung halber „Bußgeld“ genannt wird. Ein Mädchen gibt in Abilene der Polizei üblicherweise in regelmäßigen Abständen fünf Dollar; für die „Madam“, die Leiterin des Etablissements, beträgt der Tarif zehn Dollar. Ist das Mädchen krank und kann nicht arbeiten, wird das „Bußgeld“ erlassen.



Revolverhelden wie Jesse James mit seiner Gang [Foto Mitte] unterscheiden sich in ihrer Schießwütigkeit kaum von sternengeschmückten Gesetzeskütern wie Wyatt Earp [unten, 3. v. l.]





Ein *shoot-out*, irgendwo im Westen. In den meisten Städten sind Waffen verboten, aber kaum jemand hält sich daran. Und auch vor ihren Ordnungshütern müssen sich die Bürger häufig in acht nehmen: Männer wie »Wild Bill« Hickok oder »Happy Jack« Morco erschießen schon mal Unbeteiligte oder werden gar wegen Mordes gesucht

Bei Schießereien werden die Delikte „Waffentragen“ oder „Öffentliche Trunkenheit“ bestraft, nicht aber das Schießen selbst. Dafür, dass ein Streit bewaffnet ausgetragen wird, können die Täter bei der Justiz meist auf ein gewisses Verständnis rechnen, als wirklich verwerflich gilt nur Mord aus Geldgier. In keiner *cattle town* wird jemals ein Todesurteil vollstreckt, nur zur Lynchjustiz kommt es hin und wieder.

Die Leute, die von einer solchen Stadt angezogen werden, sind oft das, was die Historiker heute zweideutig *border characters* nennen, Grenzcharaktere: Exsoldaten, Spieler, Taschendiebe, Alkoholiker, Büffeljäger.

Dazu kommt eine Sorte von Menschen, die hier kaum jemand auf der Rechnung hat: Farmer. Obwohl das Klima so schwierig ist und das Wasser knapp, wächst deren Zahl allmählich. Sie kommen

jetzt nicht mehr mit Planwagen, sondern mit der Eisenbahn.

Die Westernstädte selbst bleiben klein. Abilene hat auf dem Höhepunkt des Booms 700 Einwohner, Dodge City bringt es bis zum Ende seiner Ära auf vielleicht 2000. Typisch ist, dass die Gründer schon nach ein paar Jahren von der Szene verschwinden, unter Mitnahme ihrer Gewinne – in Abilene zieht sich der Spekulant Charles H. Thompson 1870 auf seine Farm zurück.

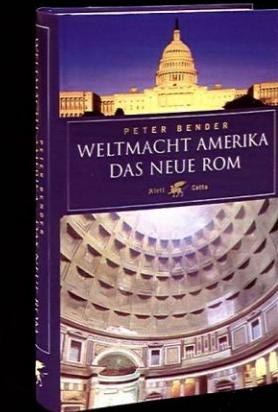
Der Viehhändler und Abilene-Pionier Joe McCoy lässt sich 1871 zum Bürgermeister wählen und eines Tages, um die Beschlussfähigkeit des Stadtrates herzustellen, ein sich wehrendes Ratsmitglied vom Marshal auf den Schultern in die Sitzung tragen. Von diesem Vorfall lässt er eine komische Zeichnung anfertigen und in der nächstgelegenen großen Stadt verkaufen, in Topeka. Damit gilt er

»Ein brisanter politisch-historischer Essay«

DIE ZEIT

»Ein wahrlich großer Wurf ... in zupackender, brillanter Weise geschildert.«

Werner Link, F.A.Z.



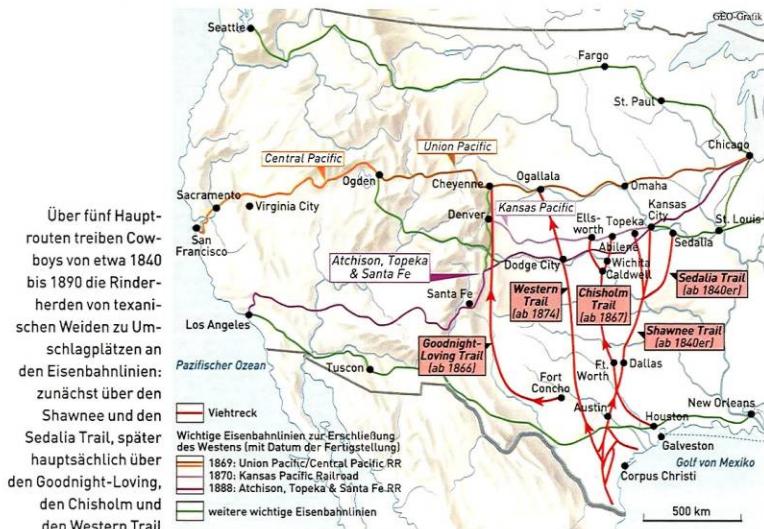
Peter Bender:
Weltmacht Amerika – Das Neue Rom
295 Seiten, € 19,50 (D) / sFr 34,-

»Ein hochaktuelles Buch für alle, die wissen wollen, was hinter dem Begriff Weltmacht steht.«

Bayerisches Fernsehen

Sind die Amerikaner die Römer unserer Zeit? Peter Bender spekuliert nicht, sondern befragt die Geschichte vom Altertum bis ins Jahr 2003.





als Nestbeschmutzer und ist in Abilene unten durch.

Wer regiert die Stadt? Es sind oft Cliques. In Dodge City nennt sich die tonangebende Gruppe „the Gang“. Als Köpfe der Gang gelten Robert M. Wright, zeitweise Bürgermeister – und „Dog“ Kelley, ebenfalls zeitweise Bürgermeister, ein Mann, der unter General Custer Soldat war. Kelley liebt Jagdhunde und Prügeleien, der Revolver sitzt bei ihm immer locker.

Ein Windrad mit Uncle Sam, der Symbolfigur Amerikas, die vermutlich auf einen Fleischhändler namens Samuel Wilson zurückgeht. Der hat im britisch-amerikanischen Krieg von 1812 die US-Truppen mit Fleisch versorgt, auf deren Verpackung die Buchstaben »U.S.« gestempelt waren – was manche Soldaten als »Uncle Sam« lasen

Gegenspieler von Wright und damit Oppositionsführer ist George M. Hoover, der größte Schnapshändler von Dodge City. Auf der Seite des Schnapshändlers stehen die meisten deutschen Einwanderer. Die Deutschen genießen den Ruf, besonders viel zu trinken. Beide Fraktionen halten sich jeweils eine Zeitung – die Wrightleute die „Times“, die Hooverleute den „Globe“.

Geschichte läuft, hier im Westen, wie im Zeitraffer ab.

Im Laufe nur weniger Jahre verändern sich die Westernstädte. Der Anteil der Farmer wächst, es gibt immer mehr fast bürgerliche Familien. Deren Ziel ist es, der Anarchie und Unmoral ein Ende zu setzen. Seit 1870 diskutieren die Bewohner von Abilene über die Prohibition, also über ein mehr oder weniger strenges Alkoholverbot, und diese Forderung wird immer lauter.

Prohibition, Prostitution und Glücksspiel sind die wichtigsten politischen Streitthemen in Abilene und auch in Dodge City – allerdings wissen die meisten Einwohner, dass eine allzu strenge Politik die Kunden vertreiben würde, auf die sie nun einmal angewiesen sind.

Robert M. Wright, der Chef der Dodge-City-Gang, regiert als Bürgermeister sehr eigenwillig. Einmal kommt ein Cowboy zu ihm, der seinen gesamten Lohn an einen Berufsspieler verloren hat, und beschwert sich. Wright sperrt ihn sofort ein und sorgt dafür, dass der arme Teufel wegen verbotenen Glücksspiels zu einer Geldstrafe von zehn Dollar verurteilt wird.

In Dodge City wächst im Lauf der Zeit der Widerstand gegen die Gang. 1880 kann Wrights Nachfolger und Partner Kelley sich, wahrscheinlich mithilfe von Wahlbetrug, noch einmal als Bürgermeister halten. Aber 1881 ist er fällig. Das neue Stadtoberhaupt heißt Alonzo B. Webster, ein Kandidat der Reformfraktion – und Saloonbesitzer. Damit scheint sichergestellt zu sein, dass irgendwann Reformen nicht allzu radikal ausfallen.

Der neue Bürgermeister verschafft sich Respekt. Der frühere Marshal James Masterson, ein Mann des alten Regimes, ruft eines Tages seinen Bruder Bat zu Hilfe, einen gefürchteten Revolverhelden. Der kommt um zwölf Uhr mittags, *High Noon*, mit dem Zug aus Tombstone am Bahnhof an und beginnt auf der Hauptstraße sofort eine Schießerei.

Webster sammelt einige bewaffnete Bürger und schafft es tatsächlich, die beiden zu vertreiben. Zudem führt er strengere Geldstrafen für Huren und Spieler ein.





Glaube kann Berge versetzen. Und Krankheiten **heilen.**

Liegt die Gesundheit in unseren eigenen Händen? Warum funktionieren Scheintherapien? Wie können Placebos Schmerzen lindern und Krankheiten besiegen? GEO zeigt, wie Menschen es schaffen können, sich selbst zu heilen.

ROLLE STABILISATION

GEO
DAS NEUE BILD DER ERDE

DER PLACEBO-EFFEKT
Wie der Geist den Körper heilt
Wissenschaftler erforschen die Fähigkeit zur Selbstheilung

The cover of a GEO magazine issue. The title 'GEO' is at the top in large white letters, with the subtitle 'DAS NEUE BILD DER ERDE' below it. A central headline reads 'DER PLACEBO-EFFEKT' and 'Wie der Geist den Körper heilt'. Below this, a subtext says 'Wissenschaftler erforschen die Fähigkeit zur Selbstheilung'. The bottom half of the cover features a photograph of a woman in a white dress levitating horizontally over a vast, dry, cracked landscape under a clear blue sky. Her shadow is cast onto the ground below.

GEO. DIE WELT MIT ANDEREN AUGEN SEHEN



Mit dieser Apparatur verschaffen sich Falschspieler im rechten Moment die entscheidende Trumpfkarte

In den nächsten Jahren wogt der Kampf zwischen den Reformern und den Freunden von Anarchie und Laster noch einige Male hin und her, aber Schritt für Schritt weicht das Laster zurück. Prostituierte dürfen Saloons nicht mehr betreten. Glücksspiel wird nur noch in Hinterzimmern geduldet. Saloons bleiben am Sonntag geschlossen. All das klingt harmlos, aber für die Cowboysäte bedeutet es doch einiges.

Als 1885 der Staat Kansas schärfere Prohibitionsgesetze erlässt, wählt Dodge City aus Protest wieder Robert Wright zum Bürgermeister, den Boss der Gang. Daraufhin schickt der Justizminister seinen Stellvertreter nach Dodge City, um diese verdamte Stadt endlich trocken zu legen.

Doch der wird in seinem Hotel von einer rasenden Menge belagert, die droht, ihn zu lynchieren. Er flieht. In der Hauptstadt wird die Forderung erhoben, Soldaten nach Dodge City zu schicken, aber so weit möchte der Gouverneur nun auch wieder nicht gehen.

Wright schreibt an den Gouverneur: Die Probleme

würden sich von selbst regeln, man solle ihn nur machen lassen. Aber die Probleme regeln sich nicht. Plötzlich brennen Saloons niederr – Brandstiftung? Und Bürgermeister Wright gibt persönlich Schüsse auf das Haus des profiliertesten Bauernmannes der Stadt ab, eines Rechtsanwalts. Zur Begründung sagt er: „Ich wollte ihn nur vor noch schlimmerem schützen.“

In Dodge City bekriegen sich Schnapsgegner und Schnapsliebhaber, wobei das Lager der Schnapsgegner sich ausgerechnet um einen Saloonbesitzer scharft. In Abilene bekämpfen sich die Viehhändler und ein Immobilienhai. Der Grundstückshändler heißt Theodore C. Henry und ist ein Farmersohn und gescheiterter Baumwollpfanzer.

Henry verkauft in Abilene Land und sitzt im Stadtrat. Es gibt viel zu tun, denn die Eisenbahn bringt ständig neue Siedler, die sich in der Umgebung ausbreiten, 1600 allein im Jahr 1870. Henry sucht und findet mächtige Bündnispartner – eine kleine Gruppe von Landbesitzern, Stadträten, Richtern sowie dem Herausgeber der Zei-

tung. Ihr gemeinsames Ziel: die Cowboys aus Abilene zu vertreiben. Abilene soll eine Farmerstadt werden, denn dann wird das umliegende Land deutlich im Wert steigen.

Die Gruppe um Henry fordert ein „Herd Law“, ein Gesetz, dass die Herdenbesitzer dazu verpflichtet, ihre Tiere in und um Abilene zu beaufsichtigen und den Farmers alle Schäden zu ersetzen.

Farmer und Rancher sind schon seit Jahrzehnten Gegner, überall im Land. Noch gibt es im Westen ja keinen Stacheldraht – und alle Felder fest einzuzäunen wäre viel zu teuer. Das Vieh überflutet das Land wie ein reißender Strom und walzt nieder, was im Weg steht.

Diese riesigen Herden zu beaufsichtigen, wie es das vorgeschlagene Gesetz fordert, ist praktisch unmöglich. Und den Cowboys aus Texas sind die Farmer aus Kansas auch ziemlich gleichgültig. Manchmal treiben sie ihre Herden absichtlich in das Feld eines widerspenstigen Farmers, um ihm zu zeigen, wer stärker ist.

Beide Seiten stehen sich mehr als einmal mit geladenen Gewehren gegenüber, die Lage ist ständig auf der Kippe, und dann gibt es ja auch noch diese Krankheit, das Texasfieber, an dem das Vieh von Kansas krepiert.

Die Farmer haben lange stillgehalten – aber Theodore C. Henry gibt nun keine Ruhe mehr. Er sorgt dafür, dass man sich wieder an das halb vergessene Quarantänegesetz erinnert, nach dem Abilene ja in der Sperrzone liegt und für Longhorns aus Texas ohnehin gesperrt ist.

Im April 1872 wird zum zweiten Mal über die Zu-

kunft der Stadt abgestimmt, diesmal gewinnen die Gegner der Rancher. Abilene hört auf, eine *cattle town* zu sein, nach nur fünf Jahren. Schon bald wird das Farmland rund um den Ort wertvoller, und auf den Handel mit diesem Land besitzt ein Mann nun fast so etwas wie das Monopol: Theodore C. Henry.

Die Cowboys wandern weiter, vor allem in das 90 Kilometer entfernte Ellsworth. Zwei Drittel der Geschäfte von Abilene schließen, es ist Schluss mit den Saloons, den Tanzhallen und Bordellen. Das „Drovers Cottage“, ein Hotel mit fast 100 Zimmern und Ställen für 100 Pferde und 50 Kutschen, wird abgebaut, verladen und in Ellsworth neu aufgestellt. Aber auch hier siedeln sich immer mehr Farmer an.

Leeres, freies Land? Es wird in Kansas immer seltener. Die Rancher weichen mit ihren Herden nach Colorado aus, ins Indianerterritorium von Oklahoma oder weiter in den Norden, wo die Ebenen noch wild und frei und unberührt sind, nach Montana, Wyoming, Dakota, Nebraska.

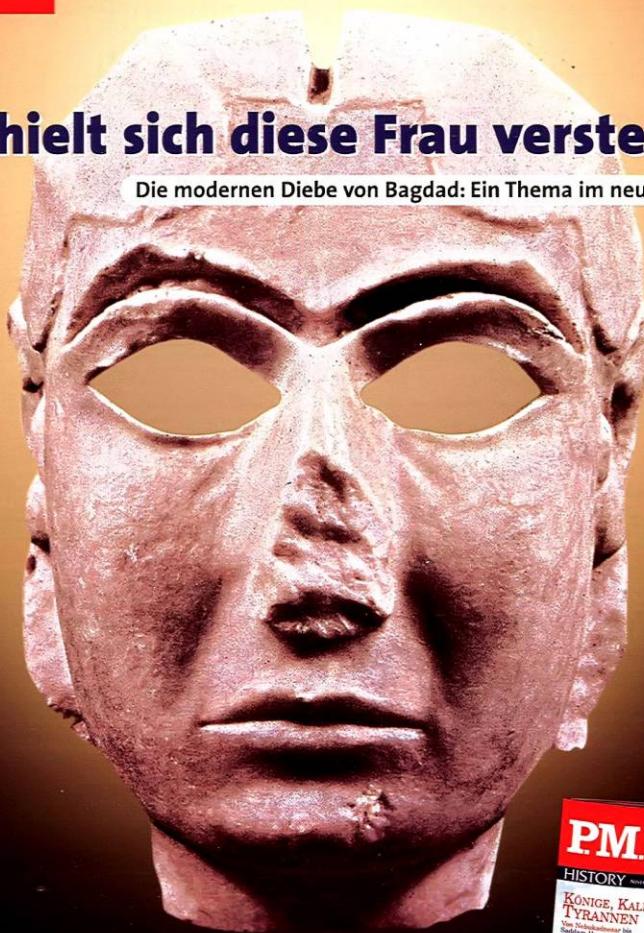
Die braven Farmer besiegen die wilden Cowboys. Mitte der 1880er Jahre ist die Geschichte der *cattle towns* zu Ende. Das Eisenbahnnetz wird immer dichter, die großen Trecks sind nicht mehr notwendig. Dodge City und Abilene haben es nie zur Großstadt geschafft; sie waren nie wieder wichtig. Ihre Glanzzeit dauerte nur rund 20 Jahre.

Aber daraus wurde ein Mythos, der bis heute lebt. □

Harald Martenstein, 50, Reporter in Berlin, hat neben anderem auch Geschichte studiert. Er schreibt regelmäßig für GEO und GEOEPOCHE.

Wo hielt sich diese Frau versteckt?

Die modernen Diebe von Bagdad: Ein Thema im neuen P.M. History.



Weitere Themen in diesem Heft: „Hure Babylon“: Der irrationale Glaube an das Reich des Bösen • Assyrer: Supermacht im Zweistromland • Lawrence von Arabien: Archäologe, Agent, Abenteurer • Zeitreise durch Mesopotamien: Von Adam bis Saddam • Wie das Erdöl entstand • Scheherazades Erzählungen aus 1001 Nacht.

www.pm-history.de

Gut zu wissen.

1882

3. August

VON AGNES BRETTING

Schickt mir Eure müden, Eure armen, Eure unterdrückten Massen... das armselige Strandgut Eurer überfüllten Küsten": Das schreibt die New Yorker Dichterin Emma Lazarus im Jahre 1883 in einem Sonett über die Freiheitsstatue. Im Vorjahr hat die Einwanderung einen neuen Rekord erreicht – fast 789 000 Menschen sind gekommen, unter ihnen mehr als eine Viertelmillion Deutsche. Insgesamt immigrieren im 19. Jahrhundert rund 19 Millionen Menschen in die USA.

Es sind tatsächlich die Armen sowie die wegen ihres Glaubens Unterdrückten aus England, Irland, Schottland und den deutschen Staaten, die anfangs, im 17. und 18. Jahrhundert, die zwei, manchmal drei Monate dauernde Atlantiküberquerung wagen.

Sie reisen auf Frachtschiffen, zusammengepfercht in provisorischen Zwischendecks, deren Luken, einzige Quelle für Licht und Frischluft, bei Sturm geschlossen werden. Die Sterblichkeit an Bord ist hoch. Etwa die Hälfte der 500 000 Einwanderer, die bis 1780 in die 13 britisch-amerikanischen Kolonien kommen, werden nach ihrer Ankunft für mehrere Jahre an einen Dienstherrn „verkauft“, der dem Kapitän dafür die Kosten für die Passage erstattet.

In den USA werden Siedler und Arbeitskräfte gebraucht. Die seit 1820 geführte Einwanderungsstatistik verzeichnet trotz starker jährlicher Schwankungen immer neue Rekorde: 1832 werden mehr als 60 000 Einwanderer registriert, 1842 erstmals mehr als 100 000 und bereits 1850 über 300 000. Etwa jeder vierte kommt aus den deutschen Staaten.

Das Tor zur Neuen Welt wird New York. Seit der Eröffnung des Erie-Kanals 1825 – der Verkehrsader in den Westen – kommen über andere Häfen nur noch 20 bis 30 Prozent aller Einwanderer. New Yorks Wirtschaft profitiert von dem lukrativen Geschäft mit der Masseneinwanderung, doch die Ankunft von Zehntausenden Fremden jährlich verläuft nicht reibungslos.

Ein großes Problem sind die *runner*, die für Wirte, Transportunternehmer oder Geldwechsler unter den Neuankömmlingen Kunden werben sollen. Sie gehen dabei zunehmend skrupellos und gewalttätig vor („Es hat keinen Sinn, im Überseegeschäft ehrlich zu sein“, verrät einer von ihnen), und so werden Einwanderer im Hafen oft förmlich überfallen, um sie in ein Wirtshaus oder eine Wechselstube zu schleppen. Häufig sind die derart ihrer Barschaft Beraubten anschließend ein Fall für die Fürsorge.

Überdies schieben vor allem deutsche Regierungen „unerwünschte Elemente“ –

Gemeindearme und Kriminelle – nach Amerika ab. Und 1847 setzt die irische Hungerauswanderung ein. Nach drei Jahren Missernte durch die Kartoffelfäule sind in Irland mehr als eine Million Menschen verhungert; anderthalb Millionen fliehen innerhalb von zehn Jahren auf die Schiffe nach Nordamerika.

Der Staat New York gründet daraufhin eine Einwanderungskommission. Sie soll einen Hilfsfonds schaffen, Betrügereien verhindern und auf diese Weise New Yorks Position als Haupteinwanderungshafen stärken. 1855 nimmt die Kommission das ehemalige Fort Castle Garden an der Südspitze Manhattans in Betrieb. Fortan werden hier alle Zwischendeckspassagiere registriert.

Ein Informationsbüro, Geldwechsel- und Fahrkartenabschalter sowie Zubringer zu Zug- oder Kanalbootstationen ermöglichen die Durchreise ohne Aufenthalt. All jenen, die in der Stadt bleiben wollen, wird mit dem Nachweis lizenzieter Gasthäuser sowie einer Arbeitsvermittlung geholfen.

Nach dem Bürgerkrieg setzt in den USA die Hochindustrialisierung ein; der Anteil der Stadtbewohner wächst von 28 Prozent im Jahr 1880 bis zur Jahrhundertwende auf 40 Prozent, das Eisenbahnnetz umspannt bald das gesamte Land. Und auch wenn Werbebrochüren noch 1883 „vorzügliches

1882 aber wachsen die Ängste vor einer Überfremdung derart an, dass die Regierung die Politik der offenen Tür beendet



Die entscheidende Hürde: Gesundheitsinspektoren untersuchen im Jahr 1900 Einwanderer bei ihrer Ankunft auf Ellis Island. Wer als krank, kriminell oder als zu arm gilt, wird zurückgeschickt

Land unter den liberalsten Bedingungen und zu äußerst billigen Preisen“ anpreisen, ist gutes Farmland weitgehend vergeben. Es werden nicht mehr Siedler gebraucht, sondern billige Arbeitskräfte für die Fabriken. Die ermöglichen erst die rapide Industrialisierung der USA.

Mehr als fünf Millionen Menschen kommen allein in den 1880er Jahren, darunter immer mehr Auswanderer aus Ost- und Südeuropa – zumeist Bauern aus Italien und Österreich-Ungarn sowie russische Juden, die nach der Ermordung Zar Alexanders II. 1881 vor antisemitischen Pogromen flüchten.

Viele dieser Immigranten sind Analphabeten. Sie wohnen in Slums – etwa in New Yorks berüchtigter Lower East Side – und gelten als Lohn-

drucker und Streikbrecher. Diese fremden Massen sind nicht, so glauben viele Amerikaner, in die Gesellschaft zu integrieren. Der Regierung geht es deshalb fortan nicht mehr um Organisation, sondern um Reglementierung des Einwandererstroms.

Am 3. August 1882 verabschiedet der US-Kongress ein Gesetz, das die Politik der offenen Tür beendet: Neuankömmlinge wird von nun an eine Kopfsteuer von 50 Cent auferlegt, Geisteskranken sowie Personen, die der Wohlfahrt zur Last fallen könnten, die Einreise verweigert – was seit 1875 bereits für Prostituierte und Kriminelle gilt.

Die Einwanderungsbehörde zieht nach Ellis Island um, einer Insel im Hafen von New York. Am 1. Januar 1892 wird dort feierlich die erste Immigrantin empfangen – „ein

rotbackiges irisches Mädchen, 15 Jahre alt“, das mit einer goldenen Zehn-Dollar-Münze beschenkt wird, wie die „New York Times“ berichtet.

Die Ankömmlinge werden registriert, wobei ihre fremdländischen Namen oft „vereinfacht“ werden – so heißt ein Pole namens Skyzertski fortan Mr. Sanda. Durch Befragung versuchen die Beamten Kriminelle, „Polygamisten“ oder Anarchisten auszusondern, eine Beamtin taxierte die Frauen, um mögliche Prostituierte zu entdecken.

Die entscheidende Hürde jedoch ist die ärztliche Untersuchung, bei der ein mit Kreide notiertes B (für *back*, zurück) auf der Kleidung das Ende aller Träume bedeutet. Die stundenlange Aufnahmeprozess empfinden viele Immigranten als traumatisch. Ein bis zwei Prozent der

Ankommenden werden zurückgeschickt – mehrere tausend pro Jahr. Und so verzeichnen die Akten von Ellis Island bis 1954 auch mehr als 3000 Suizide.

Im Jahr 1917 wird ein Lesetest als Aufnahmeverausrüstung eingeführt, 1921 verabschiedet der Kongress ein Gesetz, das eine jährliche Zuwanderungsquote pro Nationalität vorsieht, aber bestimmte Gruppen, etwa Ost-europäer, benachteiligt. Diese Regelung wird später verschärft – und damit die Politik der Reglementierung endgültig durch Selektion abgelöst. Dieser Versuch, durch Quoten die Zusammensetzung der Bevölkerung zu steuern, wird erst 1965 aufgegeben.

Ellis Island wird 1954 geschlossen. Fast 17 Millionen Immigranten haben auf dem Weg zur Einwandererinsel die Freiheitsstatue passiert, in deren Sockel seit 1903 das Sonett von Emma Lazarus zu lesen ist. Doch die Verse an die Armen und Unterdrückten, für die die „Fackel neben dem Goldenen Tor“ erhoben sei, galten schon nicht mehr, als die Dichterin sie 1883 schrieb: Ein Jahr zuvor hatte man begonnen, dieses Tor nicht mehr jedem zu öffnen. □

Dr. Agnes Bretting, Historikerin mit dem Schwerpunkt Amerikanische Geschichte, ist die Dokumentarin dieses Heftes. In ihrer Dissertation untersuchte sie die deutsche Einwanderung nach New York.

VON JENS SCHRÖDER

Homestead, Pennsylvania, Juni 1892: Die Geschäftsführung des Carnegie-Walzblechwerks am Monongahela River rüstet sich für einen Krieg – einen Krieg gegen die eigenen Arbeiter. Ein vier Meter hoher Bretterzaun wird um das Werksgelände gezogen und oben mit Stacheldraht und einem Starkstromkabel gesichert. Schießscharten in Kopfhöhe sollen die Verteidigung erleichtern, spezielle Hydranten im Ernstfall heißes Wasser auf eine angreifende Meute spritzen. Fotoapparate werden auf dem Fabrikgelände installiert, um während der erwarteten Schlacht die Anführer der Angreifer zu identifizieren. Auf einer zwölf Meter hohen Brücke zwischen dem umzäunten Verwaltungsgebäude und den Werkshallen ist Tag und Nacht eine Wache stationiert.

Der Stahlycoon Andrew Carnegie will die Löhne der 3800 Arbeiter seines Betriebes um durchschnittlich 18 Prozent kürzen – und erwartet Widerstand. Schließlich ist der Carnegie-Konzern kerngesund: 4,3 Millionen Dollar Gewinn hat der Sohn eines armen schottischen Damasträubers im Vorjahr einstreichen können.

Carnegies stetig wachsendes Imperium aus Bergwerken, Eisenschmelzen und Walzwerken verfügt über einen der modernsten Maschinenparks der Welt – und produziert Eisenbahnschienen, Leitungsröhre, Panzerbleche und Stahlträger schon jetzt um fast 20 Prozent günstiger

als die Konkurrenz. Dank der Lohnsenkung will Carnegie seine Wettbewerber noch aggressiver unterbieten. Und den Markt vollständig beherrschen.

Ein offener Arbeitskampf kommt ihm da nicht ungelegen – denn nur in direkter Konfrontation kann er die Macht der Stahlarbeiter-Gewerkschaft in Homestead brechen.

Am 24. Juni lässt Carnegie die Verhandlungen scheitern. Aus dem Urlaub in England schickt er die Anweisung, das Werk in Zukunft ohne die Gewerkschaftsmitglieder der „Amalgamated Association“ zu betreiben.

Sechs Tage später riegelt die Geschäftsführung die Fabrik ab. Am 2. Juli tritt die gesamte Belegschaft in den Ausstand. Die Anführer der „Amalgamated“ teilen die Arbeiter nach militärischem Vorbild in Divisionen, Hauptleute und Kommandantinnen ein, um alle Zugänge zum Werksgelände Tag und Nacht zu überwachen. Ein Signalsystem mit Flaggen, Raketen

Räuber

Pittsburgh aus über den Fluss zu nähern, um dann im Schutz der Nacht das Gelände zu besetzen.

Doch die Streikenden sind wachsam: Um vier Uhr morgens erönt die Pfeife des Flussdampfers „Edna“, mit dem die Mitglieder der „Amalgamated“ auf dem Monongahela patrouillieren. Die Pinkerton-Leute nähern sich in zwei Kahnern dem Walzwerk. Sofort jagen reitende Boten durch die Straßen der 12 000-Seelen-Stadt Homestead und verbreiten die Nachricht. Als die Söldner über eine ausgelegte Planke an Land gehen wollen, werden sie von 10 000 Menschen erwartet. Viele schwingen mit Nägeln beschlagene Knüppel; Hunderte tragen Schrotflinten und Pistolen.

Besonnene Gewerkschaftsführer versuchen, ihre Leute

brütender Hitze unter Deck in der Klemme. Die Arbeiter haben sich hinter Barrikaden aus Stahl und Roheisen verschrankt. Sobald einer der Agenten auch nur Luft schnappen will, fliegen die Kugeln. Drei weitere Männer kommen ums Leben. 60 werden verletzt.

Erst als die Walzwerker versuchen, die Kähne der Angreifer mithilfe einer kleinen Salut-Kanone zu versenken und mit brennendem Öl in Brand zu stecken, geben die Agenten auf. Um fünf Uhr abends schwenken sie eine weiße Fahne und verlassen das Schiff zu einem Spießrutenlauf durch die wildende Menge. Wer noch unverletzt ist, den verprügeln die Stahlarbeiter. Die Mission der Agenten in Homestead, auf mehrere Wochen angelegt, ist nach nur einem Tag beendet.

Streiks werden gebrochen – und wenn es Tote gibt

und Dampfpfeifen soll binnen zehn Minuten jeden Streikposten im Umkreis von acht Kilometern alarmieren.

Carnegies Statthalter Henry Clay Frick bleibt hart und kündigt die Wiederaufnahme der Produktion für den 6. Juli an. Angereiste Streikbrecher sollen die Arbeitsplätze der Streikenden einnehmen, gesichert von 300 bewaffneten Agenten, die Frick bei der New Yorker Privatdetektei Pinkerton anfordert – und denen er schriftlich rät, sich von

zu beruhigen. Doch als sich einer bäuchlings auf die Planke wirft, seinen Revolver zieht und einem der Pinkerton-Männer durch den Oberschenkel schießt, eröffnen seine Kollegen ebenfalls das Feuer. Die Agenten schießen vom Deck ihrer Schiffe in die Menge – und verkriechen sich dann im Bauch der Kähne. Drei Arbeiter und ein Söldner überleben den ersten Schusswechsel nicht.

Doch nun sitzen die Pinkerton-Leute bei mittlerweile

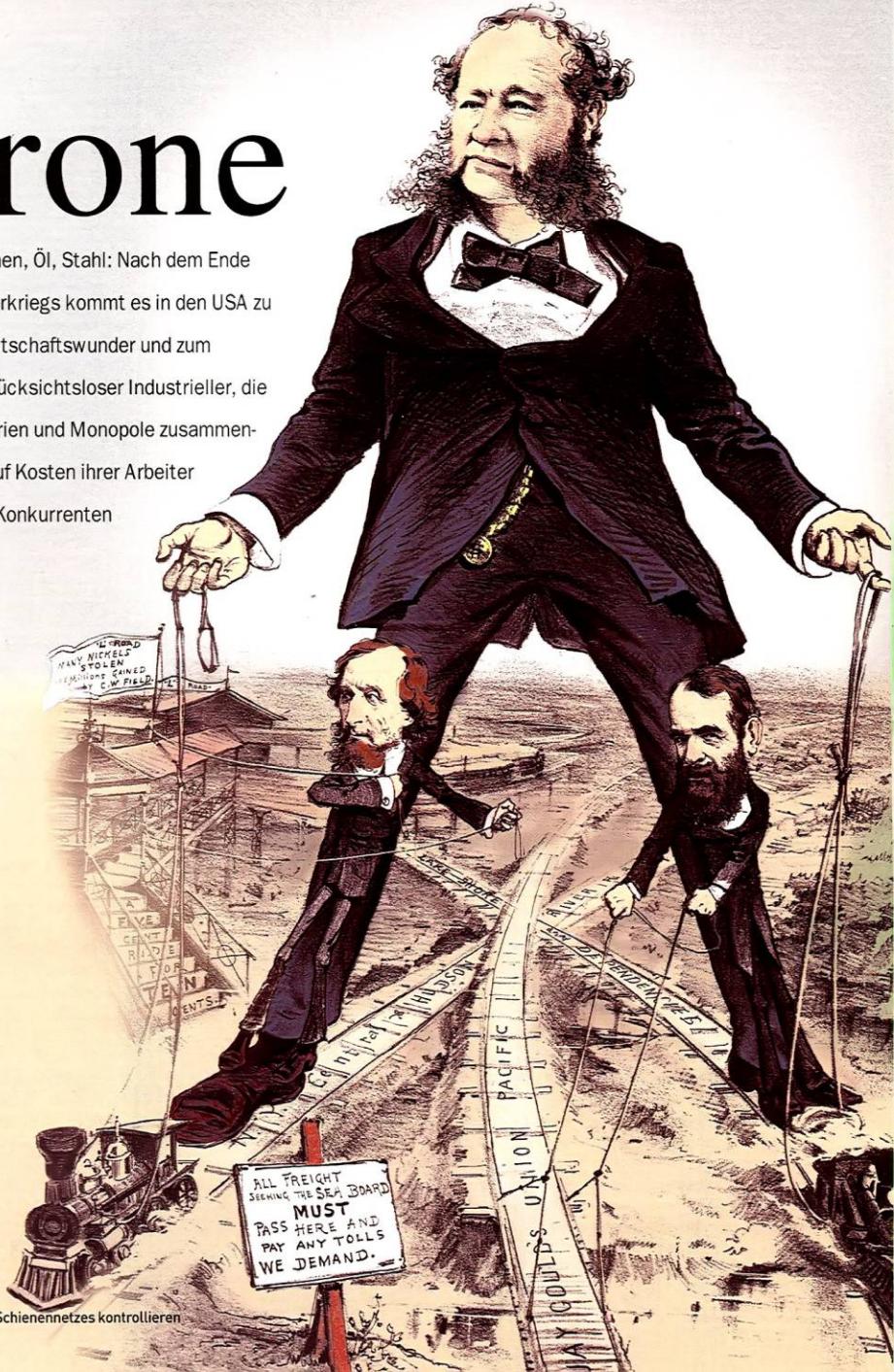
Den Arbeitskampf haben die Walzwerker damit aber nicht für sich entschieden. Im Gegenteil. Die Staatsmiliz rückt an, um weiteres Blutvergießen zu verhindern. Unter dem Schutz der Soldaten bringen Streikbrecher die Produktion wieder auf Touren. Die Kampfmoral der Arbeiter hält zwar noch mehr als vier Monate, bis zum 20. November – dann aber akzeptieren sie die Lohnkürzung. Gewerkschaftsmitglieder werden nicht wieder eingestellt.

barone

Eisenbahnen, Öl, Stahl: Nach dem Ende

des Bürgerkriegs kommt es in den USA zu
einem Wirtschaftswunder und zum

Aufstieg rücksichtsloser Industrieller, die
sich Imperien und Monopole zusammen-
raffen – auf Kosten ihrer Arbeiter
und ihrer Konkurrenten



„Sieg auf der ganzen Linie“, kabelt Frick an Carnegie, der seinen Urlaub inzwischen in Südeuropa fortsetzt. „Die Arbeiter werden nie vergessen, welche Lehre wir ihnen erteilt haben.“

Carnegies Antwort: „Gratulation! Leben jetzt wieder lebenswert. Italien wunderschön.“

ANDREW CARNEGIE glaubt nicht, dass er sich etwas vorzuwerfen hat. Denn der Er-

telligenz, Disziplin und Geschicklichkeit.

Der später Darwin zugeschriebene Begriff vom „survival of the fittest“, dem Überleben der Stärksten, stammt in Wahrheit aus Spencers Schriften zur Evolution der menschlichen Gesellschaft. Für Carnegie ist die Theorie seines Freundes „eine wahre Quelle des Trostes“, wie er in seiner Autobiografie angibt. Eine quasi naturwissenschaftliche Rechtfer-

werken in Pittsburgh transportieren.

Sogar als sein eigener Kunde tritt Carnegie auf: Er besitzt eine Brückenbaufirma mit einem immensen Bedarf an Stahlträgern. Enge Kontakte zur Politik garantieren ihm zusätzlich das Wohlwollen des Militärs – das sich mit einer Flotte von Panzerschiffen ausrüsten will.

Zur Jahrhundertwende hat sich Carnegies Gewinn seit dem Streik von Homestead

kein anderer den Geist jener Jahrzehnte, die der Satiriker Mark Twain das „Gilded Age“ genannt hat, das „Vergoldete Zeitalter“: jene Dekaden vom Ende des Bürgerkrieges bis zur Jahrhundertwende, in denen sich das ländlich-dezentrale Amerika der Gründerväter in eine schlagkräftige Weltmacht verwandelt.

Es kommt zu einem beispiellosen Wirtschaftswunder, in dessen Verlauf die vom jahrelangen Bruderkrieg gespaltenen USA ihr Brutto- sozialprodukt versuchs- und ihre bis dahin im weltweiten Vergleich unbedeutende Industrieproduktion verfünfachen.

Zur Jahrhundertwende stellen die Fabriken Nordamerikas mehr Güter her als die alten Mächte Großbritannien, Frankreich und Deutschland zusammen. Über ein Drittel der industriellen Weltproduktion ist jetzt *Made in USA*.

Eine Kombination höchst unterschiedlicher Faktoren begünstigt die schwindelerregende Dynamik der Industrialisierung in den USA:

- Ein politisch stabiler Binnenmarkt von bislang ungekannter Größe feuert die Entwicklung mit seiner scheinbar Unersättlichkeit. Trotz ihrer riesigen geographischen Ausmaße haben sich die USA zu einer wirtschaftlichen und kulturellen Einheit entwickelt: 346 000 Kilometer Telegrafendraht vernetzen um 1900 diese größte Volkswirtschaft der Erde zu einem funktionstüchtigen Markt. Die elektrischen Signale tragen Angebot, Nachfrage und Preisschwankungen blitzschnell auch in vormals entlegene Gebiete.
- Das Bevölkerungswachstum übersteigt alles Dage- wesene: Zwischen 1865 und

Europa finanziert den Aufschwung der USA

folg, so das Credo der amerikanischen Industriekapitäne im ausgehenden 19. Jahrhundert, heiligt die Mittel. Und der Erfolg hat den Stahlbaron seit Jahren nicht verlassen: Immer weiter hat er seine Produktionskosten gesenkt, seine Arbeiter zu immer neuen Höchstleistungen gepeitscht, den Preis für Stahlschienen von 110 auf 65 Dollar gedrückt.

Er will Konkurrenten nicht aufkaufen, er will sie auscheiden. Er unterbietet sie so lange, bis ihnen die Luft ausgeht. Dass er sich dabei nicht nur mit den Chefs der anderen Stahlfirmen anlegt, sondern auch mit seinen eigenen Arbeitern, nimmt er in Kauf.

Gegen moralische Anschuldigungen wappnet sich Carnegie mit der Philosophie seines Freundes, des britischen Sozialtheoretikers Herbert Spencer. Dessen Werk „Social Statics“ verkauft sich in den USA in diesen Jahren fast 400 000-mal – und beruhigt das Gewissen einer ganzen Generation von Wirtschaftsbaronen: Wer sich im Wettkampf mit anderen bis nach oben durchboxt, so Spencer, der ernte nur zu Recht die Früchte seiner In-

tigung seiner brutalen Geschäftspraktiken, bei denen all jene auf der Strecke bleiben, die sich nicht durchsetzen können.

Der Sieg über die Gewerkschaft in Homestead im Sommer 1892 lässt Carnegie fortan völlig freie Hand: In den folgenden fünf Jahren drückt er die Löhne der Walz-

verzehnfacht. Der Titan aus Schottland produziert in seinen Werken vier Millionen Tonnen Stahl jährlich. Er beherrscht ein Viertel des Weltmarkts.

Und doch wird er seinen Meister finden.

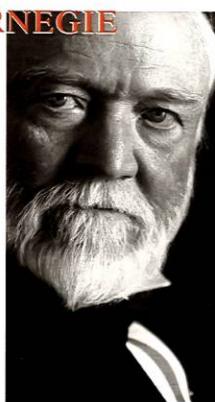
DER RASANTE AUFSTIEG DES Stahlbarons symbolisiert wie

ANDREW CARNEGIE

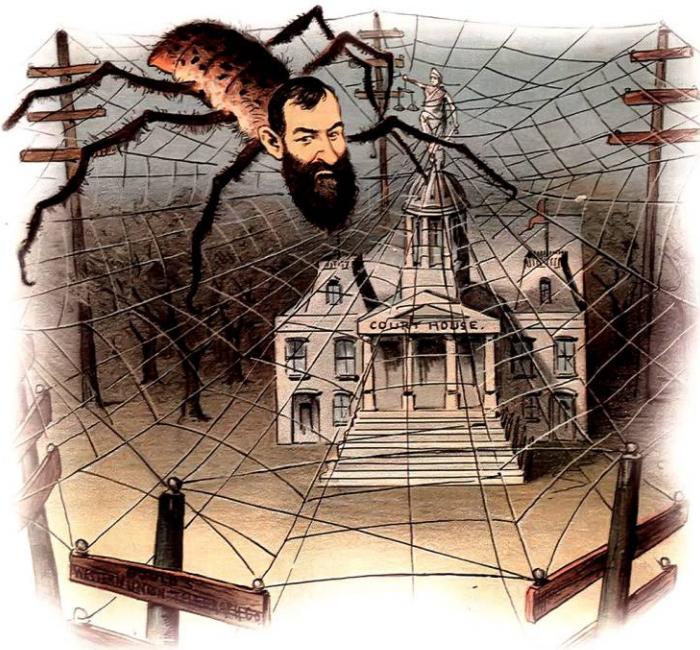
werker um weitere 20 Prozent – und verlängert gleichzeitig ihre Schichten von acht auf zwölf Stunden.

Seine stetig steigenden Profite investiert er in immer effizientere Techniken und die Expansion seiner Gesellschaft. Sein Ziel ist ein „vertikales Monopol“, ein Großkonzern, der alle Stufen der Stahlproduktion in sich vereint und damit unabhängig von Zulieferern wird.

Carnegie besitzt Anteile an riesigen Eisenerzlagern in der Mesabi-Bergkette. Er verfügt über Kohlengruben und Kokereien, die den Brennstoff für seine Hochöfen liefern. Mit eigenen Eisenbahnen und einer Dampferflotte kann er die Rohmaterialien über die Großen Seen bis zu den Stahl-



Der Stahlunternehmer drückt den Verdienst seiner Arbeiter um gut ein Drittel, damit er Konkurrenten unterbietet und ruinieren kann



Jay Gould, ein Spekulant, der sein Vermögen unter anderem in Telegrafenleitungen angelegt hat, besticht Richter, manipuliert die Börse – und nennt sich »meistgehasster Mann Amerikas«

1900 verdoppelt sich die Einwohnerzahl der USA auf fast 76 Millionen Menschen, auch aufgrund der Masseneinwanderungen. Es ist zuallererst diese Größe, aus der das Land die Kraft für seinen Aufschwung schöpft.

- Eisenerz, Kohle, Öl und Gold: Alle entscheidenden Rohstoffe der modernen Industriegesellschaft sind in den USA reichlich vorhanden. Zwischen 1860 und 1900 erhöht sich die Produktion von Steinkohle um das 22fache, die von Rohöl um das 90fache und die von Stahlprodukten um mehr als das 500fache.

- Während die Industrialisierung in England 100 Jahre zu-

vor noch mit einem Niedergang der Landwirtschaft einhergegangen war, geschieht in den USA genau das Gegenteil: Die nutzbare Fläche ist schier unermesslich, und auf den riesigen Farmen lohnt sich der Einsatz moderner Traktoren und mechanischer Erntemaschinen, welche die Arbeit der Bauern immer produktiver machen. Vor allem Weizen wird zu einem gefragten Exportgut. Die stetig wachsenden Profite der Landwirtschaft schaffen Kaufkraft und Startkapital für die neuen amerikanischen Industrien und Fabriken – während das längst industrialisierte England noch lange Zeit auf Importe angewiesen

ist, um seine Bevölkerung zu ernähren.

- Mangel herrscht dagegen – trotz Millionen von Einwanderern – an Arbeitskräften. Doch selbst dieses Problem heizt die Entwicklung in Wahrheit nur weiter an. Die Dienste der ehrgeizigen Neankömmlinge aus der Alten Welt sind an Hochöfen und in Walzwerken, in Textilfabriken, Montagehallen und an Gleisbaustellen stets gefragt. Die Löhne sind hoch im Vergleich zu den europäischen – aber auch Anreiz für Unternehmer, Arbeiter ersetzende Maschinen auszuprobieren.

- Ein breiter Industriegürtel erstreckt sich von Neuengland im Nordosten über Chi-

cago und Ohio bis nach Pittsburgh in Pennsylvania. Es entstehen voll mechanisierte Schlachthöfe und Fleischfabriken, Textilmanufakturen mit Maschinenwebstühlen, Werkshallen, die nachts mit elektrischem Licht beleuchtet werden. Hersteller von Uhren und Büchsen, Mähern und Fahrrädern richten sich mit standardisierten Einzelteilen auf die Produktion von Massengütern ein – eine Methode, die als „Amerikanisches System“ der Fabrikation bekannt wird.

- Knapp eine halbe Million Industriepatente, vom Dampfkocher über Glühlampe und Telefon bis hin zum Lift und zur serienfähigen Schreibmaschine, markieren zwischen 1860 und 1890 den amerikanischen Willen zur Innovation. Oft beruhen sie auf amerikanischem Erfindergeist – etwa im Fall der Technik-Genies Thomas Alva Edison (elektrisches Licht), Alexander Bell (Telefon) und George Westinghouse (Druckluftbremse). Doch häufig übernehmen die Amerikaner auch europäische Neuentwicklungen und setzen sie ohne Rücksicht auf überkommenen Strukturen ein, wenn sie damit die Effizienz ihrer Fabriken steigern können. Wie beispielsweise Carnegie, der seine Fähigkeit zur Massenproduktion von Stahl einer in England erfundenen Methode der Eisenveredlung verdankt, die er immer weiter verbessern lässt.

EINEN ENTSCHEIDENDEN Schritt auf dem Weg zu einer eigenständigen Industriemacht aber schaffen die Amerikaner nicht allein aus eigener Kraft: Die Vernetzung ihres riesigen Landes mit Eisenbahnliniens übersteigt die finanziellen

Möglichkeiten der jungen Volkswirtschaft – und wird mit Milliardenbeträgen europäischer Investoren finanziert. Bis zum Ersten Weltkrieg bleiben die USA durch diesen transatlantischen Kapitalfluss ein Schuldner der Alten Welt.

Dennoch lohnt sich das Unterfangen: Mehr als 300 000 Kilometer Gleise durchziehen um die Jahrhundertwende den Kontinent – fast sechsmal so viel wie 1865 zum Ende des Bürgerkrieges und schon mehr, als in ganz Europa verlegt sind. Bereits 1869 ist die erste Transkontinentalverbindung in Betrieb gegangen.

Die neuen Verkehrswege befördern die Industrialisierung gleich in mehrfacher Hinsicht: Sie verbinden zum einen die Bergwerke, Goldminen und Ölfelder mit den neuen Industriezentren. Zum anderen transportieren die Eisenbahnen die neuen Konsumgüter – von Fotoapparaten über Konservendosen bis zu Rasierklingen – zu den Verbrauchern im ganzen Land, deren wachsende Konsumlust zudem mit neuartigen Marketingstrategien gesättigt wird.

Der kaum zu stillende Bedarf der Eisenbahnbetreiber an frischem Kapital treibt die Börse an und hält jene Investment-Banken im Geschäft, die in London, Berlin und Paris nach Käufern für Schuldverschreibungen und Aktien suchen. Mit Bau und Instandhaltung der Gleisnetze schaffen die Bahnen obendrein eine riesige Nachfrage an Eisen und Stahl, Kohle und Koks, Waggons und Dampfmaschinen – sodass das Kapital aus Europa mittelbar auch diese Industrien anheizt.

Aber die riesigen Eisenbahnprojekte lassen nicht nur

die Wirtschaft wachsen, sie verwandeln auch die amerikanische Unternehmenskultur. Die schiere Größe ihrer Firmen stellt die Bahnunternehmer vor Probleme, die noch kein Industrieller vor ihnen hat lösen müssen.

Schienestränge, die sich über Hunderte von Kilometern und mehrere Zeitzonen erstrecken, weit verstreute Baustellen sowie Belegschaften mit Zehntausenden von Angestellten: Solche Unternehmen können nicht wie früher von einem einzigen Patron regiert werden.

Neue Lösungen für das Delegieren von Verantwortung sowie die Koordination von Mitarbeitern und Material sind gefragt. Mit dezentralen, hierarchisch abgestuften Firmenstrukturen, mit Leitenden Angestellten und moderner Buchführung leiten die Eisenbahnen eine Revolution in der Unternehmensführung ein. Effizienz-Spezialisten optimieren Produktionsabläufe und Lohnskalen.

„Big Business“ heißt der Trend, den Amerikas Wirtschaft wie keine andere vorantreibt und in dessen Windschatten Unternehmen und Konglomerate zu bislang unbekannter Größe und Marktmacht heranwachsen. Und Andrew Carnegie, in jungen Jahren Angestellter der Pennsylvania-Linie, gehört zu den ersten, welche die neuen Managementmethoden der Bahngesellschaften konsequent in der Industrie anwenden.

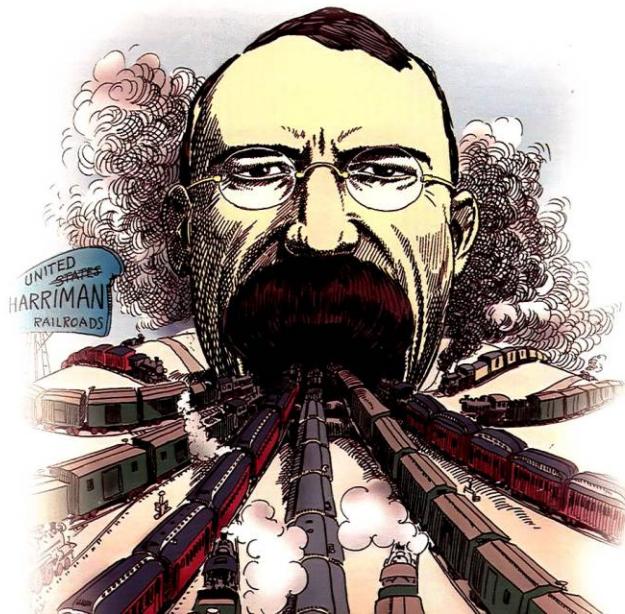
Carnegie ist mehr Organisator als Firmenpatron. Straff wie eine Armee lässt er seine Divisionen von Arbeitern durch Werksleiter und Vorarbeiter befehligen. Für alle Detailfragen der Technik, des Controlling oder der Materialbeschaffung beschäftigt er Spezialisten und begnügt sich selbst mit der Oberaufsicht über die Geschäfte. Ein betriebswirtschaftliches Novum, das dem Stahlbaron die Freiheit gibt, seine Firma im ganzen Land als Lobbyist in eigener Sache zu vertreten.

ten, höchstpersönlich staatliche Großaufträge dies- und jenseits des Atlantiks einzutragen und bei jeder Gelegenheit die Expansionspläne und den Stahlbedarf der Eisenbahngesellschaften auszuspionieren.

Seine eigenen Werke besucht Carnegie dagegen fast nie – zumal Lärm, Hitze und Smog in den Produktionsstätten nach Ansicht seines Philosophen-Freundes Herbert Spencer jeden binnen kurzer Zeit in den Selbstmord treiben könnten.

Von den Abläufen bei der Stahlproduktion versteht der ehemalige Telegrafist Carnegie ohnehin nicht viel. Dennoch lässt er sich von jeder Abteilung seiner Werke täglich über die Arbeitsleistung Bericht erstatten. Anweisungen verschickt er per Telegramm oder Postkarte aus seinen Büros in Pittsburgh und New York – oder von seinem Schloss in Schottland aus.

Carnegies Korrespondenz ist gefürchtet, denn er kann



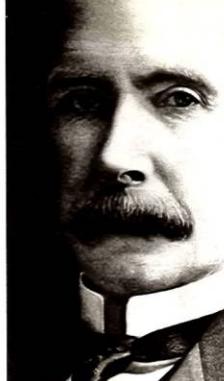
mit wenigen gezielten Worten Zwietracht unter den Werkmeistern sähen. „Hochofen 8 hat heute alle Rekorde gebrochen.“ kabelt ihm ein Mitarbeiter stolz. Die Replik des Chefs: „Was war mit den anderen Hochöfen los?“

Er weiß, dass er in einem großen Imperium teilen muss, um ungestört zu herrschen – eine Devise, die auch seine Manager beherzigen. Um die Verständigung der Arbeiter untereinander zu behindern, mischen sie ihre Belegschaften in einem ausgetüftelten Verhältnis von Einwanderergruppen.

„Deutsche, Iren, Schweden und ein paar amerikanische Landjungen, gemischt mit Schotten und Walisern“, so ein leitender Carnegie-Mitarbeiter, ergäben den „wirksamsten Brei“ – eine Mischung von Sprachen, Gemütern und nationalen Feindschaften nämlich, die einen gemeinschaftlichen Aufstand äußerst unwahrscheinlich mache.

Die Gewerkschaftsführer sind meist machtlos gegen solche Strategien: Während des gesamten 19. Jahrhunderts vertreten sie nie mehr als zwei Prozent der amerikanischen Erwerbstätigen – verteilt auf verschiedene Organisationen, deren Anführer sich auf keine gemeinsame Strategie einigen können.

Den Alltag des „Vergoldeten Zeitalters“ prägen sie dennoch: Allein zwischen 1880 und 1900 kommt es zu über 23 000 Streiks. Immer wieder setzt die Regierung Soldaten gegen die Protestierenden ein, allein bei den Eisenbahnstreiks von 1877 gibt es mehr als 100 Tote. Und als 1886 Polizisten in Chicago zwei streikende Arbeiter erschießen, sterben bald darauf sieben Beamte bei einem Bom-



Der Ölindustrielle
versperrt seinen Rivalen den
Zugang zum Markt – und
kauft deren Fabriken zum
Schrott preis auf

JOHN D. ROCKEFELLER

benattentat – ein Anschlag, für den die acht Anarchisten verantwortlich gemacht und vier nach einem Schauprozess gehängt werden.

Fast immer geht die Gewerkschaftsbewegung geschwächt aus den brutalen Konflikten hervor – bestärkt die Vorfälle doch viele Bürger in ihrem Vorurteil, die

berbarone“ werden die milionenschweren Gründer und Spekulanten genannt, halb abfällig, halb bewundernd.

Zentrum des neuen Überflusses ist die Börsenmetropole New York. Hier schmücken Millionäre ihre Hunde mit Diamantcolliers, treffen sich die Neureichen regelmäßig zum *Millionaires & Monopolists Club* und umwickeln ihre Zigarren vor dem Rauchen mit 100-Dollar-Scheinen – während vier Fünftel der amerikanischen Familien mit weniger als 500 Dollar im Jahr auskommen müssen.

Die Früchte des Aufschwungs in der neuen Welt könnten nicht ungleicher verteilt sein: Fast die Hälfte allen Privatvermögens ist um 1900 im Besitz von einem Prozent der amerikanischen Bevölkerung. Während sich an New

Yorks Fifth Avenue die Paläste der Gummibarone, Kupfermagnaten und Eisenbahnfürsten aneinander reihen, leben in den Slums der Stadt auf einem einzigen Quadratkilometer bis zu 100 000 Menschen.

Die rasante Industrialisierung hat im Land der stolzen Pioniere, Siedler und Farmer

mehr als in jedem anderen Industrieland.

Um so verhasster sind die großen Profiteure des Aufschwungs. Allen voran Spekulanten wie Jay Gould, die ihr Vermögen nicht durch Arbeit, sondern durch Lügen, Tricks und Scheingeschäfte auf den noch kaum reglementierten Aktienmärkten spielerisch leicht vermehren. Der „Mephisto der Wall Street“ benutzt seine eigenen Zeitungen und Telegrafenleitungen, um mit Gerüchten den Aktienkurs einer profitablen Firma nach unten zu treiben – und dann das Unternehmen blitzschnell und zu einem Bruchteil seines Wertes aufzu kaufen.

Im September 1869 lässt sich Gould durch eine von ihm kontrollierte Bankgesellschaft unbegrenzten Kredit einräumen – und löst innerhalb von zwei Tagen eine Panik am Goldmarkt aus. Über Strohmänner treibt er den Kurs mit riesigen Kauforders in völlig unrealistische Höhen, um dann seine Bestände und Optionen rechtzeitig wieder abzustoßen, ehe die Regierung den Markt durch den Verkauf von Goldreserven aus Fort Knox beruhigen kann. Angeblich verdient Gould an der Monate im voraus geplanten Aktion elf Mil-

Spekulanten arbeiten mit Lügen und Tricks

Kämpfer für die Arbeiterrechte seien in Wahrheit nichts als Sozialisten und Feinde aller Privateigentums, die einen gewaltigen Umsturz planten.

AUF DER ANDEREN SEITE sind auch die Protagonisten des amerikanischen Wirtschaftswunders bei der Bevölkerung nicht sonderlich beliebt. „Räu-

eine neue Klasse entstehen lassen, ein Proletariat von sechs Millionen Menschen, die in Raffinerien, Textilmanufakturen und Fabriken ihre Arbeitsleistung verkaufen müssen, die mit den erraticischen Zyklen der Konjunktur geheuert und gefeuert werden und von denen jedes Jahr 30 000 bei Arbeitsunfällen ums Leben kommen –

lionen Dollar (nach heutigem Wert rund 200 Millionen Dollar). Viele Börsenmakler und Spekulanten gehen bankrott, einer bringt sich um.

Ein wenig besser gelitten – wenn auch ebenso skrupellos – ist der Schiffs- und Eisenbahntcoon Cornelius Vanderbilt, der für seine zügellose Aggressivität gegenüber Konurrenten zugleich ge-

fürchtet und bewundert wird. Vor dem Bürgerkrieg hat er für 10 000 Dollar einen Staatsstreich in Nicaragua ansetzen lassen, damit ihm die Putschisten danach das exklusive Wegerecht für eine Passage an die amerikanische Westküste einräumen.

Wer ihm bei seinen Geschäften in die Quere kommt, kann mit Rücksicht nicht rechnen: „Gentlemen, Sie haben versucht, mich zu betrügen“, schreibt er einmal an ehemalige Kompagnons. „Ich werde Sie nicht verklagen, das dauert zu lange. Ich werde Sie ruiniieren.“ Und das tut er dann auch.

Seine eigenen Betrügereien – etwa die Ausgabe falscher Aktien oder dreiste Kursmanipulationen – nimmt Vanderbilt nicht ganz so ernst. „Was schert mich das Gesetz“, lautet einer seiner Aussprüche, „ich habe doch Macht.“ Und das bedeutet: Geld. Bei seinem Tod im Jahre 1877 hinterlässt er seinem Sohn William 90 Millionen Dollar (nach heutigem Wert 1,5 Milliarden Dollar) – eine Summe, die dieser bald verdoppelt und damit zum reichsten Mann der Welt wird.

Doch diese Position muss der Erbe schon bald an einen weiteren „Räuberbaron“ mit zweifelhaftem Ruf abtreten: an John D. Rockefeller, der seinen Aufstieg im Ölgeschäft im Januar 1872 mit dem berüchtigten „Massaker von Cleveland“ beginnt. In Geheimverhandlungen mit Eisenbahnlinien sichert er sich ungeheure Rabatte – einen Vorteil, mit dem er seine Konkurrenten so massiv bedroht, dass der seltsame Mann mit dem maskenhaft glatten Gesicht binnen weniger Wochen 22 der 26 mit ihm konkurrierenden Raffinerien



Jay Gould geht 1884 mit von ihm manipulierten Aktien vor der Wall Street beinahe unter, während William H. Vanderbilt auf sicheren Anleihen sitzt. Doch auch diesmal kann Gould den Ruin vermeiden

in der Region um Cleveland aufzukaufen kann.

Den verängstigten Besitzern zahlte er meist kaum mehr als den Schrottwert ihrer Anlagen. Eine „abschreckliche Anakonda“ nennt ihn eine Zeitung. Rockefeller selbst hält sich dagegen für den Retter der Branche, einen Garanten der Stabilität in einem bis dahin unberechenbaren Geschäft.

In den 1880er Jahren ist er so mächtig, dass er von seinem Büro am New Yorker Broadway 90 Prozent des amerikanischen Raffineriegeschäfts kontrolliert. Seine Fürsprecher in Parlamenten und Regierungen kauft er mit Schmiergeld. Sein Öl exportiert

tier er bis nach Europa und Asien. Seine Aktionäre verwöhnt er mit Dividenden von bis zu 43 Prozent. Und seine Angst vor der Rache geprellter Geschäftspartner beruhigt er mit einem Revolver auf seinem Nachttisch.

IM WINDSCHATTEN des Erfolges von Rockefeller und Carnegie rollt gegen Ende des Jahrhunderts eine Fusionswelle durch die amerikanische Wirtschaft – allein zwischen 1897 und 1904 schließen sich mehr als 4200 Unternehmen zu 257 Konglomeraten zusammen. Die 100 größten Firmen der USA vervierfachen im Durchschnitt ihre Größe.

Keksfabriken und Zigarettenhersteller, Bleiminen, Seilmanufakturen, Salzproduzenten, Stacheldrahtfabrikanten, Nähmaschinenwerke und Whiskeybrennereien suchen in immer größeren Zusammenschlüssen Schutz gegen Preisverfall, Konkurrenzdruck und die beginnende Rezession der 1890er Jahre.

Für Europäer verkörpern die neuen Industriesriesen den amerikanischen Traum von den unbegrenzten Möglichkeiten. Für viele Amerikaner dagegen stehen sie für die grenzenlose Gier der Turbo-Kapitalisten, die sich mit Fusionen gegen aufstrebende Konkurrenten zusammenrotten.

Journalisten prangern die Konglomerate in Enthüllungsberichten als kapitalistische Verschwörungen an, die das amerikanische Volk versklaven. In Karikaturen schnappen die Kohle-, Öl- und Zucker-Monopole in Form von Haien mit Zylinderrüten nach dem hilflosen Verbraucher. Präsident Theodore Roosevelt droht den Vertretern der Hochfinanz auf einer Dinnerparty mit der Faust und schimpft auf die „Tyrannie des schieren Reichtums“.

Hunderte von Gerichtsverfahren, Kongressanhörungen und Gesetzgebungsinitiativen, angespornt durch wütende Lobbyisten der Bauern und des Mittelstandes, sollen die im Wettbewerb kaum noch besiegbaren Riesenunternehmen zerschlagen helfen. Schon im Jahre 1890 verabschiedet der Kongress ein Gesetz, das die Zusammenarbeit von Unternehmen verbietet, wenn sie damit den Wettbewerb behindern – freilich ein Pyrrhusieg.

Denn mit rechtlichen Mitteln sind die Marktkräfte nicht mehr zu fesseln. Im Gegen teil: Das Oberste Bundesgericht legt das halbherzig formulierte Verbot sogar im Sinne der Monopolisten aus. Unabhängige Unternehmen, so die Richter, dürfen nach dem neuen Gesetz ihre Preise nicht mehr untereinander ab sprechen.

Verboten sei demnach jede Art der lockeren Kartellbildung, wie sie um die Jahrhundertwende etwa in Deutschland und Frankreich weit verbreitet und vollkommen legal ist.

Die amerikanischen Unternehmer sind durch diese Rechtsprechung praktisch gezwungen, ihre Konzentration

noch weiter zu führen als ihre Kollegen in Europa: Denn eine vollständige Verschmelzung unterschiedlicher Firmen zu einem neuen Gemeinschaftsunternehmen durch Übernahme der Aktienmehrheit beanstanden die US-Gerichte ja gerade nicht.

Bundesstaaten wie New Jersey machen sogar ein Geschäft aus der unklaren

Viele Firmen fusionieren. Ihr Ziel: das Monopol

Gesetzeslage, indem sie aufstrebenden Großindustriellen für ihre Zusammenschlüsse die Rechtsform einer staaten übergreifenden Holdinggesellschaft anbieten – um dadurch Hunderte von Firmensitzen auf ihrem Territorium anzusiedeln und Hundertausende Dollar an Gebühren zu kassieren.

Erst im neuen Jahrhundert ebbt die Fusionswelle langsam ab – im Jahre 1904 pro-

Kapital ist nicht sein Erbe – sondern seine Aura.

Kaum eine Gefühlsregung zeigt sich bei Verhandlungen im Gesicht des Bankiers, aus dessen Mitte die wohl monströseste Nase New Yorks hervorragt; knallrot, deformiert und von blumenkohlartiger Textur infolge einer chronischen Hautkrankheit aus Jugendzeiten.

schweigend auf seine Unterlagen, bis der Besucher ihn verlässt.

Er selbst glaubt unbedingt an die eigene Kompetenz. Und münzt dieses Selbstbewusstsein in Überzeugungskraft um – sein Erfolgsgemheimnis.

Denn die wichtigen Investoren in Europa, vor allem die Briten, sind von Betrüge-

reien, Eisenbahnkriegen und Pleitewellen auf dem un durchschaubaren Wachstums markt im „wilden“ Westen bisweilen so schockiert, dass sie amerikanische Staatsanleihen nicht einmal mehr kaufen würden, „wenn sie von einem Engel des Himmels gegengezeichnet wären“. Als unbedenklich gelten nur die Wertpapiere mit der Signatur J. P. Morgans.

In der Fusionswelle der 1890er Jahre macht ihn sein Ruf als grundreicher Vermittler zum idealen Berater für verfeindete Konkurrenten, die einen Friedensschluss in Betracht ziehen.

Der Bankier perfektioniert dazu die Methode der Pendeldiplomatie, platziert die bisherigen Widersacher in verschiedenen Büros, lässt Mitarbeiter der Morgan-Bank mit Vorschlägen und Kom promissen zwischen beiden hin und her laufen, wirbt nach erfolgter Einigung mit seinem guten Namen frisches Kapital an der Börse und bei europäischen Investoren ein.

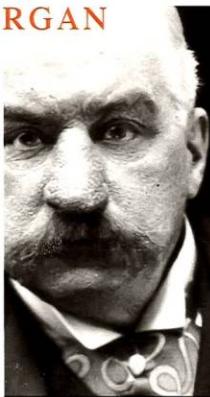
Und: Er lässt sich für seine Dienste nicht nur mit Millionenhonoraren und Aktien entlohnen, sondern stets auch mit einflussreichen Posten. Eine Strategie, mit der er in den neu geordneten Unternehmen „in Zukunft jedes

JOHN P. MORGAN

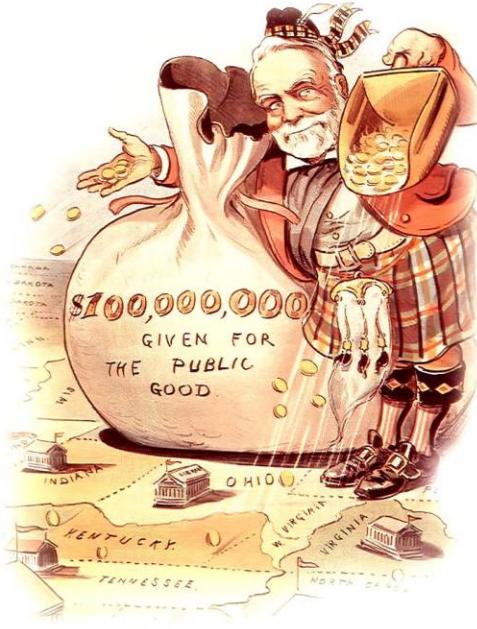
duzieren vier Prozent aller amerikanischen Firmen mehr als die Hälfte aller Industriegüter der USA.

DER VERMUTLICH GRÖSSTE Profiteur dieser Entwicklung residiert in einem sechsstöckigen Eckhaus an der Wall Street No. 23 und handelt mit nichts weiter als Verbindungen und Vertrauen. Es ist der Bankier John Pierpont Morgan, der als Vermittler im Kampf der Industrie-Titanen binnen weniger Jahre zum mächtigsten Mann der USA aufsteigt.

Morgan ist kein Selfmade Millionär wie die meisten anderen Räuberbarone. Das Bankgeschäft hat er von seinem Vater übernommen. Doch Pierponts wichtigstes



Der Bankier vermittelt im Krieg der Konzerne – und lässt sich dafür mit mächtigen Direktorenposten entlohen



Andrew Carnegie verliert zwar den Kampf um seinen Konzern gegen J. P. Morgan – nicht aber sein Vermögen. In späteren Jahren stiftet er Millionen.

Missmanagement wirksam ausschließen will“.

Fast die Hälfte des amerikanischen Schienennetzes gerät im Lauf der Jahre auf diese Weise unter seine direkte oder indirekte Kontrolle. Die wichtigste Industrie der USA – zuvor von mörderischem Wettbewerb und ruinösen Preiskriegen gebeutelt – ist damit weitgehend „morganisiert“, wie es die Presse nennt.

J. P. Morgan engagiert sich aber auch im Kohlenbergbau, finanziert die Projekte von Thomas Alva Edison und konsolidiert 1892 mehrere von dessen Elektrofirmen in der General Electric Company – noch heute einer der

größten Industriekonzerne der Welt.

Gemeinsam mit seinen Kompagnons hält Morgan 746 Direktorenposten in 134 Firmen und kontrolliert damit um die Jahrhundertwende

Am Ende siegt der Bankier über den Industriellen

Geld und Kapital im Wert von 24 Milliarden Dollar – 25-mal mehr als die jährlichen Staatseinnahmen der USA.

Und dann, beinahe über Nacht, gebietet der Großbankier im Jahre 1899 nach einem Zusammenschluss von Röhren-, Draht- und Brückenbaufirmen auch über ein neues Stahlimperium, das zweitgrößte des Landes.

Eine Provokation für Andrew Carnegie, den bislang umstrittenen Herrscher des Stahlmarktes.

CARNEGIE GIBT sich kämpferisch: Morgan werde mit seiner neuen Firma „Federal Steel“ gewiss wie immer viele Wertpapiere verkaufen – mit dem Absatz von Stahl aber scheitern. Einen „Machtkampf“, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat“, prophezeit die Wirtschaftszeitung „New York Commercial“. Ein letzter Titanenkampf des „Vergoldeten Zeitalters“.

Die Geschäftsführung der Carnegie-Gesellschaft rüstet sich für einen Krieg. Diesmal nicht gegen aufgebrachte Arbeiter oder regionale Konkurrenten, sondern gegen das einflussreichste Bankhaus der amerikanischen Hochfinanz. Der neue Gegner ist mächtiger, unberechenbarer, subtiller. Und seine Ressourcen sind anscheinend unbegrenzt.

Carnegie kündigt den Bau einer neuen Fabrik an, mit der er J. P. Morgan & Company am Markt unterbietet will. Auch plant er eine eigene Eisenbahnlinie zwischen Pittsburgh und der Ostküste, um Morgans Transport-Imperium anzugreifen. Von seinem Schloss in Schottland aus kabelt Carnegie Anweisungen

doch zwei verschiedenen Generationen von Wirtschaftsführern an.

Carnegie ist ein Purist, ein Industriekapitän der alten Schule. Seine Firma ist aus eigener Kraft gewachsen. Wenn er investiert, dann meist nicht mithilfe von Bankkrediten, sondern mit selbst verdientem Geld. Marktanteile will er sich im Wettbewerb erkämpfen und nicht durch Absprachen erkaufen. Börsengeschäfte hält er für unanständig.

Und den Fusionspoker in der amerikanischen Wirtschaft nennt er „den reinsten Popanz“, bei dem man „Katzen und Hunde zusammenwirft und sie dann Elefanten nennt“.

Morgan dagegen lebt von solchen Geschäften. Seit Jahren predigt er seinen Klienten, dass ihr Heil nicht im ruinösen Wettbewerb, sondern in einer „Community of Interest“ liege, einer friedlichen Einigung über Markt und Macht.

Seine Stärke bezieht der Bankier dabei aus Kapitalanlagen, die ihm gar nicht selbst gehören. Sein Erfolg basiert nicht auf handfesten Produkten, sondern auf Verhandlungsgeschick. Und auf Aktien und Wertpapieren, deren Kurse nicht reale Güter und

an seinen Generaldirektor Charles Schwab und zitiert dabei ein weiteres Mal seinen Lieblingsphilosophen Herbert Spencer: „Die Situation ist interessant, aber auch ernst. Nur der Beste wird überleben.“

Die Kontrahenten könnten unterschiedlicher nicht sein. Beide sind zu diesem Zeitpunkt Mitte 60 und gehören

Maschinen, sondern oft nur die Hoffnungen und Ängste der Anleger widerspiegeln.

Es ist bezeichnend für den Anbruch einer neuen Epoche der Wirtschaftsgeschichte, dass im Streit mit dem Industriellen der Investmentbanker siegt. Dass der Kampf um den Stahlmarkt nicht mit den besseren Schienen, Drähten und Trägern, sondern mit an

der Börse geliehenen Dollars entschieden wird.

Und, wie Finanzhistoriker 90 Jahre später feststellen werden, „mit dem Deal des Jahrhunderts“.

DIE VORBEREITUNG dazu trifft Morgan gemeinsam mit Carnegies Generaldirektor Schwab, den er im Januar 1901 in seine Privatbibliothek einlädt. Bis in den frühen Morgen planen die beiden die erste Milliarden-Dollar-Firma. Auf einem Zettel notiert Schwab alle Firmen, die er für unentbehrlich hält. Insgesamt will Morgan 228 Firmen aus allen Bereichen der Stahlindustrie zu dem neuen Giganten vereinigen. Die Säule des Unternehmens soll das Carnegie-Imperium sein.

„Gehen Sie, und finden Sie seinen Preis heraus“, sagt der

Bankier zu Carnegies Manager. Vier Wochen später bringt Schwab einen Zettel Carnegies in Morgans Büro. Einige Zahlen sind darauf in Bleistift gekritzelt. Ganz unten steht die größte: 480 000 000 Dollar.

Morgan wirft nur einen Blick auf das Papier. Und akzeptiert.

Vieelleicht hat sich Carnegie nicht vorstellen können, dass Morgan die Summe tatsächlich aufbringt. Vieelleicht sieht er auch ein, dass dieses Spiel der Hochfinanz nicht mehr das seine ist. Aber vermutlich ist er schlachtweg abgekämpft. Er wird sein Leben von nun an der Philosophie widmen, einen Großteil seines Vermögens an Stiftungen und Bildungsprojekte verschenken – und weltweit beinahe 3000 öffentliche Bibliotheken gründen.

Am 1. April 1901 wird die neue Firma unter dem Namen „United States Steel“ gegründet. Ihr Börsenwert von 1,4 Milliarden Dollar beträgt glatte sieben Prozent des amerikanischen Bruttonsozialproduktes. Sie beschäftigt 168 000 Mitarbeiter und wird mehr Geld einnehmen und ausgeben als die meisten Reigerungen der Welt.

Nicht nur in Amerika, wo das „Wall Street Journal“ ein „gewisses Unbehagen“ angesichts der Größe dieser Sache“ zugibt, weckt der neue Stahlgigant gemischte Gefühle. Die „Kreuz-Zeitung“ in Berlin befürchtet, mithilfe der Riesenfirma werde nun die „ganze Welt morganisiert“. Das Magazin „Cosmopolitan“ schreibt, die Erde werde von nun an nicht mehr von Staats-, sondern von Fi-

nanzmännern regiert. Die Nachfrage nach den Aktien von „US Steel“ ist so groß, dass der Handel an der Wall Street nach der Erstausgabe für einen Tag ausgesetzt werden muss – damit die Makler mit ihrem Schriftverkehr nachkommen.

Monate später, so erzählt man sich an der Wall Street, treffen sich Morgan und Carnegie auf einem Ozeandampfer während einer Atlantiküberfahrt. Viel haben sie einander nicht zu sagen. Am Ende ihres Gesprächs merkt der Stahlmagnat im Ruhestand an, er habe für sein Imperium 100 Millionen Dollar zu wenig gefordert.

Morgan antwortet knapp: „Vermutlich ja. Andrew. Vermutlich ja.“ □

Jens Schröder, 30, ist GEO-Redakteur.

Der große Putzger

Einer für alle

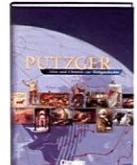
Millionen von Schülern haben mit dem Putzger die Völkerwanderung nachvollzogen, für Historiker gehört er zum Handwerkszeug und an Geschichte Interessierte kommen an ihm nicht vorbei.

Zum 125-jährigen Jubiläum: die große Ausgabe 1877 erstmal erschienen, gilt der Putzger auch in der Schweiz und in Österreich, selbst in den USA, als Standardwerk für den Geschichtsunterricht.



Putzger – Atlas und Chronik zur Weltgeschichte
Hrsg. von Ernst Brückmüller und Peter Claus Hartmann

384 Seiten, Ganztücher mit Reliefprägung
Atlasformat 24 x 33 cm
ISBN 3-464-64405-7
€ (D) 49,-



Ein Klassiker mit noch mehr Inhalt
383 Karten zur historischen Entwicklung der Menschheit, Zeittabellen, Schaubilder und Grafiken, Stammtafeln, Biografien sowie ein Staatenlexikon machen den Putzger zu einem einzigartigen Nachschlagewerk.

1886

4. September

Nach Jahrhunderten des Widerstands müssen die Indianer für immer weichen – fast alle

VON MATHIAS WÖBKING

Skeleton Canyon, Arizona, 4. September 1886, später Nachmittag. Das ist sie also, die Guerillabande, die Amerika die Stirn geboten hat: 16 Krieger, zwölf Frauen, sechs Kinder. 5000 amerikanische sowie 3000 mexikanische Soldaten haben es nicht geschafft, sie einzufangen. Jetzt aber ist Geronimo, der Anführer der 34 Chiricahua-Apache, freiwillig über die mexikanische Grenze in die staubige Felsschlucht gekommen.

Seine Krieger haben die Waffen bereits niedergelegt, als er gemeinsam mit US-Brigadegeneral Nelson A. Miles einen mächtigen Stein auf den Verhandlungsplatz zwischen den indianischen Kämpfern und den amerikanischen Truppen trägt. „Nie wieder wollen wir einander Unrecht tun“, schwören sie, während sie ihre Arme zum Himmel strecken. Zur Erinnerung errichtet ein Offizier ein Denkmal aus unbauinem Fels auf dem Stein.

Geronimo willigt in einen Vertrag ein, der sein Volk wieder zusammenführen soll – im fernen Florida zwar, aber in Freiheit, und ohne Bestrafung für seine Taten. Das zumindest glaubter.

Doch Miles wird seinem Präsidenten Grover Cleveland keinen Vertrag präsentieren,

sondern – Gefangene. Die Chiricahua-Kämpfer werden in ein Reservat gezwungen, Geronimo wird gegen die Absprache zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Präsident Cleveland braucht einen bedingungslosen Erfolg in seinem Krieg gegen die Apache und über den Mann, von dem man sich erzählt, er habe sich seinen Umhang aus den Skalps von 99 Weißen fertigen lassen.

Mit einer Lüge also beginnt General Miles an diesem 4. September 1886 den Eroberungszug des weißen Amerika gegen die Ureinwohner des Kontinents – nach fast vier Jahrhunderten Kolonisation, in denen die Zahl der Indianer in Nordamerika von schätzungsweise 2,2 Millionen auf etwa 250 000 dezimiert worden ist.

Waren es zunächst vor allem eingeschleppte Krankheitserreger, die das große Sterben verursachten, begann im 19. Jahrhundert die Zeit der systematischen Vertreibung und der massenhaft gebrochenen Verträge. Die Blutspur zog sich von Osten nach Westen. Die Indianer waren den vordringenden Weißen im Weg: deren Viehroute, deren Eisenbahnen, vor allem aber deren Gier nach Land und Bodenschätzen.

Um die Indianerkriege zu beenden, verfolgten Bürokraten in Washington seit Ende der 1820er Jahre einen Plan, den sie „Friedenspolitik“ nannten. Die Ureinwohner sollten in Reservate umgesiedelt werden und die Kultur

der Weißen annehmen. Ein halbes Jahrhundert lang wehrten sich die Indianer des Westens dagegen, ihre Lebensweise aufzugeben.

Doch unter dem militärischen Druck der Weißen zogen bis 1881 die meisten Völker Nordamerikas in Reserve. Nur Geronimo und seine Gruppe von Chiricahua-Apache gaben den Kampf noch nicht auf.

Die Bleichgesichter siedeln noch weit entfernt, als Geronimo um 1825 unter dem Namen Goyahkla („der Gähnende“) in einem Apache-Dorf am Fluss Gila im heutigen New Mexico geboren wird. Mit Mitte 20 sieht er zum ersten Mal weiße Männer: Es sind Landvermesser, und sie bereiten das Unheil vor, das auf die Apache zukommen wird. Aber das ahnt Goyahkla nicht. Er hat ganz andere Probleme.

Goyahkla hat ein Jahr zuvor einer Gruppe Apache angehört, die 1850 nahe der mexikanischen Stadt Janos ihr Quartier aufgeschlagen hatte, um dort Handel zu treiben. In Abwesenheit der Krieger überfielen mexikanische Truppen das Indianerlager und entführten 50 Frauen und Kinder, die sie als Sklaven verkauften. 25 Menschen wurden getötet, darunter die Frau und die drei Kinder Goyahkla.

Voller Rachedurst überfällt er fortan gemeinsam mit anderen Apache mexikanische

Völker Nordamerikas ziehen in Reservate. Nur die Chiricahua-Apache um **Geronimo** geben den Kampf noch nicht auf



Geronimo (1. Reihe, 3. v. r.), und einige seiner Getreuen im September 1886 vor ihrer Eisenbahnfahrt nach Florida, wo der Anführer der Chiricahua-Apache für drei Jahre ins Gefängnis soll

Dörfer. Sie töten die Einwohner und rauben deren Besitz. „Santo Jeronimo!“ – heiliger Hieronymus – rufen einige Mexikaner ihren Schutzpatron an, als der Indianer über sie herfällt, und so nennt sich Goyahkla fortan Geronimo.

Mit den Amerikanern geraten die Apache zunächst nur selten in Konflikt. Das ändert sich 1871, als der Kongress in Washington 70 000 Dollar für neue Reservate bewilligt, in denen die Apache von Arizona und New Mexico angesiedelt werden sollen. Die Indianer fügen sich.

Aber der Landhunger der Weißen ist nicht gestillt. 1875 beschließt der Kongress, alle Indianer des Südwestens entgegen der Vereinbarung in

ein gemeinsames Reservat umzusiedeln. Die Betroffenen leisten bewaffneten Widerstand, und ein bald 50-jähriger Schamane wird zu ihrer treibenden Kraft: Geronimo.

Juni 1876 zieht sich Geronimo gemeinsam mit 134 Chiricahua-Apache in die Berge New Mexicos zurück. Sporadisch tauchen die Krieger auf, überfallen mal ein Dorf in Mexiko, mal eine Farm in den USA, töten und rauben. Wenn amerikanische oder mexikanische Soldaten die Spur der Indianer aufnehmen, sind die schon wieder verschwunden. Allein Geronimo soll in knapp zehn Jahren mehr als 500 Menschen getötet haben.

Einmal wird der Apache gefasst, zweimal geht er für kurze Zeit freiwillig ins Reservat. Aber jedes Mal schart er dort neue Gefolgsleute um sich und flieht abermals. Bis ihm General Nelson A. Miles

im September 1886 eine Amnestie anbietet – und Geronimo sich stellt.

Nach dem Bruch ihrer Absprache lässt General Miles Geronimo und seine Krieger in Ketten nach Florida bringen und dort einsperren, nicht weit von den überlebenden 381 Chiricahua-Apache, die nun in einem Reservat 2000 Kilometer von der Heimat entfernt vegetieren. Geronimos Verhaftung bricht den letzten organisierten Widerstand der Ureinwohner Nordamerikas – vier Jahre, bevor am Wounded Knee Soldaten nach einem fatalen Missverständnis noch einmal 150 Sioux umbringen.

Die Indianer sind nach Jahrhunderten der Kriege und Krankheiten an ihrem Tiefpunkt. Enteignet und unmündig gemacht durch eine

waffenstarrende Macht, müssen sie nun ihr Leben auf kleinen Inseln innerhalb der weißen Eindringlinge einrichten. In dem Land, das ihnen einst gehörte, haben Amerikas Ureinwohner nicht einmal Bürgerrechte: Erst 1948 erhalten sie in allen Bundesstaaten das Wahlrecht.

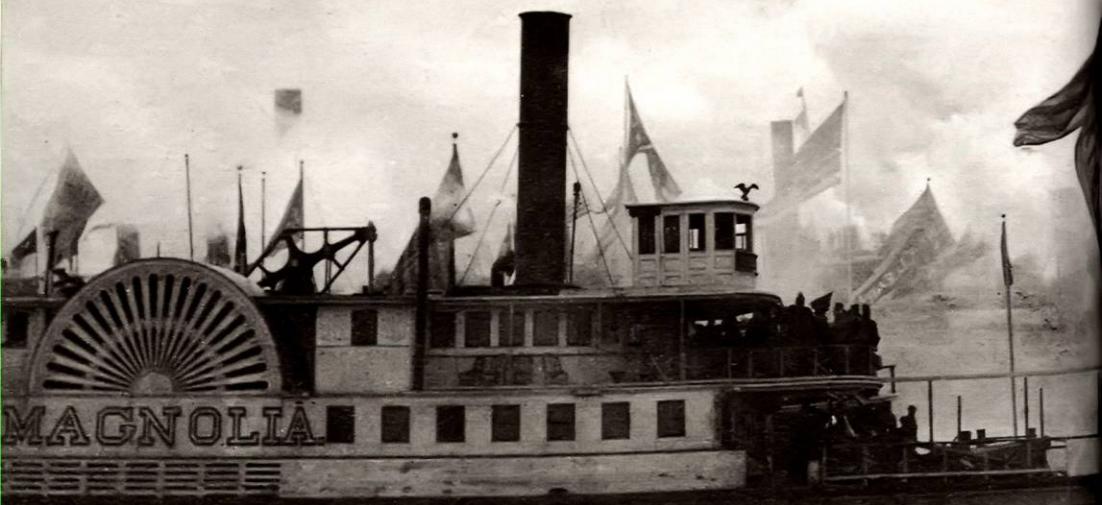
1894 wird Geronimo gemeinsam mit den überlebenden Chiricahua nach Oklahoma umgesiedelt. 1905, der 80-Jährige ist in seinem Reservat längst zur touristischen Attraktion geworden, bittet ihn Präsident Theodore Roosevelt, an einer Parade zu Beginn seiner zweiten Amtszeit teilzunehmen. Im Angesicht Roosevelts fordert Geronimo das Recht seines Volkes auf eine Rückkehr in die angestammte Heimat ein. Doch erst 1913 – vier Jahre nach dem Tod des alten Rebellen – steht es den letzten der 271 Chiricahuas frei, nach New Mexico zurückzukehren.

Das Denkmal im Skeleton Canyon, das an den Friedensschluss von 1886 erinnern soll, hat General Miles' läufigerisches Versprechen ohnehin nicht lange überdauert: Cowboys zerstörten es. Sie fanden darunter eine Flasche, die eine Liste mit den Namen von General Nelson A. Miles und seinen Offizieren enthielt. □

Mathias Wöbking, 29, ist Journalist in Leipzig.



Die Stadt und der Sturm



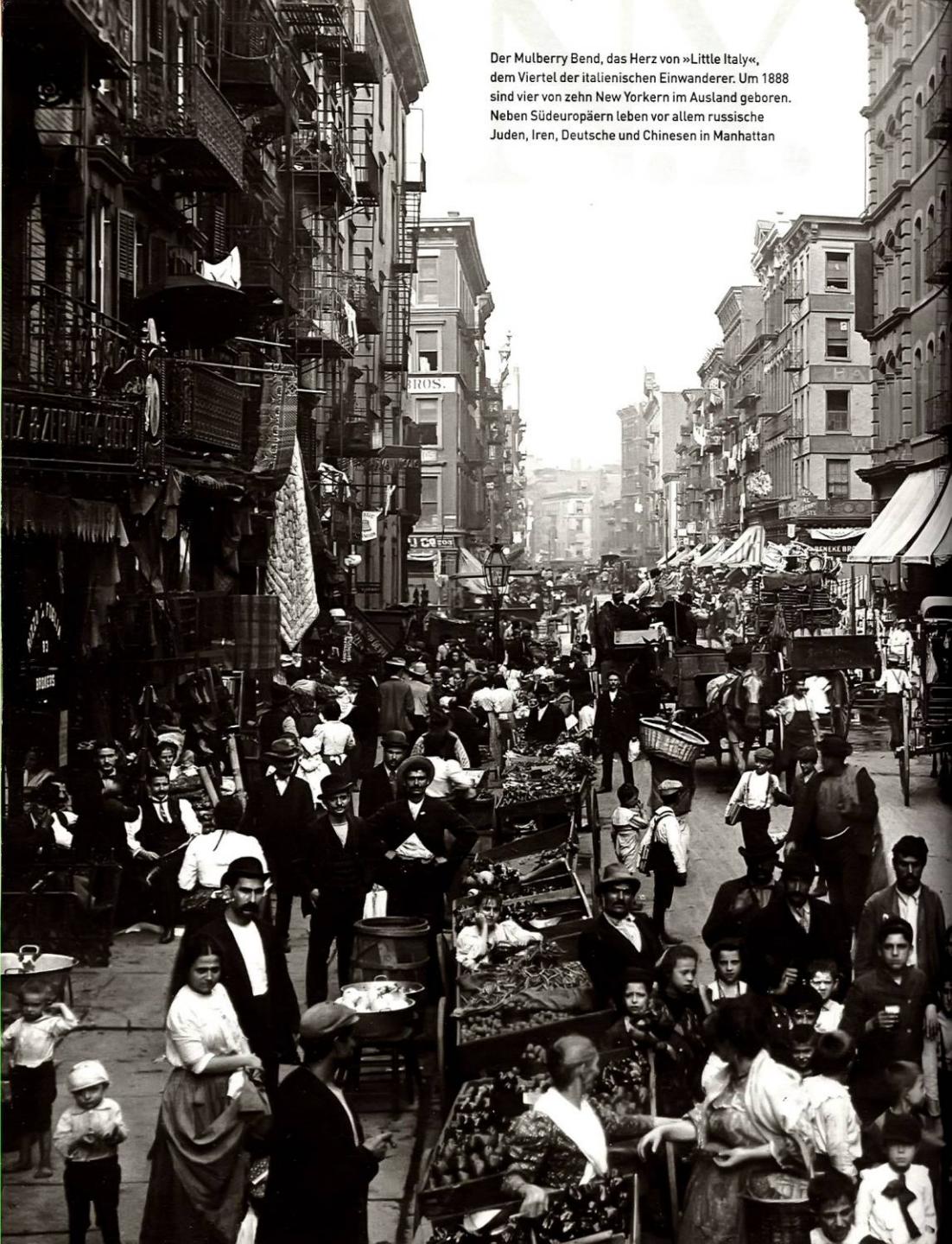
N.Y.

Metropole von morgen, Labor Amerikas, reichste Stadt

des Kontinents – so sehen New Yorker ihre Heimat, als 1886 die Freiheitsstatue eingeweiht wird. Hier lebt fast die Hälfte aller US-Millionäre, von hier aus werden Konzerne dirigiert, die Geschäfte der Wall Street, hier ist der größte Hafen des Landes. Doch als zwei Jahre später ein Blizzard durch Manhattan fegt, offenbart der Sturm die düsteren Seiten der wuchernden City: die Armut, die Seuchen, die Korruption, die Gier, die Ausbeutung in den Slums der Immigranten



Der Mulberry Bend, das Herz von »Little Italy«, dem Viertel der italienischen Einwanderer. Um 1888 sind vier von zehn New Yorkern im Ausland geboren. Neben Südeuropäern leben vor allem russische Juden, Iren, Deutsche und Chinesen in Manhattan







Ein Zug der »Elevated Railway« rumpelt dicht an
den Häusern der Bowery im Süden Manhattans entlang.
Eine Million Menschen nutzen täglich die Hoch- und
Pferdebahnen. Ab 1904 werden die Trassen der
»Elevated« nach und nach durch U-Bahn-Tunnel ersetzt



MONTAG, 12. MÄRZ 1888, 2.30 UHR.

Arbeitsbeginn für William Brubaker. Der Milchmann aus Manhattan spannt das Pferd vor den Wagen. Er will durch die noch nachtdunklen Straßen bis zu einem Pier am Hudson fahren, von dort mit der Fähre übersetzen und in New Jersey frische Ware in die Kannen füllen. Gegen fünf Uhr morgens müsste er zurück sein und könnte beginnen, seinen Kunden die Milch vor die Türe zu stellen.

Doch durch die endlos geraden Straßen von Manhattans geometrischem Verkehrsnetz rauscht ein eisiger Nordwind, als würden ihn riesige Turbinen pressen. Die Bürgersteige sind 25 Zentimeter tief unter Schnee verschwunden. Dort, wo der Sturm den Boden freigeblasen hat, überzieht eine gefährliche Eisschicht die Pflastersteine.

Brubaker braucht Stunden für wenige Meilen. Seine Hände, Füße und Ohren werden vor Kälte taub. Nach fünf Stunden gibt er schließlich erschöpft auf und kehrt nach Hause zurück.

Zur gleichen Zeit denkt einige Kilometer weiter südlich an Bord der „Caldwell F. Colt“ ebenfalls niemand mehr an die Arbeit. Der schnelle, 26 Meter lange Zweimastsschoner gehört zur Flotte der New Yorker Lotsenschiffe – er segelt an kommenden Ozeandampfern entgegen, um einen Lotsen überzusetzen, der die großen Liner bis an ihre Piers dirigiert. Doch Kapitän James Fairgreaves muss jetzt gegen schwere See ankämpfen und einen so kalten Sturm, dass sich tonnenweise Eis in der Takelage festsetzt.

Irgendwann in diesen Stunden verlassen der City Editor William J. Kelly und seine Journalisten die Redaktionsräume der „New York Times“ in der Park Row 41. In der Druckerei hinter ihnen spucken die Pressen bereits die Montagsausgabe aus – mit der Wettervorhersage, die auf dem Bericht der staatlichen Meteorologen beruht: „Für das östliche New York: frische bis starke südöstliche Winde, etwas wärmer, gutes Wetter, später Regen.“

Doch tatsächlich treffen in diesen Minuten nordöstlich von New York ein aus dem Süden aufkommendes Sturmteil mit wassergesättigter Luft und eine aus Kanada heranbrausende Kaltfront auf-



einander. Ein gewaltiger Sturmkreisel entsteht, und das Wasser in der Luft kühl binnens weniger Stunden zu Schnee ab – ein Schneesturm rollt heran, ein Blizzard. Aber noch dämmert kaum einem, dass die Stadt völlig unvorbereitet in eine Naturkatastrophe hineingerät, wie es sie zwischen Hudson und East River nie zuvor gegeben hat.

SONNTAG, 11. MÄRZ, GEGEN 16 UHR.

Der Tag davor: Ein frühlingshafter Nachmittag mit seltenen Regenschauern, passend zum mildesten Winter der letzten 17 Jahre. Im Central Park knospen bereits die Bäume.

Zeit für eine Kutschfahrt durch den Park. Am Eingang an der Ecke Fifth Avenue und 59th Street stauen sich die Gefährte, dann rattern sie langsam über die breiten Wege des ältesten Landschaftsparks der USA – ein Schaulaufen, ein Ritual, ein Tanz des Geldadels.

Den Spaziergängern, den weniger begütigten New Yorkern, die über das Grün flanieren, mögen die dunklen Kaleschen, die linierten, zylinderbekrönten Kutscher, die glänzend gestriegelten Pferde uniform erscheinen, doch die Frauen und

Der zweitägige Blizzard von 1888 ist das schlimmste Unwetter, das New York jemals heimgesucht hat. Nach wenigen Stunden sind die Straßen wegen der Schneemassen unbefahrbar, die Telefon- und Telegrafenleitungen eisverkrustet. Kurz darauf stürzen viele Kabel unter ihrer Last zu Boden

Männer auf den Wagenbänken wissen das Alphabet des Reichtums zu lesen.

Die dunklen, massigen Landauer und Broughams – Zweiachsler, die von bis zu vier kräftigen Pferden gezogen werden – sind die rollenden Festungen der alten niederländischen und britischen Elite, der Stuyvesants, Jays, Livingstons.

Die neuen Reichen dagegen, etwa die Vanderbilts, lassen sich in Barutschen durch den Park gleiten – elegant geschwungenen Gefährten, die Frankreichs Kaiserin Eugénie bevorzugt hat. Und reiche Angeber fahren schnelle, schwierig zu beherrschende Vierspänner, die Zügel oft selbst in der Faust.

Zu wem neigt Mrs. Astor ihr Haupt, die Königin der High Society? Gönnst sich der gefürchtete Eisenbahnbaron Jay Gould einen Ausritt – oder heckt er schon wieder eine Manipulation an der Wall Street aus? Wird ein junger Begleiter an der Seite von Miss Louise Floyd-Jones gesichtet? Wer grüßt wen? Wer hat ein neues, tausende Dollar teures Pferd angespannt? Wer fehlt?

Die nachmittägliche Kutschfahrt ist ein Wettkampf des Reichtums und der Modes, ein stummes Ringen um die Rangfolge in der nur ein paar Hundert Na-

men zählenden, aber Hunderte Millionen Dollar schweren Elite von New York, jeden Sonntag aufs Neue aufgeführt.

Diese Oligarchie des Geldes regiert die Stadt, Demokratie hin oder her.

NEW YORK 1888: Das ist die größte Stadt Amerikas, rund 90 000 Wohnhäuser, 25 000 Geschäftsgebäude, 925 Kilometer Straßen. Über die Hälfte des US-Außenhandels läuft durch seinen Hafen, die Wall Street ist nach der von London die zweitgrößte Börse der Welt.

New York – das ist nicht Amerika und doch Amerika. Das ist eine Stadt, so groß, unübersichtlich, so chaotisch und reich, wie es in den USA keine zweite gibt. Die Stadt, in der Telefon und Elektrizität und Hochhäuser ausprobieren werden, ehe sie sich im ganzen Land verbreiten. Die Stadt, in der neue, europäische Ideen Ein-

Dann der 46 Meter hohe massive Komplex der „Equitable Life“-Versicherung. Die Portiken und Kuppeln von City Hall und Post Office. Die neobyzantinische Kuppel der Synagoge Emanuel El. Und das 61 Meter umspannende, 30 Meter hohe, vier Häuserblocks lange Tonnengewölbe aus Eisen und Glas über der Grand Central Station, in die 100 Züge gleichzeitig einfahren können.

Zwischen Fifth und Sixth Avenue sind die riesigen Mauern des Croton Reservoir zu sehen, eines künstlichen Sees, der Manhattan mit Trinkwasser versorgt. Nicht weit davon senkt sich auf dem Dach des Western Union Building täglich pünktlich um 12 Uhr mittags ein Ball ein Stück weit hinab – so zuverlässig und genau, dass Geschäfts- und Seeleute ihre Uhren danach stellen.

gen hochgezogen haben; Dörfer, deren Straßenbild noch dem der niederländischen Kolonialzeit entspricht; unbewohnte Ufer.

Staten Island gar, eine Insel südlich von Manhattan, lebt ganz im Rhythmus der Vergangenheit. Würde die Fährlinie, die zwischen der Insel und Manhattan verkehrt, ihren Dienst einstellen, die Dörfer und Farmen dort wären vom Rest Amerikas so vollständig isoliert, als lägen sie auf einem anderen Kontinent.

In Staten Island ist Manhattans Geruch verflogen, jenes olfaktorische Chaos aus unzähligen Kohlefeuern, deren schwerer, schwarzer Qualm aus den Schornsteinen von Dampfern, Häusern und Fabriken quillt. Jener Gestank der Ölraffinerien und Chemiewerke am Ufer des East River in Lower Manhattan und Brooklyn. Jene Mischung aus Obst und

Der Schneesturm trifft die Stadt völlig unvorbereitet

gang finden in die sich erst entwickelnde, zur Innensicht und zum Isolationismus neigende Nation. Die Stadt, die dem Rest Amerikas jetzt schon zeigt, wie er in einigen Jahren sein wird.

New York, das ist vor allem Manhattan: eine Insel, bedeckt von zumeist vier- bis sechsgeschossigen Wohnblocks, Bürogebäuden und Fabriken, davor der Mastenwald des Hafens, die Piers, die Lagerschuppen, die qualmenden Schlepper, die weißen Fähren, die Oceanlinier. Seit zwei Jahren reckt die Freiheitsstatue ihre Fackel 93 Meter hoch in den Himmel über dem Hafen, für Hunderttausende Immigranten der symbolische Willkommenstruß, für viele New Yorker bloß eine „kauzige Idee“, wie eine Zeitung es nennt.

Die Spitze der Trinity Church an der Südspitze Manhattans sticht 86,5 Meter hoch aus der Menge der flachen, schäbigen Dächer. In einigen Kilometern Umkreis erheben sich weitere menschen-gemachte Steinberge über die Straßenschluchten. Darunter der mit einem Campanile gekrönte 79 Meter hohe Block, in dem Redaktion und Druckerei der populären „New York Tribune“ beherbergt sind.

Und am Ostufer Manhattans erhebt sich ein 84 Meter hohes Bauwerk: die Brooklyn Bridge. Seit 1883 verbindet sie New York mit Brooklyn. Ein technisches Wunder, das sich 486 Meter weit über den East River spannt – doppelt so weit wie die nächstgrößte Hängebrücke auf diesem Globus. Nachts tauchen 70 elektrische Lichtbögen die Brücke in ein mysteriöses Blau.

Seit 1860 ist New York um mehr als das Zehnfache gewachsen, aber alles andere als gleichmäßig. Während der Süden (Lower) und die Mitte (Mid-) von Manhattan eine Welt bilden, aus der das Grüne, mit Ausnahme des Central Park, fast vollständig verschwunden ist, gleicht der Norden mit Gebieten wie Harlem einer Region in einem halb-anarchischen Stadium des Übergangs von Land zu Stadt.

Schnurgerade Straßen sind hier kilometerlang in einem rechtwinkligen Raster gezogen, gebaut ohne Rücksicht auf Hügel oder Senken, Sumpfe oder Felsen. Verstreut an ihren Säumen: Villen, luxuriöse Apartmentblocks, Mietskasernen für arme Arbeiter. Dazwischen Farmen mit Gänsen, Ziegen und Gemüsebeeten; Shantytowns entwurzelter Immigranten, die aus Holz und Blech wilde Behausun-



Die Kutscher der Pferdebahnen geben am frühen Morgen den Kampf gegen die Kälte auf und spannen die Pferde ab – zurück bleiben die Pendler, die sich nun auf eigene Faust durchschlagen müssen

Teer, Getreide, Fleisch, Farbe, Stoffen und Fischen aus dem Hafen. Jene süßlichen Schwaden, die aus den Brauereien und Zuckerfabriken quellen. Jene Spuren der 400 Tonnen Pferdemist und 76 000 Liter Pferde-Urin, die täglich allein in Downtown Manhattan die Wege verschmutzen. 40 000 Pferde ziehen dort Kutschen und Lastkarren an jedem Werktag durch die engen Straßen; jede Stunde verrecken durchschnittlich acht

Tiere irgendwo zwischen den Hafenpiers und der Wall Street.

Sehen aber kann man vom Hafen aus fast nichts davon. Denn die Straßen gleichen hier eher Höhlen, Gängen, Tunneln als Schluchten zwischen den Häuserblocks. Die eisernen, vernieteten Stelzen der „El“ spreizen sich, fantastischen Raupen ähnlicher als einer menschlichen Erfahrung, über vier Avenues: „Elevated Railway“ heißt das System der funken- und aschesprühenden Dampfloks, die hochbordige Passagierwagen auf schmalen Schienen zehn oder 20 Meter über der Straße durch die Stadt ziehen, so dicht vorbei an den Büros, den Wohnungen, den Fabrikhallen, dass Reisende von ihrem Platz aus die Fassaden fast berühren könnten.

Und wo die El nicht den Himmel verdunkelt, da tun es die Leitungen für Telefon und Telegramme, für Börsenticker und Feuermelder und für fünf konkurrierende Stromunternehmen. Hölzerne Masten, fünf bis zehn Stockwerke hoch, säumen die Bürgersteige. An manchen hängen 200 Kabel. Wer von den Dächern der Häuser nach unten blickt, sieht die Straße oft nur noch verschwommen, wie durch einen Vorhang aus Stahl.

Um zu sehen, was dort geschieht, muss man sich selbst auf die Straßen wagen – zu Fuß oder in der Kutsche.

LANGE VOR DER Dämmerung verlassen die Landauer und Broughams wieder den Central Park. Es geht zurück in Richtung Fifth Avenue, jener vier Kilometer

langen Reihe opulenter Anwesen in Mid-Manhattan.

Die Vanderbilts haben sich hier bei St. Patrick's Church für drei Millionen Dollar ein 37-Zimmer-Schloss im Stil der französischen Renaissance errichten lassen, mit Türmen, heller Marmorfasade und Dienern in kastanienbrauner Livree. Zur Einweihung vor fünf Jahren war die Noblesse von Manhattan geladen, 1200 erlesene Namen. Zum Maskenball war Alva Vanderbilt als venezia-

Arbeitsschutzgesetze gibt es nicht, und so schuften auch Frauen und Kinder bis zu 16 Stunden am Tag – etwa in einer Lebensmittelfirma, wo sie Bohnen brechen müssen





Und doch beginnt auch in diesem Wetter New Yorks tägliche Völkerwanderung.

Rund 25 000 Geschäftsgebäude stehen in der Stadt, Arbeitsplätze für 350 000 Menschen. Manche Fabriken gleichen düsteren Kathedralen – wie die braune, neoromanische Druckerei im De Vinne Press Building, 393–399 Lafayette Street, wo die Magazine „The Century“ und „Scribner's Monthly“ gedruckt werden. Das riesige Frachtlager in der Nähe des Hafens an der Lower West Side dagegen, das Commodore Vanderbilt für den Weizen- und Fleischumschlag hat errichten lassen, ist ein pharaonischer Bau – es wird von einer gigantischen Statue des Eisenbahn-magnaten gekrönt. („Als Kunstwerk bestialisch“, urteilt ein Zeitgenosse.)

Selbst Kinder arbeiten von morgens früh bis in die Nacht

nische Adelige erschienen, umflattern von echten Tauben. Ihre Schwester war als Allegorie der Elektrizität aufgetreten, und da Glühbirnen am Kleid aus Seiden-satin zu unpassend erschienen, hatte sie stattdessen Diamanten annähen lassen.

Wem die „Fifth Avenoodles“ nicht behagen, mit ihren livirten Dienern, mit ihren Bällen, auf denen mit schwarzen Perlen gefüllte Austern gereicht werden, und wo sich die halbwüchsigen Töchter handgeschriebene Einladungen zum Nachmittagstee mit ihren Puppen zu kommen lassen, der wohnt abseits des Prachtboulevards.

Samuel Tilden zum Beispiel, Anwalt und ehemaliger Gouverneur des Staates New York, logierte am Gramercy Park in einem mit Terrakotta verkleideten Haus im Stil der italienischen Gotik. Der Aktienspekulant Leonard Jerome hat den sechsgeschossigen Familiensitz 32 East 26th Street mit einem 600 Plätze großen

Theater ausstatten lassen, wo Sängerinnen auftreten, die er nicht nur wegen ihrer Kunst liebt und fördert, in dem das Frühstückszimmer Platz für 70 Gäste bietet und im Ballsaal Champagner und Parfüm aus Springbrunnen sprudeln.

Das Leben ist schön, wenn man New York und seine Geschäfte beherrscht. Das einzige Störende an diesem herrlichen Abend ist der Regen, der von Stunde zu Stunde stärker wird. Auch wird es jetzt merklich kühler...

MONTAG, 12. MÄRZ, GEGEN 6.30 UHR.

Schnee und Eis überall. Im ersten Dämmerlicht sind die Straßen wie verwandelt: Verschwunden die Abfallberge am Straßenrand, die blechernen Asche- und Kohleimer, der Pferdemist. Stattdessen weiße Schneeskulpturen, knie-, hüft-, schon schulterhoch, eine helle Landschaft, in der sich die Konturen auflösen. Darüber Strom- und Telegrafenleitungen, gepanzert in Eis; manche Masten neigen sich schon dem Boden zu wie Bäume im Wind.

Es stürmt weiterhin. Die Schneeflocken jagen wie weiße Schleier fast waagerecht durch die eisige Luft; bald werden es minus 15 Grad Celsius sein.

Andere Fabriken sind von außen nahezu unsichtbar. In 5000 bis 6000 sweatshops nähen Immigrantinnen Kleidung aller Art. Die Fabrik: eine leergeräumte Etage in einem alten Gebäude rund um die Canal oder Grand Street. Der Maschinenpark: ein paar alte Nähmaschinen. Der Lohn: sieben Dollar die Woche, bei täglich 14 bis 16 Stunden Arbeit in den stickigen, lärmenden Hallen.

Andere drehen Zigarren per Hand oder an einer von Oscar Hammersteins patentierten Zigarrenrollmaschinen (für 1000 Stück gibt es 3,75 Dollar) oder schleppen 13 Stunden täglich Fische von den Kähnen auf den Fulton Fish Market, oder sie zimmern Särge bei einem der 500 Sargtischler.

Hunderte junger Frauen strömen in die riesige Fabrik von American Tobacco an der Ecke First Avenue, 38th Street, wo über 800 Millionen Zigaretten jährlich hergestellt werden. Tausende Arbeiter schufsten am Brooklyn-Ufer des East River, wo große Werke Luft und Wasser verschmutzen: die Zuckerwerke von Havemeyer and Elder, die Appleton-Druckerei, die „Bushwick Chemical Works“ und etliche Ölraffinerien.

Deutschstämmige Fachleute arbeiten in der Klavierfabrik von William Stein-

Zwei Drittel der rund 1,5 Millionen Bürger der Stadt sind arm. Sie leben, wie diese Familie, zumeist in düsteren, schmutzigen Mietskasernen in Lower Manhattan – Brutstätten von Typhus, Tuberkulose und anderen Plagen





way oben in Queens: Wer von Manhattan kommt, setzt mit der Fähre an der 92nd Street, der „Piano Ferry“, über den Fluss.

Facharbeiter verdienen bis zu 1000 Dollar im Jahr, Büroangestellte das Doppelte. (Wenn die Gattinnen der Fifth Avenoodles bei Worth in Paris ein Ballkleid bestellen, kostet das bis zu 2500 Dollar. Die Ladys benötigen 40 Kleider pro Saison.) Für praktisch alle aber gilt: Lohn wird nur gezahlt, wenn gearbeitet wird. Wer fehlt, bekommt nichts – weder bei Krankheit, noch wenn ein Blizzard durch die Straßen tobt.

Also machen sich auch an diesem Morgen Zehntausende auf den Weg. (Und wer keine Arbeit hat, kann kaum zu Hause bleiben. Jobs werden auf der Straße vermittelt. Stellunglose Schauspieler etwa bieten sich auf dem Union Square an, jüdische Immigranten gehen auf den „Khazzer-Markt“, den „Schweinemarkt“, an der Ecke Hester und Ludlow Street.)

Eine Million Fahrgäste zwängen sich täglich ins öffentliche Transportsystem. 32 Pferdebahnlinien durchqueren die Stadt, gnadenlose Konkurrenten, die so billig wie möglich unterwegs sein müssen. Die Wagen sind alt, im Stroh auf ihren Böden wimmelt es von Ungeziefer. Die Fahrer arbeiten 16 Stunden täglich und werden so schlecht bezahlt, dass sie vor zwei Jahren in einen Streik getreten sind, der einem Aufstand ähnelte.

Schneller und komfortabler ist die E1. Vier Linien durchziehen entlang von 2nd, 3rd, 6th und 9th Avenue Manhattan von der Südspitze bis nach Harlem. Alle zwei Minuten fauchen die Lokomotiven los, die Stahlräder kreischen auf den Schienen – vor allem dort, wo es in enge Kurven geht. Mit 25 km/h rumpeln sie über den Köpfen der Fußgänger dahin, eine Fahrt vom Battery Park bis nach Harlem dauert 40 Minuten, ein Ticket kostet 10 Cent, während der Rush-Hour nur die Hälfte.

Der Broadway in Höhe des Madison Square Park. 18 000 Kutschen rattern täglich über New Yorks Prachtboulevard, vorbei an Luxusgeschäften für Damen wie dem Juwelier »Tiffany's«, weshalb ein Abschnitt der Straße »Ladies' Mile« genannt wird

Die eleganteste der vier Linien ist die auf der 6th Avenue, auf der Angestellte zum Arbeiten und Ladys zum Einkaufen nach Downtown fahren: grün gestrichene Stationen im Landhausstil mit eisernen Dächern; beheizte, mit Gaslaternen erleuchtete Warteräume für Damen und Herren; Schaffner in blauen Flanelluniformen in den komfortablen Anhängern.

An diesem Schneemorgen aber bricht das System binnen Stunden zusammen. Nach und nach kapitulieren die Kutscher der Pferdebahnen vor der Kälte und den Schneewehen. Um sich und ihre Tiere vor dem Erfrieren zu retten, spannen sie die Pferde ab und reiten zum nächsten Stall. Schon am frühen Morgen sind die



Die Elite trumpft auf mit Verschwendungssehnsucht und Prunk

Straßen Manhattans teilweise blockiert von aufgegebenen Pferdebahnen, verlassenen Kutschen und Lastkarren, an denen sich der Schnee meterhoch türmt. Den Passagieren bleibt nichts anderes übrig, als ihren Weg zu Fuß durch das eisige Chaos fortzusetzen.

Noch schlimmer aber ergeht es den Tausenden, die mit der El unterwegs sind – denn die wird zur Falle. Gegen sieben Uhr liegt selbst auf den Hochbahngleisen der Schnee so kompakt, dass die Lokomotiven nach und nach nicht mehr durchkommen. An einer Station an der 76th Street fährt im dichten Schneetreiben der Führer einer Bahn gar auf eine andere auf, beide entgleisen, schleudern durch den Bahnsteig, stürzen aber glücklicherweise nicht in die Tiefe.

Viele Pendler sind auf offener Strecke gefangen. Manche Sturmböen erreichen inzwischen 120 km/h, die Wagen schwanken auf den Schienen. In ihrem Innern wird die Luft schal, die meisten Reisenden waschen weder sich noch ihre Kleidung regelmäßig. Langsam wird es kalt.

Schließlich wagen sich in einigen blockierten Els besonders mutige (oder leichtsinnige) Männer hinaus und röben auf den Schienen durch den Blizzard bis zur nächsten Station, um dort ihren Weg zur Arbeit fortzusetzen. Einer stürzt ab – doch eine Schneewehe dämpft sei-



Knapp 2000 Namen umfasst das »Social Register«, ein inoffizielles Adressbuch der Superreichen New Yorks. Selbstverständlich gehören die Vanderbilts dazu, deren Anwesen an der 5th Avenue einem französischen Renaissance-Schloss gleicht. Im Sommer aber zieht es viele Reiche aus der Stadt – etwa zum Strand von Coney Island. Zur Ballaison werden opulente Feste gegeben, bis hin zu einem Dinner, bei dem alle Einladeten auf ihren teuren Rennpferden erscheinen – und im Sattel mit den Hors d'oeuvres bedient werden.

nen Fall, sodass ihn Helfer fast unver-
letzt befreien können.

Andere Passagiere schwingen sich auf schwankende Leitern, die geschäfts-
tückige Anwohner zu den stecken gebliebenen Zügen hinaufreichen – nur wer 15 Cent zahlt, darf auf den eisglatten Stufen in die Tiefe steigen. Die Mehrheit der Reisenden aber traut sich nicht hinaus – und muss acht oder zehn Stunden ausharren, ehe die Züge bis zur nächsten Station geschleppt werden können.

Gegen neun Uhr wird es auf den Straßen New Yorks still. Keine fauchenden Dampfloks mehr auf den Elevated Railways, kein Rattern eisenbeschlagener Kutschenräder auf den Pflasterstei-

nen. Stattdessen taumeln vermummte Gestalten durch den Schneesturm. Männer, Frauen, Kinder haben die Köpfe zwischen Mantelkragen und allen Arten von Kopfbedeckungen eingezogen. Manche Wall-Street-Bankiers haben sich die weiten Hosenbeine zusammengebunden, damit kein Schnee eindringt. Polizisten reißen Passanten mit Schnee Ohren und Hände ab, damit diese nicht erfrieren.

Es wird lebensgefährlich, weiter zu gehen. Manche Bäume in den Parks sind inzwischen bis zur Krone eingeschneit, an den Häusern reichen die Verwehungen bis zum zweiten Stock. Die großen Leitungsmasten knicken um. Telefon- und Telegrafenkabel schlagen im Wind,

abgerissene Ladenschilder treibt der Sturm fort.

Und in den stärksten Böen werden Fußgänger umgeworfen, manchmal geradezu davongeschleudert in Schneewehen, die so hoch sind, dass sich niemand mehr allein daraus befreien kann. Die Botenjungen der Western Union binden sich lange Leinen um den Leib, damit man sie leichter herausziehen kann.

Bereits um sieben Uhr haben Polizisten die Brooklyn Bridge gesperrt. Ein paar Pendler, die sich dennoch hinüberwagen wollen, geben nach wenigen Metern auf. Nur einer – ein junger Angestellter an der Wall Street, der seinen Arbeitsplatz mit verzweifelter Energie zu



erreichen versucht – schafft es beinahe bis zur Hälfte, ehe er, 35 Meter über dem East River, vor Erschöpfung zusammenbricht. Einigen beherzten Polizisten gelingt es, den halb Erfrorbenen nach Brooklyn zurückzuziehen.

Ansonsten ist die Stadtverwaltung hilflos – was niemanden wirklich überrascht. Die wahre Macht liegt ohnehin nicht in der City Hall, sondern an der 14th Street, wo sich ein prachtvolles, dreigeschossiges Gebäude erhebt: die „Tammany Hall“. Vor 99 Jahren als sozialer Club gegründet, ist aus der schattenhaften Vereinigung längst die „Maschine“ der Demokratischen Partei in New York geworden, die gerade den Bürgermeister stellt.

Für die Mitglieder dieses Clubs ist die Politik aus dem Hintergrund zur fast risikolosen Bereicherung geworden: Sie arrangieren sich mit den meisten Bankiers und Industriellen, vermitteln zugleich aber auch den Zehntausenden Immigranten Jobs, Wohnungen, Lizzenzen für Geschäfte, die Staatsbürgerschaft. (Von Tammany bestochene Richter bürgern einmal gut 2000 Einwanderer an einem einzigen Tag ein, drei pro Minute – „schneller, als der Schlachthof in Cinci-

Pferde vergoldetes Geschirr trugen. Seine Nachfolger sind weniger auffällig, sie verborgen ihre Gier besser – doch korrupt ist die Stadtverwaltung geblieben. Und nicht Kompetenz entscheidet meist über Posten, sondern Barzahlung. Während des Blizzards bleibt die *City Administration* weitgehend inaktiv – so, als würde niemand New York regieren.

Es schneit weiterhin. Die Restaurants und Bars sind voller Erschöpfter mit vereisten Haaren und Augenbrauen, manche sind kaum noch ansprechbar. Die Hotels sind ausgebucht, obwohl fast alle Züge weit vor den Stadtgrenzen im meterhohen Schnee stecken geblieben sind. Wer spät kommt, kann kein Zimmer mehr buchen und wird die Nacht auf Sofas in der Lobby, auf Billardtischen oder in Badewannen verbringen müssen.

Anderer kämpfen sich voran: Stunden sind sie unterwegs, um ein paar Blocks zu schaffen. Manchen der wohlhabenden Bankiers und Broker, die unbedingt zur Wall Street wollen, gelingt es, eines der wenigen *cabs* zu rufen, der Kutschentaxis. Für eine Fahrt, die normalerweise einige Cent oder wenige Dollar kosten würde, zahlen sie jetzt 25, ja 40 Dollar. Ankommen um jeden Preis!

len die leitenden Angestellten. Es gibt niemanden, der Schecks zertifizieren kann oder die Nummernkombinationen der Tresore kennt.

Am bittersten aber sind die Konsequenzen für viele Arbeiter, die ihr Leben riskiert haben für ihre zwei, drei Dollar Tageslohn: Da die Zuglinien blockiert sind, kommt keine Kohle mehr nach New York. Ohne Kohle stehen die Dampfmaschinen still, welche die Maschinen antreiben. Also schicken die Manager ihre Arbeiter wieder nach Hause – ohne Lohn, versteht sich.

Gegen Mittag ist New York im Schnee ersticken. Der Broadway, über den an anderen Tagen 18 000 Kutschen ratteln und dessen Bürgersteige so voll sind, dass sich die Flaneure stauen, ist menschenleer. Nur hin und wieder tauert eine vermummte Gestalt im Wind oder quält ein Kutscher sein Pferd durch die Verwehungen. Wall Street, sweatshops und Fabriken stehen still.

Im Hafen schwanken die Boote der 35 Fährlinien an den Kais. Auf hoher See werden Schiffe übel zugerichtet vom Sturm, darunter auch der Lotsenschoner „Caldwell F. Colt“, der kentert und fast versinkt.

In manche Straßen hat sich seit Jahren kein Polizist mehr gewagt

nati Schweine zerlegt“, wie ein Reporter notiert.)

Der einzige Preis für diese Gefälligkeiten: die Stimmen der Einwanderer am Wahltag. So beherrscht Tammany Hall die Demokratische Partei und den Stadtrat – und entscheidet auf diese Weise wiederum über die Vergabe von öffentlichen Aufträgen und die 12 000 Stellen bei der Stadt, von der Finanzverwaltung bis zur Feuerwehr. Eine schier unerschöpfliche Quelle für „Provisionen“ aller Art.

Besonders berüchtigt ist bis vor kurzem „Boss“ William Tweed gewesen, der zwischen 1863 und 1871 Tammany beherrscht hat und darüber zu einem der größten Grundbesitzer New Yorks aufgestiegen ist. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere fuhr der ehemalige Feuerwehrmann in Kutschen umher, deren

Aber was dann?

15 von 300 Schülern schaffen es bis zur Old Ward School No. 10 in der Wooster Street – aber kaum ein Lehrer ist da. Ärzte warten vergebens auf Patienten, Anwälte auf Klienten.

Und an der Wall Street sind nur 30 der 1100 registrierten Händler an ihren Plätzen. 15 000 Aktien von insgesamt fünf Firmen werden gehandelt – ein Negativrekord. Gegen 12 Uhr schließlich geben die Händler auf. 150 Dollar Jahresgebühr kostet ein Telefonanschluss, doch dieses Vermögen ist jetzt wertlos, denn der Sturm hat alle Leitungen gekappt, den Börsenticker ebenso.

Telegramme kommen noch bis Boston durch – aber nur, wenn man sie via London schickt, denn das Atlantikkabel ist das einzige, das der Blizzard nicht erreicht hat. In den meisten Banken feh-

Einem Fliegenden Holländer gleich rauscht ein anderer Schoner hinaus, weg von New York: Die „Mary Heitman“ treibt steuerlos und mit vereister Takelage dahin, ohne Kapitän an Bord, aber mit fünf Seeleuten. Als das Geisterschiff für wenige Sekunden mit einem anderen Segler kollidiert, gelingt es einem der Matrosen, auf dessen Deck zu springen. Dann peitscht der Blizzard die „Mary Heitman“ weiter, hinaus auf den Atlantik, wo das Schiff samt Besatzung für immer verschwindet.

Und es schneit weiter.

1888 fotografiert der legendäre Polizei-reporter Jacob Riis eine Gasse am Mulberry Bend, die »Bandit's Roost« genannt wird, »Banditennest«. Selbst steckbrieflich gesuchte Mörder bleiben hier unbehelligt



MONTAG, 12. MÄRZ, GEGEN 22 UHR.

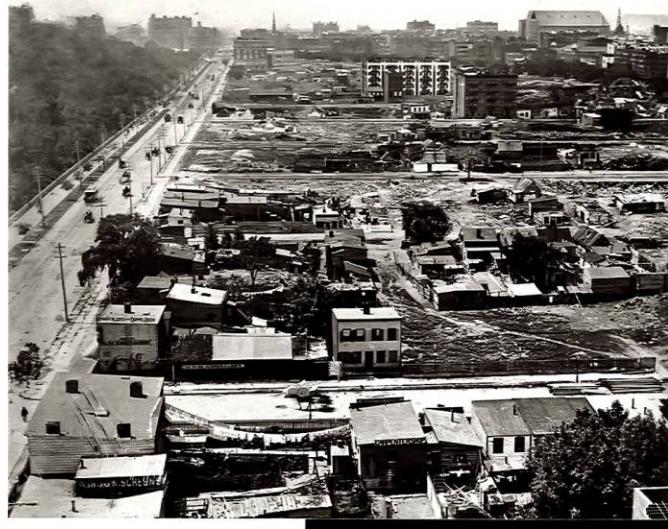
Ein für die Geschäftsleute verlustreicher Tag geht zu Ende. Der Broadway ist zwischen 14th und 23rd Street die „Ladies' Mile“, das Reich der Frauen und des Konsums. In der Nähe hat Alexander Turney Stewart 1846 den Marble Palace errichten lassen, ein fünfstöckiges Gebäude, in dem es fast alles zu erwerben gibt, das erste Kaufhaus Amerikas, ein „Feenpalast“, wie ein Zeitgenosse bewundernd schreibt.

Konkurrenten sind schnell nachgezogen, etwa der ehemalige Kapitän Rowland H. Macy, dessen Konsumpalast an der 14th Street mit einer Fassade aus Gusseisen und Glas prunkt. Macy ist der erste, der mit Sonderangeboten wirbt; er ist der Erfinder der Weihnachtssaison mit verlängerten Öffnungszeiten und einem als Weihnachtsmann verkleideten Mitarbeiter; er ist der erste, der Schaufenster (ebenfalls ein Novum in New York) dekorieren lässt.

Zwischen den großen Kaufhäusern stehen die Gusseisenpaläste der Spezialisten. Der fünfgeschossige Haughwout Store etwa, in dem Uhren und Geschirr angeboten werden und wo Elisha Otis 1857 den weltweit ersten Sicherheitsfahrtstuhl installiert hat. Oder das Juwelengeschäft von Charles Tiffany, der für seinen Luxusladen die alte Church of the Puritans hat abreißen lassen.

Mit der El oder, stilvoller, mit der Kutsche strömen die Ladys aus der Fifth Avenue an den Broadway, wo sie Kleider, Pariser Hüte und Seidenstrümpfe kaufen, Kaschmirschals, Bronzeskulpturen, pinkfarbene Stiefeletten und exotische Blumen. Und, sofern das Geld reicht, auch das eine oder andere Geschenkidee, das einst den Hals einer französischen Königin zerte – denn Tiffany hat 1887 einen Teil der französischen Kronjuwelen erstanden. (Wenn das Geld nicht reicht oder einfach nur aus Freude am Verbotenen, geben sich die Ladys einem neuen Delikt hin: dem Ladendiebstahl. Wegen ihrer guten Verbindungen müssen sie kaum fürchten, angezeigt zu werden.)

Da hauptsächlich Frauen einkaufen, stehen auf der anderen Seite der Ladenischen ebenfalls Frauen. Sie sind kaum weniger elegant als ihre Kundinnen,



Manhattan breitet sich nach Norden aus: Vom neu errichteten Dakota-Wohnblock geht der Blick auf den Central Park, das strenge Straßennetz – und Farmhäuser, die bald abgerissen werden

wenn sie auch deutlich einfachere Kleider tragen. „Salesladies“ nennen sie sich – und würden sie gern von ihrer Klienten genannt werden. Tatsächlich aber sind sie für ihre Kunden nichts als „Shopgirls“, und der mangelnde Respekt zeigt sich auch in den Bedingungen, unter denen sie arbeiten müssen: bis zu 16 Stunden am Tag, für höchstens sechs Dollar in der Woche.

In den Arbeitsstunden sind ihnen „unnötige Gespräche“ verboten, und hinsetzen dürfen sie sich auch nicht. Ein Kaufhaus entlässt seine Shopgirls grundsätzlich nach fünf Jahren, damit niemand lange genug dabei ist, um höhere Lohn fordern zu wollen. Aber immerhin: Bei Macy's ist Margaret Getchell zur Geschäftsführerin aufgestiegen, eine der ersten Frauen, die im harten New Yorker Business Karriere macht.

Heute, am 12. März, haben viele Kaufhäuser in Zeitungsanzeigen und Plakaten mit dem großen „Spring Opening“ geworben, mit Verkaufsaktionen zur Eröffnung der Frühjahrssaison. Doch

die wenigen Verkäuferinnen, die sich bis zu den Ladenischen gekämpft haben, warten vergebens auf Kundinnen.

Auch andernorts bleiben die Käufer aus. Niemand besucht die Galerie von Paul Durand-Ruel, 297 Fifth Avenue, wo seit 1887 französische Impressionisten ausgestellt werden. („Ist das Kunst?“, hat die „New York Times“ gefragt.) Niemand bewundert die Schätze des Metropolitan Museum of Art im Central Park. (Noch am Tag zuvor, am Sonntag, bei gutem Wetter, war der Musentempel wie üblich geschlossen. Denn dann ist der einzige freie Tag der Arbeiter – und mit diesem Trick verhindern die reichen Mäzene, dass das gewöhnliche Volk ihre Schätze bestaunen kann.)

Niemand lernt heute in der Halle des Velocinums die Kunst des Fahrens auf dem hohen Fahrrad. Niemand kommt in die Woodruff Stables von Leonard Jerome (dem Großvater Winston Churchills) in der Bronx, wo die Vanderbilts und Goulds bis zu 30 000 Dollar für erstklassige Rennpferde zahlen. Kein Kunde beim Buchhändler Agosto Brentano am Union Square. Kein Schauspieler lässt sich im berühmten Fotostudio von Napoleon Sarony ins rechte Licht setzen.

Die Schauspieler, die es überhaupt bis zu ihren Häusern schaffen – etwa dem Park Theatre, Ecke Broadway und 35th Street, wo derbe Komödien gegeben werden –, spielen vor fast leeren Rängen oder gar nicht.

Nur die berühmte Zirkustruppe von P. T. Barnum, die am Vortag in einer großen Parade mit Tigern und Elefanten, Akrobaten und Clowns in die Stadt gezogen ist, gibt ihre erste Vorstellung der Saison in einem Theater im verschachtelten Komplex des Madison Square Garden. Die wenigen Zuschauer allerdings lassen sich von musizierenden Schweinen und tollkühnen Messerwerfern nicht wirklich fesseln – zu deutlich hören sie ein Schaben über ihren Köpfen. Auf dem Dach schaukelt ein Trupp Männer pausenlos den Schnee weg, damit das Gebäude unter der Last nicht einstürzt.

zwei Dollar); für die geschminkten „Fairies“, die halbwüchsigen Jungen, die in der Paresis Hall an der Ecke Bowery und 5th Street auf zumeist wohlhabende Kunden warten; für die Straßenmädchen, die nach Einbruch der Dunkelheit über die „Ladies’ Mile“ streifen; und die schwarzen Freudenmädchen, die am „African Broadway“ auf der 7th Avenue zwischen 23rd und 40th Street auf Männer warten. (Viele von ihnen Neuankömmlinge, denn noch sind keine zwei Prozent der New Yorker Bevölkerung schwarz. Aber langsam setzt ein Strom armer Landarbeiterfamilien ein, die den rassistischen, wirtschaftlich zurückgebliebenen Süden verlassen, um in der Metropole ihre Chance zu suchen. Sie kommen, kaum weniger verachtet als in Mississippi oder Alabama, als Hafenarbeiter und Wäscherinnen unter, als

malerweise die am hellsten erleuchtete Stadt auf dem Globus. Der geniale Erfinder Thomas Alva Edison, der in New Jersey forscht, aber gern Reisen zu den Etablissements an der Bowery unternimmt, hat den Bankier John Pierpont Morgan schon vor Jahren von den Wundern – und wirtschaftlichen Chancen – des elektrischen Lichts überzeugen können.

Ein knapp anderthalb Quadratkilometer großes Gebiet in Lower Manhattan an der Wall Street ist der „District One“: das erste Stadtviertel der Welt, das von elektrischen Lampen erleuchtet wird. Erbaut von Edison und hauptsächlich finanziert von Morgan, ist das Elektrizitätswerk an der Pearl Street am 4. September 1882 in Betrieb gegangen.

Seither ist das neue Licht, das heller und gleichmäßiger brennt als eine Gaslaterne, das nicht stinkt wie diese und in

Am Central Park verdrängen Apartments die illegalen Siedler

Weiß, rot, blau und grün schimmern die gaserleuchteten Glühlampen an der Bowery durch das Schneetreiben – jener Vergnügungsmeile in Lower Manhattan, wo sich, diskret, Reich und Arm treffen. Doch wo normalerweise Drehorgelspieler mit verkleideten Äffchen und walzer spielende deutsche Fünf-Mann-Orchester die Bürgersteige unter den Stelzen der Elsäumer, ist es jetzt leer. Niemand ist im Flohzirkus, keiner will das Wachsfigurenkabinett sehen, das Dantes Inferno nachstellt (und wo Magnaten wie Jay Gould prominent in der Hölle platziert sind).

Die Concert Saloons und Varietés locken Besucher an – allerdings jetzt eher wegen der Wärme und der „wärmenden Getränke“, die sie offerieren, als wegen der leicht geschürzten Sängerinnen und der Schauspieler, die kurze, derbe Sketche zum Besten geben. Die Reichen, die in manchen Concert Saloons Logen gemietet haben, um von oben auf das frivole Treiben von Halb- und Unterwelt zu blicken, scheuen heute den langen Weg nach Downtown Manhattan.

Schlechte Geschäfte auch für die Prostituierten auf der Bowery, die an normalen Abenden zehn, fünfzehn Freier haben (die Viertelstunde zu einem oder

Kellner, Köche, Barbiere, Diener – oder eben auf dem Strich.)

Selbst die teuren Damen haben wenig zu tun. In Midtown, zwischen Fifth und Eighth Avenue und 23rd und 57th Street, haben sie ihr Geschäftsviertel. Bequem zu erreichen für die Gentlemen, die in dunklen Kutschen vorfahren und, angetan mit Zylinder, Tuxedo und langem Schal, unauffällig in den ebenso unauffälligen Häusern verschwinden.

Es sind wohlhabende Gönner, die nach einem Besuch in der Metropolitan Opera oder im Luxusrestaurant Delmonico’s hier vorbei kommen. Oder reiche Besucher aus außerhalb, deren Kommen in der Rubrik „Social News“ in der Zeitung angekündigt worden ist und die von den Bordellen ungefragt gedruckte Einladungen erhalten. „Satan’s Circus“ nennen Prediger in Sonntagsreden und Pamphleten diesen Sündenpfuhl, indem der korrupte Polizeioffizier, der für diesen Bezirk zuständig ist, geflissentlich übersieht, dass im gediegenen Wohnviertel an der West 25th Street gleich sieben Bordelle nebeneinander eröffnet haben, „Seven Sisters“ genannt.

New Yorks Straßen sind verlassen und dunkel – dabei ist die Metropole nor-



New York wächst flächennmäßig zwischen 1865 und 1890 um das Zehnfache – auch, weil die Hochbahn, hier eine Station an der 6th Avenue, nun Pendler aus den Vororten nach Manhattan bringt

geschlossenen Räumen keinen Sauerstoff verbraucht, ungeheuer populär geworden – zumindest dort, wo die Wohlhabenden arbeiten und wohnen. Eine Glühbirne kostet einen Dollar, den Tagesslohn einer Verkäuferin. Das macht das helle Licht zugleich zu einer sozialen Abgrenzung. Dort, wo wenig Geld zu finden ist, flackert weiterhin das sanfte, schwache Gaslicht oder glimmen die Dohle von stinkenden Kerosinfunzeln.



Hinter den Piers am East River stehen 1888 vier- bis sechsgeschossige Häuser. Doch die Entwicklung von Stahlträgern und Aufzügen macht nun auch höhere Gebäude möglich. Schon sind einige Bürotürme zehn Stockwerke hoch – die ersten Wolkenkratzer

Auch in der Lower East Side, dem ärmsten, elendsten, verkommensten Viertel New Yorks. Dort gehen gegen 22 Uhr, als die Gaswerke aus Sicherheitsgründen die Leitungen abdrehen, die Lichter aus. Zur Kälte und zum Hunger kommt nun noch die Dunkelheit.

Und noch immer schneit es.

DIENSTAG, 13. MÄRZ, GEGEN 8 UHR.

Für die große Mehrheit der New Yorker endet eine bitterkalte Nacht. Zwei Drittel der Stadtbevölkerung sind arm – die meisten Immigranten aus der Alten Welt:

Vier von zehn Bürgern New Yorks sind nicht in Amerika geboren. Rund 190 000 Iren leben hier, 210 000 Deutsche und 55 000 zumeist aus Osteuropa stammende Juden. In den Jahren um 1888 ziehen Zehntausende Italiener in die Stadt. Tausende Chinesen sowie Tausende Glücksucher aus Ländern von Skandinavien bis Syrien.

Die Neuankömmlinge stellen das Heer der Tagelöhner, Hafenarbeiter, Näherinnen, Diener, Köchinnen, ohne das New Yorks Wirtschaft nicht funktionieren könnte. Die meisten hausen in der Nähe ihrer Fabriken und des Hafens in der Lower West und Lower East Side – in abgeschotteten Vierteln, die sich die einzelnen Nationalitäten regelrecht erobert haben.

Die Italiener etwa verdrängen die Iren aus dem Mulberry Bend, einer überfüllten, schmutzigen, lang gezogenen Straße in der Lower East Side, wo zwei- bis viergeschossige, verfallene Mietskasernen die Seiten säumen und düstere Seitengassen abgehen, von denen eine „Bandits' Roost“ genannt wird, „Banditennest“ – ein stadtbekannter Zufluchtsort für Mörder.

„Hell's Kitchen“ heißt die Gegend rund um die stinkende Fabrik der Manhattan Gas Works an der Ecke 18th Street und 10th Avenue in der Lower West Side, wo Iren wohnen. Die Deutschen bevorzugen „Kleindeutschland“ zwischen 11th und Grand Street, Bowery und East River, wo Schützenvereine und Bierlokale mit deutschen Schildern werben

und wo sonntags Dampferfahrten den Fluss hinauf organisiert werden, zum Wandern und Picknicken.

Die Juden leben in der Nähe der *sweatshops* in Lower Manhattan, die Chinesen – die wohl am heftigsten verachtete von allen Immigrantengemeinden – machen die Mott Street zur ersten Chinatown an der Ostküste. Wer, welcher Herkunft auch immer, alles verloren hat, kriecht in den „Five Points“ unter, dem überbluteten Slum der Stadt – dort, wo sich fünf Straßen kreuzen und die Häuser noch verfallener sind als andernorts.

Die Häuser: *tenements* heißen die Blocks, und es klingt wie ein Schimpfwort, wie ein Fluch, wie ein Urteil. Die Grundstücke Lower Manhattans sind einst für Einfamilienhäuser parzelliert worden, die Straßenfronten jeweils nur wenige Meter breit, dafür aber 30 Meter tief. Doch auf diesen schmalen Grundstücken erheben sich nun vier-, fünf-, sechsgeschossige düstere Blocks.

Die Wohnungen sind dunkle Verschläge, jedes Zimmer kaum zwei mal drei Meter groß, keine Küche, kein Bad, keine Toilette. Licht und Luft sollen durch 80 Zentimeter schmale Fenster ins Innere gelangen – Wandschlüsse, die auf Lichtschächte hinausführen. Diese brunnenähnlichen Kavernen in den Wohn-

Eine Drei-Zimmer-Wohnung auf dem Mulberry Bend bringt zwölf Dollar im Monat. Wer gar in Chinatown ein Bett an drei Männer gleichzeitig vermietet (die sich die Schlafstatt dann in Acht-Stunden-Schichten teilen müssen), kann von jedem bis zu drei Dollar wöchentlich kassieren. Und wenn jemand mit seiner Miete drei Tage in Rückstand ist, wird er hinausgeworfen – genügend neue Interessenten gibt es immer, denn jeder Oceanliner bringt Hunderte neuer Immigranten nach New York.

Für die Mieter dagegen ist es eine Art Vorhölle. (Auch wenn viele von ihnen noch vor kurzem in einem russischen Shtetl oder irischen Dorf unter noch elenderen Bedingungen gelebt haben.) Für Männer und Frauen mit sieben Dollar Wochenlohn sind die Tenement-Wohnungen teuer, also werden sie zimmer-, gar bettenweise untervermietet. Die Etagen sind hoffnungslos überfüllt.

Der Polizeireporter und Fotograf Jacob Riis, der in jener Zeit mit einer Kamera durch die Slums zieht, um die Lebensbedingungen der Bewohner zu dokumentieren, zählt in einem Wohnblock 128 Kinder von 40 Familien. In den Innenhöfen und düsteren, schimeligen Treppenhäusern liegt der Müll

ments sind 70 Prozent aller Bewohner krank – ohne Versicherung, ohne ausreichende Krankenhäuser, ohne genügend Ärzte in ihren Vierteln, ohne Geld für Medikamente, ohne Chance, ihrer erstickenden Umgebung auch nur für einen Tag zu entkommen.

Wen die Vermieter hinauswerfen, dem bleibt oft nur noch die Straße. Obdachlose schlafen in Hauseingängen oder in den verlausten, schmutzigen Kellern einer Polizeistation auf dem blanken Boden – wo die Beamten die Tramps aber spätestens nach zwei Nächten wieder hinauswerfen.

Frauen und Kinder ziehen zu den unbebauten Parzellen, die als Müllkippen genutzt werden. Dort wühlen sie in den Abfällen nach etwas Brauchbarem. Rund 10 000 Kinder leben, ausgesetzt oder ausgerissen, auf der Straße. Manche verdienen sich ein paar Cent als Schuhputzer oder Zeitungsjungen. Andere betteln und stehlen – oder verkaufen ihren Körper. Ihre Nachtquartiere sind Hinterhöfe, Treppen oder aufgegebene Lastkutschen; in den von Schimmel überzogenen Treppenhäusern liegen auch schon mal allein gelassene Babys.

Die Herren der Elendsviertel sind die Gangs – Verbrecherbanden, die sich aus den gestrandeten Jugendlichen, aus gescheiterten Immigranten, aus brutalisier-

Noch wird Manhattans Skyline von einem Kirchturm überragt

blocks stinken von den Abfällen, die Mitbewohner dort hineinwerfen, in ihnen hallt der Lärm von Dutzenden Mietern, deren Wohnungen alle auf jeweils einen Schacht hinausgehen – und wenn es brennt, saugen sie Hitze und Flammen hoch wie ein Kamin. Klos stehen im Flur oder im Hinterhof.

Die Vermieter haben kein Interesse daran, dieses Elend zu verringern. Warum auch? Erhebliche Teile von Lower Manhattan sind seit Generationen im Besitz weniger reicher alter Familien – der „Nachkommen toter Holländer“, wie ein Sozialreformer höhnt. Diese Familien, die Astors etwa, verpachten das Land an Unternehmer, die dort *tenements* errichten. Die Profite sind enorm, die Risiken gering.

– Asche, Essensreste, Fäkalien, Lumpen – oft knöcheltief.

Die Tenements sind Brutstätten für Krankheiten. Diphtherie, Grippe, Typhus, Lungenerkrankungen sind endemisch. Mit der „weißen Seuche“, der Tuberkulose, stecken sich jedes Jahr rund 20 000 Menschen an, viele sind noch jung. Im Juli und August schleppen Mütter ihre ausgezehrten, fiebrigen Babys aus den stickigen Wohnungen auf die Dächer der Wohnblocks, in der verzweifelten Hoffnung, dass sie dort durch einen Luftzug wenigstens ein wenig Linderung vor der mörderischen Hitze erlangen können.

33 Tote jährlich pro 1000 Einwohner zählte New York schon 1865, die Hälfte mehr als in London. In manchen Tene-

ten Veteranen des Bürgerkrieges, aus Abenteuern aller Art rekrutieren.

Die Baxter Street Dudes oder die Fourth Avenue Tunnel Gang beherrschen ihre Territorien durch Raub, Diebstahl und die Erpressung von Schutzweldern von den Ladenbesitzern. Gelegentlich entführen sie eine Pferdebahn und rauen alle Fahrgäste aus.

Andere Banden haben sich spezialisiert: Die Hell's Kitchen Gang plündert die Lagerhäuser am Hafen, bei den Whyos kann jedermann gegen genau festgelegte Tarife unliebsame Mitmenschen zusammenschlagen lassen, Beinschüsse kosten mehr. Am teuersten ist der *big job*: Mord.

Fingerfertige Diebe durchstreifen die Kaufhäuser der Ladies' Mile und die

Wagen der Elevated während der Rush-Hour. Geschickte Fälscher machen Dollarnoten und Schecks nach; die Dealer von Diamond Charley verkaufen Morphium und Chloralhydrat – „K.o.-Tropfen“, die, teelöffelweise in den Whiskey oder das Bier ahnungsloser Zecher gegeben, diese bewusstlos zusammensacken lassen, sodass sie gefahrlos auszurauben sind.

Andere bereichern sich an Toten: Ghouls nennen sich jene Gangs, die Verstorbene aus reichen Familien exhumieren und die Leichname nur gegen Lösegeld wieder hergeben. Die Gebeine des Kaufhauskönigs A. T. Stewart etwa sind in St. Mark's von Unbekannten gestohlen und erst gegen eine Zahlung von 20 000 Dollar wieder herausgerückt worden.

Wer, etwa um einen *big job* zu vergeben, einen der mindestens 2500 Berufsverbrecher New Yorks kontaktieren möchte, trifft ihn in bestimmten Varietés

oder geben diskrete Tipps, falls doch einmal eine Razzia geplant sein sollte.

Bestraft werden die korrupten Polizisten selten. Denn niemand ist geschickter in Sachen Besteckung als Thomas F. Byrnes, der Leiter der Kriminalpolizei. Der 45-jährige Ire, ehrgeizig, rücksichtslos und geschickt, ist seit acht Jahren auf diesem Posten. Sein genialster Coup: Er erklärt den Finanzdistrikt rund um die Wall Street zur „Sperrzone“ für polizeibekannte Verbrecher. Wer von ihnen südlich der Fulton Street aufgegriffen wird, landet sofort im Gefängnis, selbst wenn er sich nichts zuschulden kommen ließ.

Dieses Vorgehen ist verfassungswidrig, aber wirksam. Dankbare Finanziers revanchieren sich mit Insidertips und anderen Gefälligkeiten, deren Wert weit über das hinausgeht, was Saloonbetreiber oder Puffmütter je würden zahlen können. Am Ende seiner Karriere hat Byrnes, der offiziell 2000 Dollar im Jahr

geliefert werden. Die Brötchen: liegen nicht wie sonst vor der Haustür. Die Haushälterinnen müssen sich mit Vorräten begnügen.

Die Armen aber haben keine Vorräte. In der Nacht sind sie in ihren schmutzigen Behausungen gefangen gewesen, denn ohne Gaslicht wird in den düsteren Treppenhäusern selbst der Gang zur Latrine gefährlich. In den Waschbecken auf den Fluren schwimmen Abfälle. Viele Wasserleitungen sind eingefroren.

An diesem Morgen fehlt zum zweiten Mal die Milch. Wer Geld hat, lässt sie sich sonst aus dem Umland anliefern – von Männern wie William Brubaker, die unter normalen Bedingungen fast täglich nach New Jersey übersetzen. Für die Armen tut es auch die Milch von Kühen, die in der Stadt gehalten werden, irgendwo in dreckigen Hinterhofställen.

Diese Milch, der Liter zu zwei oder drei Cent, wird oft mit Wasser verdünnt

Selbst der Chef der Kriminalpolizei ist korrupt

oder Concert Saloons, in Paddy Quinn's Island No. 10 etwa oder im Kellersaloon von Bill Varley auf der Bowery. Hehlware wird auf dem „Thieves Exchange“ an der Ecke Broadway und Houston Street verhökert.

Die Polizei ist in vielen Fällen nicht Gegner dieser Unterwelt, sondern deren Komplize. Zwar dienen über 2000 Officer in New York, mehr als in jeder anderen Stadt der USA. Zwar arbeiten die Beamten mit einer über 7000 Fotos umfassenden „Galerie der Galgenvögel“, der ersten Verbrecherkartei der Welt. Zwar werden Hunderte Diebe, Räuber und „Streuner“ ins Tombs geworfen, das düstere Zentralgefängnis an der Center Street. Doch in der Lower East und der Lower West Side lässt sich kaum je ein Beamter blicken.

Warum auch? Viele Polizisten sind Iren der zweiten Generation. Sie verachten die Spätankömmlinge, die Italiener, Juden, Chinesen. Sie profitieren von den Bars und Bordellen, den Hehlermärkten und Abtreibungspraxen – denn wer sie ungestört betreiben will, der muss die Cops schmieren. Dafür blicken die weg

verdient, ein Vermögen von 350 000 Dollar zusammengerafft.

Für die Menschen in der Lower East und Lower West Side ist das Leben am Abgrund deshalb der Normalzustand. Eine Grippe, ein Beinbruch, eine Kündigung wegen einmaliger Verspätung am Arbeitsplatz, eine Mieterhöhung um 50 Cent, ein falsches Wort zu einem Gangster – die Grenze zwischen Armut und Elend ist schnell überschritten.

New York ist eine Gesellschaft am Existenzlimit, die bei jeder Störung zu kollabieren droht. 1874 etwa, im ersten Jahr einer schweren Wirtschaftskrise, in der Tausende ihre Jobs verloren, sind über 900 New Yorker verhungert, sind 3000 Kinder ausgesetzt und rund 100 Kinderleichen in Ascheimern und Müllkippen gefunden worden.

Und nun schneit und stürmt es schon seit mehr als 24 Stunden.

FÜR DIE WOHLHABENDEN bedeutet der zweite Tag des Blizzards eine ärgerliche Einbuße an gewohntem Komfort. Die Morgenzeitung: kann nicht zugestellt werden. Die frische Milch: kann nicht

und, damit der Betrug nicht auffällt, mit Kalk eingefärbt. Dennoch ist diese bläuliche Flüssigkeit, die sich die Ärmsten jeden Tag in ihre Flaschen füllen lassen, besser als nichts. Vorräte halten aber kann niemand, denn die Milch verdürbt schnell, und Kühlchränke gibt es nicht.

Also machen sich unzählige Väter und Mütter auf, um für ihre Kinder irgendwo Milch zu ersteilen. Vielleicht im nächsten Laden, selbst wenn der Fußmarsch durch den Schnee einen halben Tag dauert und der Literpreis auf 15 Cent steigt. Die Mühen aber sind oft vergleichbar: Es gibt bald in ganz Manhattan keine Milch mehr.

Und keine Kohlen. Denn die Züge stecken noch immer außerhalb fest. Kein Problem für Hausbesitzer mit einem gefüllten Kohlenkeller. Ein Drama aber für die eine Million Menschen in den *tenements*, die so eng, so überfüllt sind, dass niemand kostbaren Wohnraum für Vorratskeller hergeben würde. Kohle wird stattdessen täglich beim nächsten Lebensmittelladen geholt; der Eimer kostet zehn Cent und muss zum Heizen und Kochen reichen.

Exklusiv für die Leser von GEO EPOCHE



**Gratis
zur Wahl!**

1. Kuriertasche

Originelle Tasche für viele Gelegenheiten. Aus robustem, wasserfestem Material mit längerverstellbarem Schultergurt und Innenfächern für Handy, Stifte usw. Maße: 40 x 30 x 10 cm.



**2. Der kleine PLOETZ –
Hauptdaten der Weltgeschichte.**
Das handliche Nachschlagewerk
für die schnelle Information zur
Geschichte, 642 Seiten. Maße:
ca. 11,5 x 19 cm.



**3. GEO EPOCHE Nr. 9 –
Deutschland nach dem Krieg**
Erfahren Sie alles Wissenswerte
über die Nachkriegszeit. Mit
spannenden Erlebnisberichten
und zahlreichen Originalfotos.

Lesen Sie jetzt einen von 3 GEO-Titeln.
Neu: Sie haben 3 Geschenke zur Wahl!

Gleich anrufen unter:

040/37 03 38 03

Fax: 040/37 03 56 57 · E-Mail: Geo-Service@gui.de
oder einsenden an: GEO-Kunden-Service, 20080 Hamburg

Leserservice Österreich

Tel.: 08 20 / 00 10 85
E-Mail: geo-epoche@abo-service.at

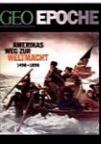
Leserservice Schweiz

Tel.: 041 / 329 22 20
E-Mail: geo@leserservice.ch

Die GEO-Familie erscheint im
Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

Bitte Bestellnummern aus
Antwortcoupon mit angeben.

Antwortcoupon



GEO EPOCHE erscheint 4x jährlich
zum Preis von zzt. € 6,90 pro Heft.
Ich spare 13%. Nach Erhalt des 4. Heftes
kann ich jederzeit kündigen.

für mich Bestell-Nr. 235080
 als Geschenk Bestell-Nr. 235079



GEO erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt.
€ 5,05 pro Heft. Ich spare 13%. Nach Erhalt
des 6. Heftes kann ich jederzeit kündigen.

für mich Bestell-Nr. 235078
 als Geschenk Bestell-Nr. 235077



GEOline erscheint 12x jährlich
zum Preis von zzt. € 2,55 pro Heft.
Ich spare 15%. Nach Erhalt des 12. Heftes
kann ich jederzeit kündigen.

für mich Bestell-Nr. 235076
 als Geschenk Bestell-Nr. 235075

a, ich bestelle die angekündigten Zeitschriften. Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich 1. die Kuriertasche 2. den kleinen PLOETZ oder 3. GEO EPOCHE Nr. 9 gratis (bitte nur ein Kreuz). Die Lieferung der Zugabe erfolgt nach Zahlungseingang. Leider können wir pro Besteller nur eine Zugabe verschenken. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frp -aus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach der oben angegebenen Mindestbezugsdauer jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhältte ich zurück. Die Preise gelten nur in Deutschland, Auslandspreise auf Anfrage.

Meine Adresse:

Name _____

Vorname _____ Geburtsdatum **19**

Straße/Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____

Ich zahle bequem per Bankenzug.

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____

Geld/institut _____

Datum _____ Unterschrift **X**

Adresse des Geschenkempfängers:

Name _____

Vorname _____ Geburtsdatum **19**

Straße/Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____

Wer während des Blizzards früh gegang im Laden war, konnte noch etwas von dem begehrten Heizmaterial bekommen. Im Verlaufe des Tages aber steigen mancherorts die Preise dramatisch. Ein Ladenbesitzer verlangt schließlich einen Dollar pro Eimer. (Später werden ihm Unbekannte die Räder seiner Lastkutsche stehlen, sie durch schäbige ersetzen und mit Kreide an den Karren schreiben: „Ein fairer Austausch ist kein Raub.“)

Keine Arbeit, kein Geld, kein Wasser, keine Milch, kein Licht, keine Kohle – nach nur 36 Stunden Blizzard geht es für die meisten New Yorker bereits ums schiere Überleben.

Auf den eisigen Straßen taumeln immer mehr Gestalten – verummerte Erwachsene, die kranke und geschwächte Kinder an sich drücken, fast blind im Schnee, halb erfrorene, hungrig. Sie sind auf der Suche nach einem Arzt, einem Glas Milch oder irgend jemandem, der helfen kann. Aber es gibt niemanden.

Die verwanzten Keller der Polizeistationen sind zwar einigermaßen warm, aber bald überfüllt. Und die wenigen

MITTWOCH, 14. MÄRZ, GEGEN 6 UHR.

Endlich klart der Himmel wieder auf. Nach rund 54 Stunden ist der schlimmste Blizzard in der Geschichte New Yorks vorüber. Es wird Tage dauern, bis der Schnee, auf Karren verladen und dann im Hudson oder East River versenkt, beseitigt ist. Und Wochen, bis die Schäden an Gebäuden, an Zugverbindungen und Leitungen aller Art behoben sind. Der Sturm, schätzen Experten, hat Schäden in Höhe von 20 Millionen Dollar angerichtet.

Für die Stadt New York hat er weitreichende Folgen. Zum einen wird das Chaos der überirdischen Leitungen auf Anordnung der Stadtverwaltung binnen eines Jahres beseitigt. Danach sind Strom-, Telefon- und Telegrafenkabel ein für allemal unter dem Straßenplaster verschwunden.

Unterirdisch sollen nun auch die New Yorker zur Arbeit kommen. Pläne für eine Metro hat es zwar schon zuvor gegeben, doch erst nach dem Blizzard nimmt die Stadtverwaltung das kostspielige U-Bahn-Projekt ernsthaft in Angriff. (Dennoch vergehen noch einmal 16 Jahre bis zur Eröffnung.)

Queens und wird damit schlagartig zur zweitgrößten Metropole der Erde. Immer größer werden die Oceanliner, die im Hafen anlegen, immer fantastischer die Summen, die an der Wall Street umgesetzt werden. Und doch sitzt der Schrecken über den „Great Blizzard“ so tief, dass noch 41 Jahre danach eine Veteranenorganisation der Augenzeugen ins Leben gerufen und bis in die Gegenwart jedes Unwetter in New York mit diesem verglichen wird.

Mit dem Blizzard von 1888 beginnt jener Zyklus von jahrelanger Hypertonie und schockartiger Apokalypse, jener Wechsel von Höhenflug und Absturz, der für New York so typisch ist wie wohl für keine andere Metropole der Welt. Das Muster von 1888 wird sich beispielsweise 1929 wiederholen, als der wilde Taumel der „Roaring Twenties“ im großen Börsencrash endet.

NIEMAND KANN SAGEN, wie viele Schicksale durch den Blizzard besiegt worden sind. Bergungstruppen holen zwölf Erfrorene aus den Schneeweihen. Etwa 200 Menschen sind in New York der Kälte erlegen, fast alles Arme.

New York taumelt zwischen Größenwahn und Katastrophe

Häuser der Kirchen und der Heilsarmee bieten keine Milch und kaum Medikamente. Wer krank oder hungrig ist, der muss sich selbst durchschlagen.

DIENSTAG, 13. MÄRZ, GEGEN 17 UHR.

Noch immer Schnee und Sturm. An manchen Stellen decken 15 Meter hohe Verwehungen Häuser, Bäume, Kutschen zu. Die Oberfläche der weißen Decke ist inzwischen vereist.

Geschäftsleute und Hausbesitzer haben allerorten Männer angestellt, die sich einige Dollar mit Schneeschaufeln verdienen. Manche Lebensmittelhändler und Ärzte haben Pferdeschlitten organisiert, um Vorräte auszuliefern oder Patienten zu besuchen. Doch meist sind die Pferde schnell zu erschöpft, um weiter zu gehen. Und immer wieder werfen Boen Gespanne in die Schneeberge.

Unsichtbar sind die Sturmfolgen im Selbstvertrauen vieler New Yorker. Bis zum 12. März 1888 sahen sie in ihrer Stadt die Metropole der Zukunft: schrankenlos modern, grenzenlos mächtig, eine Art unverwundbares Überwesen, das Menschen und Land in sich hineinfrisst und Reichtum ausspeit, in dem die höchsten Gebäude, die größten Fabriken, die mächtigsten Schiffe und die reichsten Banken zu Hause sind. Ein Moloch zwar, doch einer, der jedem Menschen die Chance gibt, seine Träume und seine Gier auszuleben.

Doch dann schneit und friert es zwei Tage ununterbrochen, und schon ist die Stadt der Zukunft schneller kolabbiert als ein Farmersdorf in Connecticut.

Selbstverständlich erholt sich New York von dem Schock. Zehn Jahre später schluckt die Stadt ihre Nachbarn Brooklyn, Staten Island, Bronx und

Die Leichenname derjenigen, deren Familien derart mittellos sind, dass sie nicht für eine Beerdigung aufkommen können, werden auf Barken verladen und den East River hochgefahren. Ziel ist Hart Island, eine karge Insel in Höhe der Bronx. Dort liegt Potter's Field, der „Töpferacker“ – ein biblischer Name für den 1869 eingerichteten Friedhof der Namenlosen und der Armen, die letzte Ruhestätte für jeden zehnten New Yorker.

Sträflinge schaufeln dort Massengräber. Kein Grabstein, kein Kreuz zierte die Erde. Niemand weiß, wie viele Menschen auf diesem Acker begraben sind, der bis heute der Armenfriedhof der Metropole ist. Eine Million werden es wohl sein. Spurlos sind sie verschwunden, aufgesogen vom Moloch New York.

So, als hätte es sie nie gegeben. □



Durch nichts und niemanden kleinzukriegen: New York.

Gemeinschaft: Das Wir-Gefühl nach dem 11. September. **Red Hook:** Brooklyns neues Trendviertel. **Central Park:** Christos kühner Plan.

Einblicke: Einheimische öffnen ihre Portemonnaies. **Museen:** Die sieben schönsten Schatzkammern. **Politik:** Giulianis schweres Erbe.

- **Stadtführer**
- **Restaurantführer**

Kalte Reise

GEO Special
Nr. 5 Oct./Nov. 2003
DIE WELT ENTDECKEN

Welt-Kapitale
Nicht kleinzukriegen
Harlem
Schöner werden, schwarz bleiben
NEW YORK
Schatzkammern
Die schönsten Museen der Welt
Naturwunder
Christo verhüllt Central Park

GEOspecial NEW YORK

Alles Wissenswerte für die Reise-Planung:
50 Hotel-Empfehlungen, Termine, Tickets, Reiseführer, Ausflüge, NY für Kinder

www.geo.de

www.graefe.de

NEW YORK ENTDECKEN MIT GEO

1898

15. Februar

von Holger Friedrich

Eine Explosion zerreißt am 15. Februar 1898 den US-Kreuzer „Maine“ im Hafen von Havanna. Das Schiff sinkt, 266 Mann kommen um. Und so wenig die Ursache des Unglücks geklärt wird, so fatal sind dessen Konsequenzen. Denn der Untergang des Kreuzers löst einen Konflikt aus – einen Krieg, der das globale Machtspiel so entscheidend verändert, dass seine Folgen noch heute allgegenwärtig sind.

Kuba ist eine wohlhabende spanische Kolonie, deren Einwohner schon einige Zeit für ihre Autonomie kämpfen. Im Frühjahr 1895 entlädt sich der Unmut der Kubaner erneut: Rebellen brennen Zuckerplantagen, Schulen, Behörden und Gutshäuser nieder. Der spanische Besatzungskommandant lässt daraufhin Städte und Dörfer mit Stacheldraht umzäunen und bewachen, um die Bevölkerung von den Freiheitskämpfern zu isolieren. Hunger und Krankheiten breiten sich aus. Dem erbitterten Bürgerkrieg fallen in den folgenden Jahren mehr als 200 000 Menschen zum Opfer.

Einflussreiche Exilkubaner in Miami und New York organisieren Geld- und Waffenhilfen für die Aufständischen und versuchen, die USA zur Intervention zu bewegen. Der öffentliche Protest in den Ver-

einigten Staaten gegen die spanische Kolonialherrschaft in Kuba nimmt zu. Anfang 1898 reagiert Präsident William McKinley auf den Druck der Medien und seiner eigenen Regierung – die Republikaner wollen die Kongresswahlen im November 1898 nicht verlieren. Er entsendet die „Maine“.

McKinley steht mit seiner Entscheidung in der Tradition seiner Amtsvorgänger. Denn eine sendungsbewusste Politik der USA ist so alt wie die Nation selbst. Schon George Washington hat verkündet: „Die Vereinigten Staaten scheinen von der Vorsehung dazu bestimmt, der menschlichen Größe und dem menschlichen Glück eine Heimat zu geben. Das Resultat muss eine Nation sein, die einen besernden Einfluss auf die ganze Menschheit ausübt.“

Viele amerikanische Politiker verstehen schon die kontinentale Ausdehnung vom Atlantik zum Pazifik früh als *manifest destiny*, als offenkundige Bestimmung der Nation. Den Amerikanern gelingt diese innere Expansion in nur drei Generationen:

- 1803 kaufen die USA Frankreich die Kolonie Louisiana für rund 15 Millionen Dollar ab;
- 1819 erwerben sie Florida von Spanien für fünf Millionen Dollar;
- 1845 schließt sich die Republik Texas der Union an;
- 1846–1848 erobern die USA im Krieg gegen Mexiko die Gebiete der späteren Staaten

Arizona, Nevada, Utah, Kalifornien und New Mexico;

- 1867 kaufen sie dem russischen Zaren für 7,2 Millionen Dollar Alaska ab.

Die *äußere Expansion*, also die Absicht, Länder außerhalb Nordamerikas beherrschend zu wollen, ist jedoch zunächst nicht Ziel der Regierung.

In Lateinamerika erheben sich Anfang des 19. Jahrhunderts Spaniens Kolonien, um die Unabhängigkeit zu erringen. Bis 1821 verliert Madrid dort alle Besitzungen – außer Kuba und Puerto Rico. Für viele US-Bürger sind die Revolutionäre im Süden Gesinnungsbrüder, die das wiederholen, was ihnen selbst 1776 gelungen ist. Und groß ist die Befürchtung, dass sich Spanien oder andere europäische Mächte die alten Kolonien wieder unterwerfen könnten.

Präsident James Monroe verkündet deshalb am 2. Dezember 1823 eine Doktrin, die im wesentlichen aus zwei Punkten besteht: Die USA haben kein Interesse, sich in europäische Konflikte einzumischen. Sollte umgekehrt aber eine europäische Macht in der „amerikanischen Hemisphäre“ intervenieren, so „betrachten wir dies als gefährlich für unseren Frieden und unsere Sicherheit“.

Im Klartext: Jegliche Einmischung in Lateinamerika wäre für die USA ein Kriegsgrund. Dennoch ist die Monroe-Doktrin defensiv konzipiert. Sie begründet nicht

Explosion eines Kreuzers vor Kuba den Krieg gegen Spanien aus – und die Vereinigten Staaten steigen auf zur **Weltmacht**



Der Untergang des US-Kriegsschiffes »Maine« 1898 vor Havanna. Die Ursache des Unglücks ist ungeklärt, doch die Boulevard-Zeitungen fordern Rache – und die US-Regierung sieht die Chance, spanische Kolonien in der Karibik und im Pazifik zu erobern

Expansionstüste Washingtons, sondern stellt nur klar, dass die USA Eingriffe anderer Nationen in Amerika ablehnen. Das schließt ein Zuständnis ein: Die USA rexpatrierten die noch bestehenden Kolonien – auch Kuba.

Erst sieben Jahrzehnte später wird das defensiv Konzept der Monroe-Doktrin allmählich aufgegeben und durch eine offensive Außenpolitik abgelöst. Am 24. Januar 1898 macht sich die „Maine“ auf den Weg nach Havanna, vorgeblich mit dem Auftrag, die dortigen US-Bürger zu schützen. Schon diese Aktion ist ein Angriff auf die Souveränität Spaniens, den die geschwächte Regierung in Madrid hinnehmen muss.

Dann fällt einem in den USA lebenden Exilkubaner

ein vertraulicher Brief des spanischen Botschafters in Washington an einen Politiker in Madrid in die Hände. Der Exilant bietet das Schreiben dem „New York Journal“ an. In dem am 9. Februar 1898 veröffentlichten Brief nennt der Gesandte Madrads William McKinley einen „schwachen und um die Gunst der Massen buhlenden Präsidenten, der sich stets eine Tür offen halten möchte“.

Ein Skandal. Der Untergang der „Maine“ heizt die Emotionen weiter an – Washington beschuldigt Madrid, das Schiff versenkt zu haben. Vor allem New Yorks große Boulevardblätter überbieten sich nun in Racheforderungen: ein Chor, in den auch die Industriekapitäne einstimmen. Sie erhoffen sich von einem Krieg einen Aufschwung für die schwache Konjunktur. McKinley beugt sich schließlich dem nahezu hysterischen

Druck und stellt am 27. März Forderungen an Spanien, die auf die Aufgabe Kubas und Puerto Ricos hinauslaufen. Madrid lehnt erwartungsgemäß ab.

A m 25. April erklärt der US-Kongress Spanien den Krieg. Es kommt zu Kämpfen vor allem auf Kuba und auf den spanischen Philippinen, an denen die USA als Stützpunkt für Handels- und Kriegsschiffe interessiert sind. Die Spanier sind von den jahrelangen Kolonialkriegen demoralisiert, die Amerikaner dagegen hoch motiviert. Noch in der ersten Kriegswoche versenkt die Navy im Hafen von Manila die gesamte spanische Pazifikflotte, ohne einen einzigen Mann zu verlieren.

Nach nur zehn Wochen Krieg bittet Madrid um Frieden und verliert Kuba, Puerto Rico und die Philippinen an die USA. Völkerrechtlich werden diese Inseln zwar nie Kolonien, doch bleibt Kuba für Jahrzehnte, Puerto Rico gar bis heute von Washington abhängig. Mehr noch: Mit dem Griff nach den Philippinen überschreiten die USA endgültig die Monroe-Doktrin und weiten ihren Einfluss nach Asien aus.

Die Motive für diesen Wechsel zur expansiv-aggressiven Außenpolitik liegen in der eigenen Entwicklungsgeschichte: Die europäischen Auswanderer kultivierten, missionierten und eroberten zunächst Nordamerika und folgten dabei ihren Vorstellungen von Freiheit und Demokratie. Doch nun, da die Eroberung des „eigenen“ Kontinents abgeschlossen ist, richtet sich der Expansionsdrang nach Übersee. Imperialismus und Interventionismus werden mit dem Sendungsbewusstsein und dem Glauben an die eigene Überlegenheit begründet – eine Motivation, die von nun an die amerikanische Außenpolitik mitbestimmt.

Und mit der die USA in den folgenden 100 Jahren zur einzigen Supermacht aufsteigen. □

Dr. Holger Friedrich, 30, lebt in Hamburg.

Das Erbe

Wie unterscheidet sich die politische Kultur der USA von der Europas – und wie wurde sie durch die eigene Geschichte geprägt? Fragen an den amerikanischen Sozialwissenschaftler Norman Birnbaum

GEO EPOCHE: Professor Birnbaum, viele in Europa sind entsetzt über die außenpolitischen Alleingänge der USA. Amerikaner wiederum sind fast angewidert von der Bereitschaft der Europäer, ihre nationale Souveränität größeren Organisationen, etwa der Uno, unterzuordnen. Wie kommt es zu solchen Differenzen? Haben die mit Unterschieden der politischen Kultur oder gar der Mentalität zu tun?

BIRNBAUM: Ja, und das beginnt schon mit einer unterschiedlichen demokratischen Praxis. Nicht nur liegt die Wahlbeteiligung in den USA im Schnitt unter 50 Prozent, auch unsere Verfassung ist von Anfang an bewusst nicht auf Mehrheiten hin konzipiert worden. Schon James Madison, einer der „Gründerväter“ und vierter Präsident der USA, wollte von Mehrheitsdemokratie nichts wissen. Sie gefährde beispielsweise das Naturrecht auf Besitz – auch auf den von Sklaven. Eine Regierung sei im Grunde nur dazu da, begüterte Minderheiten vor begierigen Mehrheiten zu schützen. Unser Freiheitsbegriff setzt die individuelle Freiheit mit dem Recht auf freie Verfügung über das Eigentum in eins. Das hat auch dazu geführt, dass die Sozialstaatlichkeit weitaus geringer entwickelt ist als in Westeuropa.

Hängt all das damit zusammen, dass Amerikaner ein distanziertes Verhältnis zum Staat haben?

Es gibt ein tiefes Misstrauen gegenüber der Obrigkeit. Dass sie beispielsweise in die Regulierung des Marktes und der Wirtschaft eingreift, dass sie Einkommenssteuern erhebt – das hielt etwa John D. Rockefeller, Ende des 19. Jahrhunderts der reichste Mensch Amerikas, für glatte Freiheitsberaubung. Sogar gegen den Acht-Stunden-Arbeitstag und das Verbot der Kinderarbeit wandten sich die Ideologen der freien Marktwirtschaft: mit dem Argument, das sei ein unzulässiger Eingriff des Staates in die Entscheidungsfreiheit der Bürger. Unsere Gerichte haben lange Zeit auf absolute Freiheit für Arbeitgeber bestanden.

Stichwort Religion: Warum beruft sich fast jeder US-Politiker auf Gott?

Bei Meinungsumfragen spricht sich stets eine Mehrheit der Amerikaner gegen die Wahl von Atheisten aus. Zwar hat der technologische Fortschritt große Teile unserer Gesellschaft durchdrungen, doch die säkulare Aufklärung wird von vielen immer noch mit Distanz, manchmal sogar mit Abscheu betrachtet.

Verbirgt sich hinter dieser Distanz möglicherweise ein anderer Konflikt – der zwischen Großstadt und Provinz?

Ja. Vielen Durchschnittsbürgern sind Leute in Metropolen wie New York oder Chicago sowie in den Universitäten einfach fremd. Sie glauben, die Elite missachte

sie und blicke auf sie herab. Politiker wie George W. Bush instrumentalisieren diesen Konflikt: Sie versprechen das Heil Amerikas, indem sie sich auf Gott berufen und vorgeben, die guten, alten Tugenden zu fördern – Werte wie Familie, Fleiß, Enthaltsamkeit ...

... und die Welt zum *American Way of Life* bekehren zu wollen. Welche Wurzeln hat dieses Sendungsbewusstsein?

Sowohl religiöse, nämlich den Puritanismus, wie säkulare. Schon Thomas Jefferson, ein Vertreter der Aufklärung, war von der Sendung Amerikas überzeugt. Früher oder später werde die ganze Welt begreifen, dass wir ein universelles Prinzip verkörpern: dass Menschen sich ständig erneuern, in einer immer neuen Welt. Und er ließ nicht ab von dem Missionsgedanken, diesen neuen Menschen als Leitbild für die ganze Welt zu propagieren.

Dass Amerikaner auserwählt seien – ist das immer noch herrschende Meinung?

Ja. Kürzlich hat George W. Bush in einer Rede verkündet, wir seien „The greatest Nation on the face of Earth“. Was doch nur bedeuten kann, dass die anderen zweitklassig sein müssen. Dabei könnte man fragen, ob es zur Greatest Nation on Earth passt, dass Eltern sich umbringen vor Arbeit, weil sie sonst eine gute Ausbildung ihrer Kinder nicht bezahlen können. Dass die Menschen Angst haben um ihre pflegebedürftigen Eltern, weil es für deren Betreuung keine soziale Lösung gibt. Dass sie nicht wissen, wovon sie im Alter leben sollen, weil es keine ausreichende Rentenversicherung gibt. Aber eine Gewissheit bleibt ihnen: Sie gehören der Greatest Nation on Earth an.

Has das amerikanische Sendungsbewusstsein noch andere Quellen?

Unter anderem den Gegensatz Neue Welt/Alte Welt. Wir sehen uns seit jeher als neue Menschen, weil wir in einem neuen Land mit neuen gesellschaftlichen und politischen Möglichkeiten leben. Schon die revolutionäre Rhetorik während des Unabhängigkeitskrieges hat diesen Gedanken hervorgehoben. Und in jeder großen Krise, ob innen- oder außenpolitisch, haben amerikanische Politiker unsere Weltmission beschworen. Lincoln nannte Amerika die „letzte große Hoffnung der Menschheit“. In den Ersten

der Gründer

Weltkrieg zogen Amerikaner, um „die Welt reif für die Demokratie“ zu machen. Während des New Deal und im Zweiten Weltkrieg hatte, Präsident Franklin D. Roosevelt zufolge, „diese Generation von Amerikanern ein Rendezvous mit der Vorsehung“. Dieses Sendungsbewusstsein findet sich schließlich auch in der amerikanischen Literatur von Ralph Waldo Emerson bis Ernest Hemingway.

Fühlen die Menschen auf der Straße genauso?

Diese Überzeugung verbindet die Amerikaner über alle sozialen Klassen und kulturellen Gräben hinweg, rechtfertigt Opfer und heilt das Heimweh der Neuenwanderer. Amerikaner glauben an ihren guten Willen und ihre moralische Überlegenheit. Deswegen sind die GIs im Irak ja auch so entsetzt, dass ihre guten Absichten nicht verstanden werden, und sie fragen sich: „Warum hassen die uns?“

Kann man dieses Sendungsbewusstsein nicht auch positiv wenden? Dem Historiker Tony Judt zufolge ist das beste und größte Kapital der USA der Glaube an die eigenen guten Absichten.

Judt hat schon Recht. Tatsächlich ist auch die Idee von der „Great Society“, die aus den 1960er Jahren stammt, diesem Sendungsbewusstsein zu verdanken: die Vorstellung von einer Gesellschaft ohne Rassendiskriminierung. Insbesondere Präsident Lyndon B. Johnson führte sich ihr verpflichtet, ein Südstaatler, den eine Art Gewissensnot trieb. Wenn ich einer der 44 Millionen Amerikaner ohne Krankenversicherung wäre, würde ich mir heute etwas mehr von dieser Art Sendungsbewusstsein wünschen.

Sicher hat auch der amerikanische Freiheitsbegriff seine Wurzeln in der Geschichte des Landes.

Ja, aber das ist der Freiheitsbegriff des Wilden Westens. Und der lebt immer noch, etwa in Staaten wie Texas, wo fast jeder eine Waffe trägt und damit an Kolonisation, Überlebenskampf und Pioneerzeiten erinnern will. Aber das ist eine künstlich am Leben gehaltene, pervertierte Tradition, die von Leuten gepflegt wird, die mit der Pioneerzeit weder kulturell noch durch ihre eigene familiäre Geschichte irgend etwas zu tun haben. Die Gesellschaft ist krank, weil sie einen überholten Freiheitsbegriff hat, und den kann sie nicht in Einklang bringen mit den Notwendigkeiten einer Industriegesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Hat das Einwanderungsland USA womöglich einen Komplex gegenüber den alten Heimatländern, den Amerikaner durch besonderen Ehrgeiz oder Dünkel kompensieren?

Das zu behaupten wäre übertrieben. Aber gegenüber manchen Ländern gibt es wohl so etwas wie einen Minderwertigkeitskomplex, den wir dem Puritanismus verdanken.

Puritanismus verbindet sich ja mit der schlimmen Ahnung, dass irgendwo irgendein Mensch sein Leben genießt – in Frankreich zum Beispiel, wo man mit Hingabe isst und trinkt und liebt und auch noch katholisch ist. So etwas muss einem traditionell denkenden Amerikaner doch fremd und abstoßend vorkommen.

Wie wird sich das Verhältnis zu Europa entwickeln?

Europa sollte seine traditionellen Vorzüge bewahren und zur Geltung bringen: Sozialstaatlichkeit, Chancengleichheit, umfassende Bildung. Ein solches Europa wird bei vielen Amerikanern – nicht nur bei Intellektuellen, Gewerkschaftern oder Kirchenleuten – großes Interesse wecken. So wie in der Zeit des New Deal, als die schwedische Sozialpolitik großen Einfluss auf die USA ausübte.

Wie würden Sie Ihre Nation kennzeichnen?

Sie ist großartig, aber ihre Großartigkeit besteht nicht zuletzt darin, dass sie unvollendet ist und dass wir Amerikaner immer noch um unsere Seele kämpfen.

Was meinen Sie damit?

Es gibt viele unterschiedliche, zum Teil auch gegensätzliche Vorstellungen davon, wie dieses Land aussehen sollte. *Mein Amerika* zum Beispiel ist nicht gottsfürchtig. Es glaubt an andere Werte als Markt, Besitz, Erfolg – nämlich an Offenheit und Experimentierfreude. *Mein Amerika* versucht, die starken Hierarchien und fest gefügten elitären Strukturen abzubauen. *Mein Amerika* sieht keinen Fortschritt darin, dass Individuen zwar immer größere Möglichkeiten haben, aber auch mit immer größeren Risiken leben müssen. *Mein Amerika* setzt der „Eigenverantwortlichkeit“ – ein Begriff, der auf nichts anderes zielt als auf mehr Individualisierung und Fragmentierung der Gesellschaft – mehr Zusammenarbeit und Verantwortungsgefühl für den anderen entgegen. Dieser Konflikt zwischen meinem Amerika und dem der anderen wird ausgefochten an Universitäten, in Forschungszentren, in der Massenkultur, in Schulen und Kirchen.

Es gibt einen amerikanischen Patriotismus, der nicht auf die Phrasen von freier Marktwirtschaft, nicht auf religiösen oder säkularen Fundamentalismus und nicht auf imperialistische Gelüste gegründet ist, sondern der zurückgeht auf Jefferson, Lincoln, F. D. Roosevelt. Auf jene Zeit, als die Vereinigten Staaten hoch angesehen waren, weil wir die Freiheit nicht nur verteidigten, sondern versuchten, sie auch anderen zu bringen.

Norman Birnbaum, 1926 in New York geboren, ist emeritierter Professor der Georgetown University in Washington, D.C. Gerade ist sein Buch „Nach dem Fortschritt – Vorletzte Anmerkungen zum Sozialismus“ (DVA) erschienen. Das Interview führte Andrea Böhm, eingerichtet hat es Ernst Artur Albaum.

ZEHN LEBENS- WEGE IN DER NEUEN WELT

VON JENS-RAINER BERG,
MARC GOERGEN, TOBIAS GOERKE,
MARION HOMBACH, MATHIAS WÖBKING



JOHN WINTHROP
1588–1649

Puritaner und Pionier

Zwischen 1630 und 1649 prägt John Winthrop, der erste Gouverneur der „Massachusetts Bay Colony“ wie kaum ein anderer das Vorhaben der Puritaner, in Amerika ein gottgefälliges Gemeinwesen zu errichten.

Vor seiner Emigration lebt Winthrop als Jurist und Gutsbesitzer in England, ein privilegierter Landadeliger. Doch sein tiefer Glaube, die Überzeugung, von Gott ausserwürdig zu sein, bringt ihn zunehmend in Konflikt mit der anglikanischen Staatskirche. Für ihn besteht kein Zweifel daran, dass „Gott große Not über das Land“ bringen werde – als Strafe für die

Unterdrückung der wahren Christen und für den Sittenverfall in England. Als zudem eine wirtschaftliche Krise hereinbricht, beschließt John Winthrop 1629, mit 700 Siedlern die Heimat zu verlassen.

Irgendwo auf hoher See, zwischen dem alten und dem neuen England, hält Winthrop eine Laienpredigt, die später als ein Gründungsdokument des puritanischen Experiments in Nordamerika gilt: Man werde eine harmonische und fromme Siedlung aufbauen, der ganzen Menschheit zum Vorbild, eine weithin sichtbare „Stadt auf einem Hügel“.

In der neuen Welt angekommen, regiert Winthrop, der zwölfmal zum Gouverneur gewählt wird, die im Gebiet von Massachusetts entstehende Kolonie mit harter Hand. Gegenüber religiösen Dissidenten ist er unnachgiebig, zeigt sich aber in den meisten sozialen und kirchlichen Fragen auf Ausgleich bedacht. Er lehnt den völligen Bruch mit der anglikanischen Kirche ab und lässt nach einiger Zeit eine größere politische Beteiligung der Kolonisten zu. In den Tagebüchern, die er bis zum Tod führt, zeichnet Winthrop die Entwicklung der größten neuenglischen Kolonie als gottgewollte Erfolgsgeschichte.



ROGER WILLIAMS
ca. 1603–1683

Der Dissident

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet einer der radikalsten Puritaner Neuenglands zum ersten Vorkämpfer religiöser Freiheit in Amerika wird.

Roger Williams, ein Geistlicher aus London, macht schon bald nach seiner Ankunft in der Kolonie Massachusetts im Jahr 1631 durch ungewöhnliche Ansichten auf sich aufmerksam. Er bezweifelt den Anspruch der Kolonisten, den Indianern ihr Land einfach wegnehmen zu dürfen – sie müssten es kaufen. Er spricht dem Rat, der weltlichen Autorität der Kolonie, das Recht ab, sich in religiöse Fragen einzumischen. Der Glaube,

ZEITTAFEL Die Geschichte Nordamerikas 1498–1898

1497/98 Der wohl aus Genua stammende Giovanni Caboto (John Cabot) erkundet im Auftrag des englischen Königs Henry VII., die Küste Nordamerikas, von Neufundland bis wahrscheinlich zum heutigen South Carolina. Die englische Krone leitet daraus einen Anspruch auf Nordamerika ab – zunächst jedoch ohne praktische Konsequenzen.

1513 Juan Ponce de León entdeckt für Spanien die Halbinsel des heutigen Florida. Er landet in der Nähe

des späteren Ortes St. Augustine.

1539 Der spanische Konquistador Hernando de Soto bricht zu einer Expedition durch den gesamten Südosten Nordamerikas („La Florida“) auf. Seine Suche nach Reichtümern bleibt erfolglos. Im Osten des Kontinents beschränkt sich Spanien deshalb fortan auf das Gebiet des heutigen Florida. Im Südwesten allerdings beanspruchen die Spanier von ihrem mittelamerikanischen Besitzungen (Neuspanien) aus zunächst ein Gebiet, welches das spätere Texas, New Mexico, das südliche

Arizona und die kalifornische Küste umfasst. Hier entsteht ab 1598 ein großes Netz aus franziskanischen Missionsstationen, kleinen Siedlungen und Forts, so etwa Santa Fe (1609). Eine massenhafte Besiedlung und Kultivierung der spanischen Herrschaftsgebiete in Nordamerika gibt es nicht.

1565 Spanier gründen das Fort St. Augustine an Floridas Atlantikküste. Es ist die älteste städtische Siedlung von Europäern auf dem nordamerikanischen Festland.

1585 Der Versuch, eine permanente englische Kolonie auf Roanoke Island im Gebiet des heutigen North Carolina zu gründen, scheitert nach wenigen Jahren.

1607 Beginn der dauerhaften englischen Kolonisation. Die „London Company“, eine Kaufmannsgesellschaft mit königlicher charter, gründet Jamestown als ersten Ort der Kolonie Virginia. Es wird die einzige überlebensfähige englische Siedlung in Nordamerika – und der Nukleus der späteren USA.

1608 Québec wird erste dauerhafte französische Siedlung in Nordamerika, nachdem Jacques Cartier ab 1534 das Gebiet für Frankreich erkundet hat. Im Verlauf der nächsten rund 100 Jahre dehnen die Fran-

zosen ihr Einflussgebiet (Neufrankreich) bis zum Golf von Mexiko aus.

1619 Erste Afrikaner treffen auf einem niederländischen Handels Schiff in Jamestown ein und werden als abhängige Arbeitskräfte verkauft. Im Verlauf des 17. Jh. werden Schwarze in den Kolonien zunehmend entrichtet, bis schließlich ihr Status als Sklaven festgeschrieben ist.

1620 Die „Pilgerväter“, eine Gruppe separatistischer Puritaner aus England, gründen die Siedlung „Plymouth Plantation“.

1623 Das Gebiet des späteren New Hampshire wird von englischen Händlern und Siedlern als Eigen-

tüm kolonial erschlossen. 1679 wird die Siedlung zur Kronkolonie.

1626 Peter Minuit kauft für die Niederländer die Insel Manhattan. Die dortige Siedlung erhält den Namen Neu-Amsterdam und wird zum Zentrum des Handels im Bereich des Hudson River.

1629 Gründung der puritanischen Massachusetts Bay Colony: Bis 1642 siedeln in Neuengland etwa 20.000 englische Puritaner. Boston wird die größte und einflussreichste Siedlung.

1632 Schaffung der Kolonie Maryland als Zufluchtsstätte für Katholiken.

1635 Erste englische Siedlungen der Kolonie Connecticut.

so legt es Williams in mehreren Schriften dar, sollte frei bleiben von den Unreinheiten und Zwängen des Staates. Ungläubige dürften nicht zum wahren Christentum gezwungen, sie müssen davon überzeugt werden – durch Gottes Geist und Gottes Wort.

Ein Skandal in Massachusetts, wo religiöse und weltliche Macht miteinander verschmelzen. Die empörte Obrigkeit unter Gouverneur John Winthrop geißelt die „gefährlichen Meinungen“ und verbannt Williams.

Der flieht in das Gebiet der Narragansett-Indianer und gründet dort 1636 Providence, den ersten Ort der Kolonie Rhode Island. Er lernt die Sprache der Ureinwohner und fungiert als deren Unterhändler. In seiner Kolonie schreibt Williams die Trennung von Staat und Kirche in der Verfassung fest. Obwohl persönlich in Glaubensfragen oft streng und un Nachgiebig, garantiert er dennoch jedem Religionsfreiheit, die er als menschliches Grundrecht betrachtet.

Rhode Island wird deshalb schon bald zum Zufluchtsort für angefeindete Gläubige – unter ihnen Quaker, Baptisten und Juden. Etwa 150 Jahre später wird die Verfassungsergänzung *Bill of Rights* die Freiheit des Glaubens für die gesamten USA garantieren.



PHILLIS WHEATLEY
ca. 1753–1784

Sklavin und Dichterin

Phillis Wheatley ist die erste literarische Stimme des schwarzen Amerika: 1773 erscheint ihre Lyriksammlung „Poems on Various Subjects, Religious and Moral“. Da ist die Autorin gerade 20 Jahre alt – und Sklavin.

John Wheatley, ein reicher Kaufmann aus Boston, hat die achtjährige Phillis 1761 als Hausmädchen für seine Frau Susannah gekauft. Diese lehrt das Kind Lesen und Schreiben und führt es an die englischen Autoren John Milton und Alexander

Im Unabhängigkeitskrieg er kämpfen die 13 Kolonien ihre Souveränität. London räumt zudem das Gebiet bis zum Mississippi

Pope heran. Phillis lernt schnell und greift selbst zur Feder. Mit 14 Jahren veröffentlicht sie ihre ersten Gedichte. Ihre Besitzer präsentieren sie in den Bostoner Salons, die schwarze Lyrikerin wird zur lokalen Berühmtheit.

Obwohl sie große Freiheiten genießt, bleibt sie Sklavin. So darf sie zwar Freunde der Wheatleys besuchen, wird bei den Mahlzeiten aber an einem Nebentisch platziert. Phillis Wheatley fügt sich in ihre Rolle. Dabei zieht sie Kraft aus ihrer tiefen Religiosität, die auch ihre Lyrik prägt. Die Sklaverei spielt in ihren Gedichten kaum eine Rolle.

1773 begleitet sie den Sohn der Wheatleys nach London, wo sie Benjamin Franklin trifft. Dort auch erscheinen die „Poems on Various Subjects“ – das erste Buch, das von einem schwarzen Amerikaner veröffentlicht wird.

Kurz nach ihrer Rückkehr wird sie freigelassen und heiratet einen ehemaligen Sklaven – da sind die Wheatleys, ihre Förderer, bereits verstorben. Die Dichterin ist arm, nur noch selten wird ihre Lyrik in Zeitschriften veröffentlicht. 1784, im Alter von 31 Jahren, stirbt Phillis Wheatley im Kindbett.



1636 Roger Williams, ein Abtrünniger aus Massachusetts, gründet Rhode Island nach den Prinzipien der Religionsfreiheit. In Massachusetts wird Harvard College als erste Hochschule zur Ausbildung von Geistlichen eingerichtet.

auf englischen Schiffen erfolgen darf. Mit diesen Gesetzen wird die Kolonialpolitik stärker auf die Wohlfahrt des Mutterlandes ausgerichtet.

1663 Gründung der englischen Kolonie Carolina, die 1691 in North und South Carolina geteilt wird. Als Eigentümerkolonie ist Carolina zunächst Privatbesitz einer Gruppe englischer Adeliger.

1684 England erobert die Neu-Niederlande – unter anderem deshalb, weil dort die „Navigation Acts“ unterlaufen werden. In den Niederlanden und Schweden besiedelt, das vor allem von Niederländern und Schweden besiedelt ist, entstehen die Kolonien New York, New Jersey und Delaware, aus der Siedlung Neu-Amsterdam wird die Stadt New York.

1675–76 Mehrere Indianerstämme Neuenglands kämpfen gegen die sich ausbreitenden englischen Siedler. Der Krieg kostet etwa 3000 Einheimische und 600 Kolonisten das Leben und bricht schließlich den Indianerwiderstand in Neuengland.

1681 William Penn gründet Pennsylvania als Eigentümerkolonie, die vor allem ein Refugium für Quaker und Mennoniten werden soll.

1683 13 Kreisfelder Quäkerfamilien gründen Germania, die erste deutsche Gruppenkolonie – heute ein Stadtteil von Philadelphia.

1692 In Salem, Massachusetts, werden infolge

religiöser Hysterie und politischer Verunsicherung in Hexenprozessen 20 Personen zum Tode verurteilt.

1700 Etwa 260 000 Menschen leben in den englischen Kolonien in Amerika.

1726–56 Die religiöse Erneuerungsbewegung des „Great Awakening“ richtet sich mit einem emotionalen Evangelikalismus, mit Freiluftgottesdiensten und ekstatischen Konversionen gegen die verstandesbestützten calvinistischen Puritanismus. Der Schwerpunkt der Bewegung liegt in Neuengland; die Anhänger kommen vielfach aus den unteren Gesellschaftsschichten.

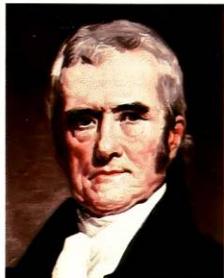
1732 Georgia wird als letzte der 13 späteren Gründungscolonien der USA eingemeindet.

1743 Der Erfinder, Wissenschaftler und Politiker Benjamin Franklin gründet die „American Philosophical Society“ in Philadelphia. Sie wird ein wichtiger Träger der amerikanischen Aufklärung.

1754–63 Im „French and Indian War“ (der parallel zum Siebenjährigen Krieg in Europa verläuft, jedoch zwei Jahre früher beginnt) kämpfen Großbritannien und Frankreich, das mit Indianerstämmen verbündet ist,

um ihren Kolonialbesitz in Amerika. Frankreich verliert alle Besitzungen in Nordamerika. An Großbritannien fallen Teile des heutigen Kanada und ein bis zu 1200 Kilometer breiter Landstreifen zwischen den Appalachen und dem Mississippi, der von den Großen Seen bis nach New Orleans reicht. Frankreichs Gebiete westlich des Mississippi („Louisiana“) gehen den Spaniern, London legt die Appalachen als westliche Siedlungsgrenze seiner Kolonien fest. Um Streitigkeiten zwischen Siedlern und Einheimischen zu vermeiden, soll das dahinter liegende Gebiet bis zum Mississippi den Indianern vorbehalten bleiben. Die

1651–96 Die „Navigation Acts“ des englischen Parlaments verfügen unter anderem, dass der Handel der Kolonien mit England nur



JOHN MARSHALL
1755–1835

Hüter der Verfassung

John Marshall ist der bedeutendste Richter in der Geschichte der USA. Seine Urteile werden zu Grundsatzentscheidungen, die für die Verfassungsinterpretation in den Vereinigten Staaten bis heute gültig sind.

Nur sechs Wochen lang besucht Marshall eine juristische Fakultät, arbeitet schon kurz darauf als Rechtsanwalt. Präsident John Adams ist bereits abgewählt, als er Marshall 1801 in seinen letzten Amtstagen zum Obersten Bundesrichter befördert – für den 46-Jährigen das erste Richteramt überhaupt. Er dominiert den *Supreme Court* bis zu seinem Tod 1835.

John Marshall und sein Gerichtshof legen in diesen dreieinhalb Jahrzehnten durch Urteile fest, wie das Kräfteverhältnis zwischen der Hauptstadt und den Bundesstaaten festzulegen sei. Er wird dabei zum Gegenspieler des Präsidenten Thomas Jefferson. Marshall erreicht, gegen den Widerstand Jeffersons, der einer starken Zentrale misstraut, dass die Regierung weitreichende Kompetenzen erhält.

Schon 1803 erklärt er sein Gericht zum Hüter der Verfassung, als es erstmals ein Bundesgesetz aufhebt. Damit nimmt Marshall das in der Verfassung nicht ausdrücklich erwähnte Normenkontrollrecht für sein Gericht in Anspruch: Das Gremium prüft fortan die Gültigkeit der Gesetzgebung an der Verfassung.

In weiteren wichtigen Entscheidungen stärkt der *Supreme Court* 1810 das Recht auf Eigentum, 1819 den Schutz von Verträgen gegenüber staatlichen Eingriffen. Beide Urteile sind die juristische Basis des amerikanischen Wirtschaftslebens.

Marshall ist einer der Gründerväter der amerikanischen Demokratie: Er etabliert die dritte Gewalt im Staat, die Judikative, als unabhängige und gleichberechtigte Kraft neben Regierung und Kongress.



ROBERT FULTON
1765–1815

Der Wegbereiter

Als Robert Fulton im Sommer 1807 mit der „Clermont“ zur Jungfernreise aufbricht, beginnt ein neues Zeitalter im Transportwesen – die Ära der kommerziellen Dampfschiffahrt. Die „Clermont“ legt die 240 Kilometer auf dem Hudson River von New York nach Albany in nur 32 Stunden zurück: Segelschiffe brauchen dafür vier Tage.

Seit mehr als 50 Jahren – schon bevor James Watt 1769 in England seine erste Dampfmaschine patentieren ließ – versuchen Erfinder aus aller Welt ein Dampfschiff zu konstruieren. Doch erst dem Techniker und gescheiterten Landschaftsmaler

Robert Fulton gelingt ein brauchbarer Entwurf, indem er zwei seitliche Schaufelräder als Antrieb mit der Maschine verbindet.

An den Erfolg seines Unternehmens glaubte indes kaum jemand. „Als wir vom Kai abfuhrten, der von Schaulustigen bevölkert war, hörte ich viele böse Bemerkungen“, erinnert sich Fulton. Doch schon einen Monat nach der ersten Fahrt befördert Fulton Schiff Passagiere und Güter auf dem Hudson River. Es gelingt ihm, die Transportkosten nach und nach auf ein Zehntel zu drücken.

In den folgenden Jahrzehnten werden in den USA Hunderte von Raddampfern gebaut. Sie sind ein wichtiger Antrieb der Industrialisierung des großen Landes. Denn lange vor den Eisenbahnen verbinden die Dampfschiffe einen erheblichen Teil Nordamerikas miteinander und schaffen dadurch erst die Grundlage für einen nationalen Markt, auf dem Waren aller Art über große Distanzen hinweg gehandelt und transportiert werden können.

Fulton selbst allerdings erlebt den Durchbruch seiner Erfindung kaum mehr mit: Nachdem er trotz Krankheit einige seiner Schiffe inspiert hat, stirbt er 1815 mit 49 Jahren an einer Lungenerkrankung.

Kosten des Krieges verlassen London, Steuern in den Kolonien zu erheben.

1765 Die erste direkte britische Steuer („Stamp Act“) löst massive Proteste der Kolonisten aus. Im folgenden Jahrzehnt steigtert sich der koordinierte Widerstand gegen die Kolonialherrschaft bis zur Amerikanischen Revolution.

1767 Großbritannien erhebt Einfuhrzölle auf Blei, Farben, Glas, Papier und Tee („Townshend Duties“). Angesichts andauernder Proteste stationiert London ein Jahr später Truppen in Boston, wo 1770 britische Soldaten fünf Kolonisten erschließen („Boston Massacre“).

1769 Die Mason-Dixon-Linie – von Charles Mason

und Jeremiah Dixon 1763 bis 1767 vermessen – wird als Grenze zwischen den Kolonien Pennsylvania und Maryland offiziell anerkannt. Sie markiert, später nach Westen bis jenseits des Mississippi verlängert, bis zum Bürgerkrieg auch die Grenze zwischen dem sklaveneinhabenden Süden und dem Norden, wo zwischen 1776 und 1804 alle Staaten die Sklaverei verbieten.

1773 Als rebellisches Zeichen gegen das Mutterland vernichten Aktivisten der „Sons of Liberty“ am 16. Dezember im Hafen von Boston 342 Kisten englischen Tees („Boston Tea Party“).

1774 Zwangsgesetze („Coercive Acts“) sollen die

aufrührerische Kolonie Massachusetts bestrafen. Der daraufhin einberufene Erste Kontinentalkongress von zwölf der 13 britischen Kolonien (Georgia bleibt fern) beschließt Einflorboykott und Aufstrebargemäß gegen Großbritannien. In den britischen Kolonien leben am Anfang der Revolution etwa 2,6 Mio Menschen. Das britische Kolonialreich erstreckt sich im Westen bis zum Mississippi und im Norden über den größten Teil Kanadas bis an die Hudson Bay. Westlich des Mississippi liegen die spanischen Besitzungen („Louisiana“) und der Norden Neuspaniens, die bis zum Pazifik reichen. Im Nordwesten des Kontinents („Oregon“) streiten Russland und Spanien um ihre Ansprüche.

1775 Der Unabhängigkeitskrieg beginnt am 19. April

mit Schermützeln bei Lexington und Concord, Massachusetts. Der Zweite Kontinentalkongress ernennt George Washington zum Oberkommandierenden der „Kontinentalarme“. Die Schlacht von Bunker Hill bei Boston – etwa 1500 Tote und Verwundete – ist die erste größere Auseinandersetzung des Krieges.

1776 Thomas Paine fordert in seiner weit verbreiteten Flugschrift „Common Sense“ die Unabhängigkeit und eine republikanische Regierung. Am 4. Juli verabschiedet der Kontinentalkongress die von Thomas Jefferson entworfene „Declaration of Independence“ (Unabhängigkeitserklärung) der 13 britischen Kolonien, die sich auf das Natiurecht und die Lehre

von Gesellschaftsvertrag beruft.

1776–80 In den 13 ehemaligen Kolonien ersetzen republikanische Verfassungen und Grundrechtskündungen die königlichen Gründungsurkunden.

1778 Als erstes Land erkennt Frankreich die USA vollständig an. Seine Militärföhrer in Form von Waffen und Flotteneinsatz wird kriegsentscheidend.

1781 Die Briten kapitulieren am 19. Oktober bei Yorktown, Virginia; Ende des Unabhängigkeitskrieges. Die „Articles of Confederation“, bereits 1777 im Kontinentalkongress beschlossen, treten in Kraft – als erste Verfassung des Staatenbundes USA.

1783 Im Friedensvertrag von Paris akzeptiert Großbritannien die Souveränität der USA. Der Mississippi wird deren West-, die Großen Seen werden deren Nordgrenze.

1786/87 Allgemeine Instabilität führt in Massachusetts zu einer Revolte gegen Steuergesetze.

1787 Die „Philadelphia Convention“ mit 55 Delegierten der Einzelstaaten entwirft eine neue Verfassung, die aus dem Staatenbund USA einen Bundesstaat mit stärkerer Zentralregierung macht. Sie basiert auf dem Prinzip von checks and balances – von geografischer Kontrolle und Machtauseggleich. Der Präsident, die beiden Kammen des Kongresses (Repräsentantenhaus und Senat) und der Supreme Court sollen



ANDREW JACKSON
1767–1845

Frontier-Präsident

Der siebte Präsident der USA verkörpert den ersten großen politischen und gesellschaftlichen Umbruch

des jungen Landes. Mit Jacksons Amtszeit (1829–37) endet allmählich die Ära der Gründerväter, der traditionellen Ostküsteneliten und der alten agrarisch-republikanischen Ideale.

Das neue Amerika ist expansiver, demokratischer und individualistischer – und Jackson, der Mann aus dem Westen, sein schillernder, widersprüchlicher Exponent und Antreiber.

Als Anwalt, Plantagenbesitzer, Offizier und Politiker im *Frontier*-Gebiet von Tennessee beginnt er seine Karriere. Er wird Senator seines Heimatstaates – und gefeierter Kriegsheld: 1815 schlägt Jackson, nun Generalmajor, die Briten bei New Orleans. Und kurze Zeit später kämpft er mit rücksichtsloser Härte gegen die Seminole-Indianer.

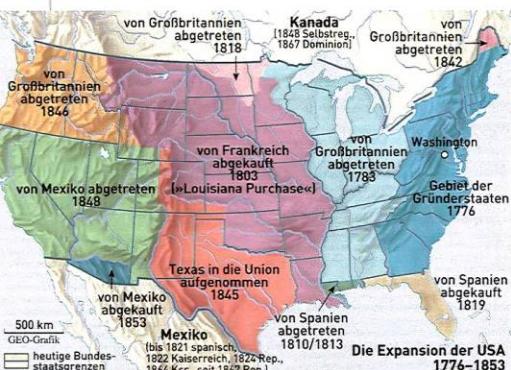
1828 erringt Jackson als Kandidat der neu gegründeten Demokratischen Partei das Präsidentenamt. Der Wahlkampf gegen John Quincy Adams, in dem sich Jackson als Mann des einfachen Volkes inszeniert, geht als einer der schmutzigsten in die amerikanische Geschichte ein.

Jacksons zwei Amtszeiten sind geprägt von Widersprüchen. Er zerschlägt die Nationalbank und legt sich so mit den alten und neuen Eliten an. Jackson ist überzeugt, dass die Reichen und Mächtigen diese Einrichtung nur für ihre selbstsüchtigen Zwecke missbrauchen. Andererseits setzt er Truppen gegen streikende Arbeiter ein.

In vielem handelt Jackson politisch als neuer Typus des zielstreibigen *Selfmademan*. Doch zugleich bezieht er sich immer wieder auf die moralischen Grundsätze der Revolutionszeit – auf das Ethos der einfachen Farmer und Handwerker.

Diese Ambivalenzen tun seiner Beliebtheit keinen Abbruch. Als Jackson im Alter von 70 Jahren aus dem Amt scheidet, gilt er als der populärste Amerikaner seiner Generation.

Die USA wachsen von Ost nach West: Europas Mächte treten ihren Besitz nach und nach ab oder verkaufen ihn, Mexiko verliert Territorium im Krieg



sich gegenseitig so kontrollieren, dass keines dieser Staatsorgane übermächtig wird. So beschließt der Kongress über Krieg und Frieden, Verträge mit fremden Staaten, Steuern und Zölle. Der Präsident ist Oberbefehlshaber der Armee, ernennt die hohen Beamten und hat ein, allerdings nur aufschiebendes, Vetorecht gegen Kongressbeschlüsse. Der Supreme Court, das Oberste Gericht, hat über Verfassung und Rechtsprechung zu wachen. Diese „Constitution“ ist die älteste geschriebene, immer noch gültige Staatsverfassung der Welt.

1789 George Washington wird zum ersten Präsidenten der USA gewählt. Thomas Jefferson wird Außen-, Alexander Hamilton Finanzminister. Hauptstadt ist für

Kurze Zeit New York, 1790 zieht die Regierung für zehn Jahre nach Philadelphia, Washington bleibt bis 1797 Präsident.

1790 Der erste Zensus zählt 3,9 Millionen US-Amerikaner. Samuel Slater richtet die erste Baumwollspinnerei in Rhode Island ein.

1791 Die „Bill of Rights“ tritt in Kraft und heißt Mainzer der „Constitution“. Sie kodifiziert mit den zehn ersten Verfassungszusätzen (*Amendments*) individuelle Grundrechte wie die Religions- und Meinungsfreiheit und regelt die Machtverteilung zwischen Bund und Einzelparteien. Die jeweiligen Anhänger von Hamilton und Jefferson, sich unter anderem über die Macht der Zentralregierung und die Wirtschaftspolitik streiten, organisieren sich wäh-

rend dieser Zeit in den ersten Parteien der USA – in den „Federalists“ und den „Democratic-Republicans“.

1793 Die Baumwollkettensämaschine des Erfinders Eli Whitney steigert die Effizienz der Sklavenarbeit. Ausdehnung der Sklaverei im Süden.

1794 Im „Jay's Treaty“ – einer Annäherung an die alte Kolonialmacht – einigen sich die USA und Großbritannien über Gebietsfragen im Bereich der Großen Seen und Sicherheitsprobleme amerikanischer Handelspartner.

1797–1801 John Adams

1801 Thomas Jefferson, Führer der oppositionellen „Democratic-Republicans“, wird Präsident (bis 1809).

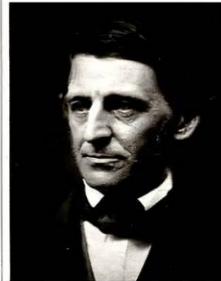
Regierungssitz ist seit dem Jahr vor dem neu gegründeten Washington, D.C.

1803 „Louisiana Purchase“: Frankreich verkauft den USA das kurz vor Spanien erworbene „Louisiana“ für 15 Millionen Dollar. Mit dem riesigen Gebiet zwischen Mississippi und Rocky Mountains, etwa einem Drittel der heutigen Landfläche, verdoppelt sich die Ausdehnung der USA.

1804–06 Meriwether Lewis und William Clark erkunden den Westen und suchen einen Weg zum Pazifik.

1808 Die Sklaveneinfuhr in die USA wird durch Bundesgesetz verboten. Der Sklavenhandel innerhalb der USA bleibt legal.

1809–17 James Madison



RALPH WALDO EMERSON
1803–1882

Der Vordenker

In den ersten 30 Jahren seines Lebens bedeutet kaum etwas darauf hin, dass Ralph Waldo Emerson der Geburthelfer des amerikanischen Nationalbewusstseins werden wird: Nach einer durchschnittlichen Schulkarriere wird er Pastor in Boston und heiratet seine große Liebe.

Aus dem bürgerlichen Idyll bricht er erst aus, nachdem seine Frau 1831 an Tuberkulose gestorben ist. Aus seiner Trauer gewinnt er die Überzeugung, dass Gott in der Seele des Individuums wohnt, dass es in diesem Sinne mit Gott identisch ist. Das „göttliche“ Individuum – jenseits aller traditionellen Religion – wird zum Dreh- und Angel-

Süden zu erhalten. Die Sklaverei wird südlich von 36 Grad 30 Minuten nördlicher Breite erlaubt. Der Antagonismus zwischen Norden und Süden verschärft sich.

1821 Mexiko erreicht die Unabhängigkeit: Ende der spanischen Kolonialherrschaft auf dem nordamerikanischen Kontinent.

1823 Präsident James Monroe (1817–25) will keine Ansprüche und Interventionen europäischer Mächte in Lateinamerika über die bestehenden Horden hinaus dulden. Dieser Grundsatz, etwa 1900 später offiziell als „Monroe-Doktrin“ bezeichnet, wird erst Ende des 19. Jh. außenpolitisch relevant.

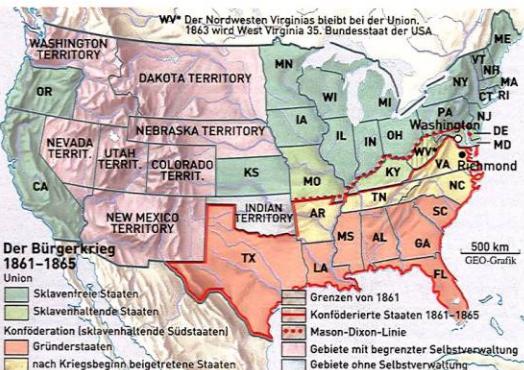
punkt für Emersons Weltsicht. Er ist davon überzeugt, dass der Einzelne intuitiv und ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Zwänge und Autoritäten Urteile fällen und Entscheidungen treffen muss. *Self-Reliance* – Selbstvertrauen, Selbstständigkeit – ist sein Schlagwort für diesen radikalen Individualismus.

Emerson überträgt das Prinzip auch auf die junge Nation. Das geistige Leben der USA hängt in seinen Augen viel zu stark an den alten europäischen Traditionen. Eine eigenständige und selbstbewusste Kultur muss her, nicht verstaubt und imitierend, sondern kreativ und tatkräftig dem Leben zugewandt.

Der Natur spricht Emerson eine zentrale Rolle in dem nötigen

gen Emanzipationsakt zu. Denn in der Natur erfährt der Mensch die göttliche Offenbarung. Durch sie könnte sich die junge Nation gleichsam selbst erschaffen. „Zum ersten Mal wird eine Nation von Menschen existieren, weil jeder einzelne Mensch sich von der göttlichen Seele inspiriert fühlt“, prophezeite er.

Sein Vortrag „The American Scholar“ von 1837 wird als „Intellectual Declaration of Independence“ gefeiert. Mit seinem Denken prägt er nicht nur das Selbstverständnis seiner eigenen Zeit. Emersons Themen – Individualismus und Optimismus, Verherrlichung von Natur und Intuition, Eigenständigkeit und Skepsis gegenüber alten Traditionen – durchdringen die amerikanische Kultur bis heute.



ELIZABETH CADY STANTON
1815–1902

Die Suffragette

Liebeshungrige alte Jungfern“, „geschlechtslose Frauen“, „Unterrock-Rebellinnen“: Ihre Zeitgenossen finden zahlreiche Spottnamen für Frauen, die sich wie Elizabeth Cady Stanton nicht auf Haushalt und Kindererziehung beschränken. Dabei ist sie ein Beispiel dafür, dass man das eine tun kann, ohne das andere zu lassen.

Die Ehefrau und siebenfache Mutter setzt sich als Autorin, Rednerin und Präsidentin der „National Woman Suffrage Association“ (NWSA) und Mit-

herausgeberin der Zeitschrift „The Revolution“ dafür ein, dass Frauen wählen, sich scheiden lassen und ihr Eigentum selbst verwalten dürfen.

Die Tochter eines Bundesrichters bringt alle Voraussetzungen für eine politische Karriere mit: Energie, Willensstärke, ausgefeilte Rhetorik, Argumentationskraft, Selbstvertrauen und das unabbarbare Bewusstsein, zur Teilnahme am öffentlichen Leben berufen zu sein.

Ihren eigenen Kopf beweist sie, als sie 1840 gegen den Willen ihrer Eltern den Sklavereigegner Henry Brewster Stanton heiratet und sich weigert, das Gehorsamsversprechen aus der Eheformel abzugeben. Als sie zum Weltkongress der – männlichen – Sklavereigegner nicht zugelassen wird, beschließt sie, sich für die Selbstbestimmung der Frauen im privaten und öffentlichen Leben zu engagieren. 1848 organisiert sie in Seneca Falls die erste Frauenrechts-tagung und gründet 1869 mit Susan Anthony die NWSA.

Selbst wählen aber darf Cady Stanton zeit ihres Lebens nicht – erst 1920 führen die USA das Frauenwahlrecht ein.

Nur südlich der ursprünglich von Landvermessern gezogenen Mason-Dixon-Linie ist Sklaverei legal [Ausnahme: Missouri]. Doch nicht alle Sklavenstaaten gehen 1861 zu den Konföderierten über: Missouri, Kentucky, Maryland und Delaware bleiben in der Union

1825–29 John Quincy Adams

von Nat Turner, kommen 177 Menschen um, darunter 120 Schwarze. Der Publizist William Lloyd Garrison fordert in der Zeitschrift „The Liberator“ die sofortige Freilassung aller Sklaven. Starke Gruppen in den Norden engagieren sich für den Abolitionismus, die Abschaffung der Sklaverei, so seit 1833 die „American Anti-Slavery Society“, die vor allem moralisch-religiös argumentiert.

1837–41 Martin van Buren

1845 Die amerikanische Presse rechtfertigt den Anschluss von Texas an die USA damit, es sei „our manifest destiny to overspread this continent“. *Manifest Destiny*, die vermeintlich göttgewollte Bestimmung der Amerikaner, ist fortan Motto der Westexpansion.

1841 William Harrison

1844–45 John Tyler

1845 Texas erklärt sich zur Mexiko unabhängigen Republik, nachdem Amerikaner sich dort angesiedelt haben. Die Schlacht um die Missionsstation Alamo, bei der 189 amerikanische Siedler umkommen, wird zum Sinnbild der Opferbereitschaft.

1846–48 James Polk

1846–48 Der Krieg gegen Mexiko endet mit der Annexion der Gebiete der späteren Staaten New Mexico, Arizona, Nevada, Utah und Kalifornien sowie von Teilen Colorados und Wyoming's durch die USA.

1848–49 Franklin Pierce

1853–57 Abraham Lincoln

1853–57 Franklin Pierce

1854 Der „Kansas-Nebras-

ka Act“ lässt Sklaverei

auch nördlich der Linie des „Missouri Compromises“ zu. Im Norden und Mittelwesten wird die Republikanische Partei als Koalition der Gegner einer weiteren Expansion der Sklaverei gegründet.

1857 Auf Beschluss des

1850–53 Obersten Bundesgerichts sind Sklaven und deren Nachkommen keine Bürger der USA und haben vor Bundesgerichten kein Klagerecht. Dem Kongress wird das Recht aberkannt, die Sklaverei von den neuen Territorien im Westen auszuschließen. Das Urteil löst Empörung im Norden aus.

1858–61 James Buchanan

1860–61 Der Wahlsieg des Republikaners Abraham Lincoln löst die Sezession

von elf Südstaaten unter Jefferson Davis aus, die sich „Confederate States of America“ nennen.

1861–65 Bürgerkrieg zwischen den Nord- und den Südstaaten. Insgesamt kommen etwa 618 000 Menschen um.

1862 Der „Homestead Act“ ermöglicht Siedlern fast kostenlosem Erwerb von Bundesland im Westen.

1863 Präsident Lincoln (1861–1865) erklärt die Sklaven im Machtreich der Südstaaten für frei („Emancipation Proclamation“) und gibt dem Krieg damit neben der Wiederherstellung der Union ein zweites Ziel. In Gettysburg ver-

fasst er die

rede

die

den

die



FREDERICK DOUGLASS
1817–1895

»Dieb und Räuber«

Wer einen Sklaven das Lesen lehre, warnt der Farmer Hugh Auld 1827 seine Ehefrau, mache ihn für immer unfähig, Sklave zu bleiben. Sophie Auld beendet daraufhin ihren Unterricht des jungen Frederick Bailey. Doch der Heranwachsende, 1817 in Maryland als Sohn einer Sklavin und eines Weißen geboren, lernt heimlich weiter.

Tatsächlich wächst mit seinem Wissen auch sein Drang nach Freiheit. 1838 flieht Bailey nach New York. Um sich vor Sklavenfängern zu tarnen, nimmt er den Namen Douglass an. 1841 tritt er in Massachusetts vor Gegnern der Sklaverei auf.

Als „Dieb und Räuber“ stellt sich Douglass dem vorwiegend weißen Publikum vor und fügt hinzu: „Diesen Kopf, diese Gliedmaßen und diesen Körper habe ich meinem Meister gestohlen und bin mit ihnen geflohen.“ Vier Jahre später veröffentlicht Douglass seine Lebensgeschichte – und wird zur Symbolfigur der Anti-Sklaverei-Bewegung.

Vor dem Gesetz aber ist Douglass nach wie vor unfrei. Um seinen Häschern zu entkommen, geht er nach England auf eine Lesereise. Dort sammelt er Geld, um sich freizukaufen und um nach seiner Rückkehr 1847 eine Zeitschrift gegen die Sklaverei zu gründen. Die große Chance, sein politisches Ziel zu erreichen, erkennt Douglass im Bürgerkrieg: Bei Präsident Lincoln setzt er die Rekrutierung schwarzer Soldaten durch.

Doch auch nachdem die Sklaverei abgeschafft worden ist und afroamerikanische Männer 1870 das Wahlrecht erhalten haben, kämpft er weiter – jetzt für die politischen Rechte der Frauen. Dass die Versöhnung noch längst nicht erreicht ist, erlebt Douglass selbst, nachdem er 1884 in zweiter Ehe seine weiße Sekretärin geheiratet hat: Die Menschen, gleich welcher Hautfarbe, sind entsetzt, selbst seine eigenen Kinder.



SITTING BULL
ca. 1831–1890

Der letzte Krieger

Der Häuptling der Lakota-Sioux ist nicht der einzige indianische Stammesführer, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Treck der weißen Siedler und Abenteurer nach Westen entgegenstellt – aber niemand kämpft so erfolgreich, so lange und letztlich so tragisch wie er.

Dank seines Charismas steigt Sitting Bull – indianischer Name: Tatanka Iyotanke – vom Krieger zum politischen und spirituellen Führer auf: Erstmals gelingt es ihm, viele Stämme der Great Plains zu vereinen. Als immer mehr Siedler und Goldgräber in die Indianergebiete von South Dakota eindringen,

folgt er den Büffelherden nach Montana. Da er sich somit der Regierungskontrolle entzieht, erklärt Washington dies zum Kriegsgrund.

In Sommer 1876 überfallen 500 Kavalleristen unter Oberstleutnant George A. Custer das Lager Sitting Bulls am Little Bighorn River. Doch die Krieger schlagen die Blauröcke vernichtend – es ist die schlimmste Niederlage, welche die US-Armee je im Kampf gegen die Indianer erlitten hat.

Nach dieser Katastrophe jagen US-Truppen Sitting Bull in den Rocky Mountains. Rasch zerfällt die indianische Koalition, und der Häuptling flüchtet mit 1200 Anhängern nach Kanada. Eine Hungersnot zwingt ihn und seine letzten 200 Getreuen 1881 zur Rückkehr. Es wird für einige Zeit interniert, tritt dann in „Buffalo Bill Cody's Wild West Show“ auf und geht schließlich nach North Dakota in ein Reservat.

1890 verdächtigt ihn der dortige Verwalter, den „Geisterternen“ anzugehören, einer spirituellen, pan-indianischen Erneuerungs- und Widerstandsbewegung. Diese Anschuldigung aber wird niemals verhandelt – denn bei der Festnahme wird Sitting Bull von indianischen Hilfspolizisten erschossen.

lieren die Südstaaten eine der wichtigsten Schlachten des Krieges.

1865–69 Andrew Johnson
Wiedereingliederung der Südstaaten in die Union. Alle abtrünnigen Staaten, anfangs einer Militärgouvernierung des Nordens unterstellt, werden bis 1870 wieder Teil der Union. Nach dem Abzug der Truppen des Nordens und dem Ende der Reconstruction 1877 verschlechtert sich die Lage der Schwarzen im Süden erneut. So herrscht

seit Ende des 19. Jh. Rassentrennung in öffentlichen Einrichtungen.

1866 Gründung des „Klux Klan“ in Tennessee. Der Geheimbund terroristisiert vor allem in den Südstaaten Schwarze und Anhänger des Nordens.

1867 Alaska wird Russland abgekauft (und 1959 zum 49. Bundesstaat).

1868 Der 14. Verfassungszusatz tritt in Kraft. Er garantiert Gleichheit vor dem Gesetz und verschafft allen in den USA geborenen Schwarzen die Staatsbürgerschaft. Zwei Jahre später erhalten sie das Wahlrecht, können es aber erst ab 1965 in allen Bundesstaaten ausüben.

1869 Die erste transkontinentale Eisenbahnstrecke

ist fertig gestellt. In den folgenden 25 Jahren gehen vier weitere Linien zum Pazifik in Betrieb.

1869–77 Ulysses Grant

1877 Eisenbahnarbeiter streiken landesweit. In Maryland kostet der Einsatz von Militärtruppen neue Arbeitslosen die Leben.

1877–81 Rutherford Hayes

1881 James Garfield

1881–85 Chester Arthur

1882 Judenpogrome in Russland lösen eine weitere Immigrationswelle aus. 789 000 Einwanderer kommen ins Land – mehr als in jedem Jahr zuvor. Immigration wird nun schärfster kontrolliert.

1885–89 Grover Cleveland

1886 Facharbeiter organisieren sich in der „American Federation of Labor“. Nach einer Bombeexplosion bei einer anarchistischen Kundgebung kommt es in Chicago zum blutigen Tumult, dem „Haymarket Riot“.

In Arizona ergibt sich der Apache-Häuptling Geronimo.

1887 Mit dem „Dawes Act“ versucht die Regierung, die Indianer in den Reservaten zu einem Leben als Farmer zu zwingen.

1889–93 Benjamin Harrison

1890 Bei Wounded Knee in South Dakota richtet US-Kavallerie zum letztenmal ein Blutbad unter Indianern an. Das Sherman-Antitrust-Gesetz soll die Monopolisie-

rung in der Wirtschaft ein-dämmen, bleibt jedoch weitgehend wirkungslos. Der US-Zensus verkündet das Ende der Frontier – die letzten „freien“ Landflächen sind verteilt. In den USA leben jetzt 62,9 Mio Menschen.

1892 Die Einwanderungsstation auf Ellis Island wird eröffnet. Die Immigration wird immer stärker eingeschränkt.

1893–97 Eine Konjunktur-krise wächst sich zur ersten „Great Depression“ aus.

1896 Das Oberste Bundesgericht bestätigt die Rassentrennung in öffentlichen Verkehrsmitteln als verfas-sungsgemäß. Das Prinzip

„separate but equal“ rechtfertigt bis in die 1950er Jahre auch nach „Rassen“ getrennte Schulen und andere öffentliche Einrich-tungen.

1898 Der Krieg gegen Spanien beendigt dessen Herrschaft über Kuba, Puerto Rico, Guam und die Philippinen und etabliert die USA als imperiale Macht (auf den Philippinen, Guam und Puerto Rico). Die USA annexieren Hawaii, das 1959 zum 50. Bundesstaat wird.

1893–97 Grover Cleveland

1897–1901 William McKinley

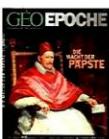
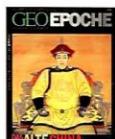
Jens-Rainer Berg

DEUTSCHLAND UM 1900

Der Kaiser posiert in Gala-Uniform. Doch die imposante Geste Wilhelms II. verbirgt die Unsicherheiten und Umbrüche eines Landes, das sich, etwa am Potsdamer Platz in Berlin, rasend schnell verändert



Zuletzt erschienene Ausgaben (siehe auch Seite 165):



Die folgenden Ausgaben 2004:

- Das klassische Griechenland (2. Juni)
- Inka, Maya, Azteken (1. September)
- 8. Mai 1945 – das Kriegsende (1. Dezember)

Das Wilhelminische Reich zur Jahrhundertwende: Der von Bismarck gegründete Staat ist zur maßlosen Nation geworden. Seine bedrohlich große Flotte fordert Großbritannien heraus, seine Schutztruppen und Abenteuer erobern Kolonien in Afrika, Asien und im Pazifik, seine Generäle planen den Krieg gegen Frankreich und Russland und nehmen sich dabei antike Schlachten zum Vorbild. Doch unter dem Mantel des militärischen Preußentums gärt es: In Berliner Hinterhöfen rüsten Extremisten zu Krawallen, im Ruhrgebiet streiken die Kumpel und fahren nicht länger in die Zechen ein, in München provozieren Jugendstil, »Blauer Reiter« und Expressionismus den biederstädtischen Geschmack. Demokratik ist dieses Land nicht, wohl aber bietet es Freiheiten: für Unternehmer wie Alfred Krupp oder Georg von Siemens, für Forscher wie Albert Einstein und Fritz Haber – und für eine junge polnische Sozialistin namens Rosa Luxemburg. Über allen aber steht ein psychisch labiler, zum Größenwahn neigender Autokrat, der die moderne Industrialisierung regieren will, als wäre sie eine feudale Provinzdomäne: Kaiser Wilhelm II. Im langen Sommer 1914 kapitulieren Politiker und Diplomaten schließlich vor dem Regenten und dessen Militärs, und Deutschland taumelt freudig in den Ersten Weltkrieg, die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts.



FOTOVERMERK NACH SEITEN:
Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, M. = Mitte, u. = unten;

TITEL: The Metropolitan Museum of Art, Gift of John Stewart Kennedy, 1897. (97.34) Photograph © 1992 The Metropolitan Museum of Art.

SEITE 3: Werner Bartsch

SEITE 4: A. J. Russell Collection/The Oakland Museum of California; Publisher: i. m.; Burstein Collection/Corbis: r. m.; France: M. M. /Gamma: o., u.

SEITE 5: National Cowboy and Western Heritage Museum, Oklahoma City; o., AKG: o. m.; David R. Phillips Collection: u. m.; Corbis: u.

AUFRUHR IN DIE NEUE ZEIT: Hulton Archive/Getty Images: 6/7, 18/19; Kremlin/Gamma Liaison: 6/7; Michael K. Williams: 6/7; Russell Collection/The Oxford Museum: 10/11; 11, Library of Congress: 11; USZB2-55222-12/13; L. Mettina/Corbis: 15/17; François Benjamin Johnston Collection - LC-USZC2-1016; Library of Congress: 20/21; Lewis Hine/George Eastman House: 22/23; Proven Collection/Associated Press: 24/25; A. J. Russell Collection: 24/25; Werner Bartsch: 24/25

ANGRIFF DER KONQUISTADOREN: Casablanca Publishers: 28-41

DAS HEILIGE EXPERIMENT: Barney Burstein/Burstein Collection: 24/43; Jean Leon Gerome Ferris/Corbis: 44, 45, 47; George Henry Boughton/AKG: 48

BESIEDLUNG: Francis G. Mayer/Corbis: 51

GEBURT EINER NATION: The Metropolitan Museum of Art, Gift of John Stewart Kennedy, 1897. (97.34) Photograph © 1992 The Metropolitan Museum of Art, New York; Publisher: i. m.; Corbis: 53, 59; Burstein Collection/Corbis: 54; Reunions des Musées Nationaux/Art Resources: 55; Corbis: 58; Francis G. Mayer/Corbis: 59, 60/61; Joseph Schilder: 60; National Portrait Gallery, Smithsonian Institution/Art Resource: Scala, 66; American Philosophical Society: 67; National Archives: 68

FLUCH DES SUDENS: Illinois State Historical Library/AP Photo: 70; Joseph T. Zealley/Peabody Museum, Harvard University: 73; Hulton Archive/Getty Images: 75

BRUNNEN DER DÄMONEN WELT: Marianne Collection: 76/77; Independent National Photo Service: Part 1, Lon Tweeter/TIME Magazine: 78; Missouri Historical Society: St. Louis: 79, 87; The Metropolitan Museum of Art, Rogers Fund, 1907 (07.172.1); Photograph by Scherzer: 80/81; Photograph 1986 The Metropolitan Museum of Art, Gift of John Stewart Kennedy, 1907 (07.172.1); Photograph by Scherzer: 80/81; American Museum of Natural History: 83/84; Lent by the Dept. of Interior, Museum/Smithsonian American Art Museum: 84/85; National Cowboy Hall of Fame and Western Heritage Museum, Oklahoma City (A.1.1): 88/89; Benetton Collection: 88; Martin Parr: Library of Congress: 1/2; Gift of the Birmingham Public Library, Collection of the Birmingham City of Birmingham AL (1991.879): 92/93

DER BRUDERKAMPF NORD GEGEN SUD: Timothy H. O'Sullivan: Library of Congress: 98; National Geographic Society: 98, 106; Alexander Gardner: Photographic Studio: 99; Library of Congress: 100; National Geographic Society: 101; National Portrait Gallery, Smithsonian Institution: 99; Hulton Archive/Getty Images: 100/101; U.S. Army Military Historical Institute: 102/103; 102/103; George Eastman House: 104; Library of Congress: 104; Alexander Gardner: LC-B617-1942; DCL/Library of Congress: 109; Bettmann/Corbis: 1/2; Library of Congress: 112

FÜR EIN HUND VOLL DOLLAR: Currier Pictures: 114/115; 16/17, 18, 19; National State Historical Society: 119; Bruce Brown Collection: 119; Carlos H. Massa: 120; Library of Congress: 121; W. A. Flower: Photograph Gallery/Corbis: 122/123; Boot Hill Museum: 122/123; Kansas State Historical Society: 123; L. Mazzullo Collection, Amarillo Carver Museum: Fort Worth: 123; Ross Collection: 124; The Collection of the American Publishing Co., Inc.: 124/125; Ron Donoho Collection, Las Vegas: 124-1; S.P. Stevens Collection, San Antonio: 124-1; m.; Corbis: 124-1; Museum of American Folk Art: 125; The Byron Collection: 93, 1.1; 20228; 156 U.; The New-York Historical Society: 128

EINWANDERUNG: Hulton Archive/Getty Images: 13*

RÄUBERBAREN: Corbis: 133, 134, 135, 136, 138; Hulton Deutsch Collection: 136; Museum of the City of New York, The Byron Collection: 93, 1.1; 20228; 156 U.; The New-York Historical Society: 137

KRIEG GEGEN SPANIEN: The New-York Historical Society: Bridgeman Images: 139

ZEHN LEBENSWEIHE IN DER NEUEN WELT: Massachusetts Historical Society, Boston/Bridgeman Art Library: 172; Kear Collection/Getty Images: 172 r.; Bettmann/Corbis: 173, 174; Hulton Archive/Getty Images: 174 r., 175 r., 177; National Portrait Gallery, Smithsonian Institution/Art Resource: 177; Corbis: 177

VORSCHAU: 178 - 179; Utbild: 178 U.

KARTEN: Eugenie Schissler & Stefanie Peters: 79; Stefanie Peters: 126, 127, 173, 175, 176

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2003, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Weltbild-Verlag, Verlag für die Dt. Wirtschaft, ART und GEO.